

Melanie Lahmer

KNOCHEN-

FINDER

Kriminalroman



Lübbe Digital

Vollständige E-Book-Ausgabe

des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG erschienenen Werkes

Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Originalausgabe

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Copyright © 2012 by Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln

Lektorat: Karin Schmidt

Textredaktion: Dr. Arno Hoven

Titelillustration: © Daniel Rybkin/shutterstock;

D. Kucharski & K. Kucharska/shutterstock; Gordan/shutterstock

Umschlaggestaltung: Sandra Taufer, München

Datenkonvertierung E-Book:

Urban SatzKonzept, Düsseldorf

ISBN 978-3-8387-1531-5

Sie finden uns im Internet unter

www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Für Kai. In tiefer Liebe

Prolog

Als er aufwachte, hatte er das unbestimmte Gefühl, dass etwas Furchtbare mit ihm geschehen war.

Er schlug die Augen auf: Um ihn herum war nichts als Schwärze. Einen schrecklich langen Moment glaubte er, auf einmal blind geworden zu sein. Er warf den Kopf hin und her in der verzweifelten Hoffnung, irgendwo in der Dämmerung einen winzigen Lichtstrahl zu erhaschen. Während er sich bewegte, spürte er, dass er an Händen und Füßen gefesselt war. Wenn er doch bloß etwas sehen könnte – nur irgendetwas. Doch alles blieb schwarz.

Die Finsternis schien ihn nach unten zu drücken, und er spürte nun deutlich, dass er auf felsigem Boden lag. Langsam gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit, und er konnte graue Schatten erkennen, kantige Umrissse.

Er zitterte. Die verschwitzten Kleidungsstücke klebten an seinem Körper, gleichzeitig war es in seinem Gefängnis schrecklich kalt. Die Feuchtigkeit des Untergrundes drang durch den Stoff, vermischt sich mit dem eisigen Schweiß seiner Angst. Gegen die Kälte half auch die Decke nicht, die jemand über ihn gelegt hatte. Sie war weich und roch nach Weichspüler, wirkte jedoch in dieser großen Leere seltsam fehl am Platze.

So wie er.

Irgendwo hinter ihm tropfte es. Immer wieder, in zermürbender Gleichmäßigkeit. Einige Male versuchte er, die Tropfen zu zählen, als könne er auf diese Weise seine Situation kontrollieren.

Doch es gab keine Kontrolle.

Er versuchte um Hilfe zu rufen. Aber er konnte nur dumpfe, heisere Geräusche ausstoßen, die niemand hören würde: Der zusammengeklumpte Lappen in seinem Mund tat weh und drückte gegen das Zäpfchen; und immer wieder überkam ihn das Gefühl, sich übergeben zu müssen. Doch er kämpfte dagegen an, denn er wusste, dass er sonst ersticken würde.

Verzweifelt versuchte er, sich abzulenken. Mit hoffnungsvollen und ermutigenden Gedanken, mit Erinnerungen an schöne Erlebnisse, mit heiteren Episoden aus dem Alltag.

Doch es half nichts.

Ständig hatte er Bilder von seinem eigenen qualvollen Tod vor seinem inneren Auge.

Kapitel 1

»Ich will den Cache allein finden!«

Der fünfjährige Jannik Walburg schaute zu seinem Vater Martin empor und bekräftigte: »Du darfst mir nicht helfen, Papa. Und Mama auch nicht! Ich bin schon groß genug! Ich kann den Schatz ganz alleine finden.«

Das GPS-Gerät in seiner kleinen Hand wirkte wie ein zu groß geratenes Funkgerät.

Während Jannik durch den Wald marschierte, hielt er den Satellitenempfänger zumeist weit von sich gestreckt; es sah aus, als zöge das Gerät ihn gegen seinen Willen vorwärts. Doch nun blieb er stehen und wies mit seinem schmutzigen Zeigefinger auf den elektronischen Kompass, auf dessen Display der Richtungspfeil nach Nordosten zeigte. Jannik blickte abwechselnd nach vorn und auf den kleinen Bildschirm. Als er schließlich weiterging, geriet er durch eine Furche im ausgetrockneten Waldweg ins Stolpern und wäre beinahe gefallen, aber im letzten Moment fing er sich wieder. Irgendwo zwischen den Bäumen knackte es; vermutlich lief ein kleines Tier durchs Unterholz.

Martin ließ seinen Ältesten vorneweg laufen. Er schaute über die Schulter und sah zu, wie Katharina den Kinderwagen mit dem kleinen Elias über einen holprigen Wegabschnitt schob. Martin winkte seinem Jüngsten zu. Der Wagen schaukelte, und Elias jauchzte, als säße er in einem Karussell.

Katharina hingegen wirkte immer noch wie jemand, der in einen Essigtopf gefallen war. Heute war Martins erster Urlaubstag, und er hatte endlich einmal lange im Bett liegen können. Doch sie erwartete von ihm, dass er ihr an seinen freien Tagen schon frühmorgens bei der Hausarbeit half – und das, obwohl er doch in seinem Beruf so hart schuften musste! Aber das wollte sie nicht einsehen, und deshalb war sie schon den ganzen Vormittag eingeschnappt.

»Da geht's lang, Papa!«

Jannik war erneut stehen geblieben und wies mit dem Finger mitten in den dichten Wald hinein.

Martin beugte sich zu ihm hinunter. »Nein, nicht direkt durch den Wald.« Er blickte auf das Display des GPS-Geräts und zeigte auf die rot markierte Strecke. »Zuerst folgen wir diesem Wanderweg, und nach ungefähr sechshundert Metern schauen wir nach, ob wir die versteckte Dose finden.«

»Ist das noch weit?«, erkundigte sich der Junge.

»Ja, aber nur ein bisschen«, antwortete Martin. Es kostete ihn Mühe, nicht genervt zu klingen. Er wollte lieber in Ruhe wandern und seinen Gedanken nachhängen, statt wie in den letzten Minuten dauernd mit Jannik reden zu müssen. Hoffentlich wollten die Jungs später nicht auch so viel diskutieren wie ihre Mutter.

Jannik sah ihn misstrauisch an. »Ist das so weit wie Omas Haus? So weit will ich nicht laufen!«

Als Martin frustriert schwieg, drehte sich der Junge von ihm weg und verschränkte die Arme vor dem Oberkörper, wobei sein T-Shirt schmutzig wurde.

Katharina erreichte die beiden mit dem Kinderwagen und starre verärgert auf die Flecken. »Jannik, geh weiter, sonst komme ich mit dem Wagen nicht vorbei.«

Der Junge sah trotzig zu seiner Mutter auf.

»Papa hat gesagt, dass wir noch weit laufen müssen. Ich will aber nicht mehr.«

Katharina beugte sich zu ihrem Sohn hinunter. »Der Papa hat gesagt, es ist nur ein bisschen weit. Der Schatz befindet sich also ganz in der Nähe. Du wirst sehen.«

Jannik rieb sich gedankenverloren mit einer schmutzigen Hand über den Arm. Dann hellte

sich sein Gesicht auf.

»Hoffentlich ist in dem Schatz ein Spiderman versteckt. Ich habe ›Bob der Baumeister‹ zum Tauschen mitgenommen.«

Er holte aus einer Tasche seiner Shorts eine kleine Figur hervor und streckte sie seiner Mutter entgegen. »Bob der Baumeister« hatte schon viele Einsätze in Sandkästen und im Kinderzimmer hinter sich; dem Helm fehlte die gelbe Farbe, und die Schuhspitzen waren abgeschabt. Schon seit Wochen hoffte Jannik, in einem der Geocachingverstecke auf eine Spiderman-Figur zu stoßen. Weil der Sohn eines Arbeitskollegen von Martin einmal einen Batman gefunden hatte, glaubte Jannik, in vielen Geocaches seien Superhelden versteckt. Normalerweise handelte es sich bei den Tauschgegenständen um irgendwelchen Ramsch. Dinge von materiellem oder auch ideellem Wert suchte man in ihnen vergebens.

»Ja, wer weiß.« Katharina klang müde. Sie fuhr mit der Hand über Elias' Gesicht, um angetrocknete Kekskrümel von Wangen und Kinn abzuwischen.

Anschließend wanderte die Familie eine ganze Weile schweigend weiter und gelangte schließlich in die Nähe ihres Ziels.

Plötzlich rief Katharina: »Ich setze mich dahinten mit Elias auf die Bank, ich brauche dringend einen Kaffee!«

Sie zeigte auf einen kleinen Rastplatz am Wegesrand. Auf einer nur wenige Meter breiten Lichtung inmitten der dicht nebeneinanderstehenden Fichten gab es eine Bank und einen Tisch, die man aus längsseits halbierten Baumstämmen gezimmert hatte.

»Lass uns eine Pause machen«, schlug Katharina vor, ging zum Rastplatz und setzte sich hin. Heftiger als nötig warf sie den Rucksack auf den Tisch. Sie holte eine Thermoskanne heraus und öffnete sie. Der Kaffee dampfte kaum noch.

Martin schüttelte den Kopf, als sie ihm einen gefüllten Plastikbecher hinhielt. »Danke, aber ich gehe mit Jannik suchen. Wartest du hier mit Elias?«

Ihr Blick stach wie Eiszapfen in seine Magengrube.

Die Hände ballte sie zu Fäusten, als sie sich über den Kinderwagen beugte. »Mir bleibt ja wohl nichts anderes übrig, als das zu tun, was man mir sagt«, blaffte sie und öffnete Elias' Gurt. »Ist schließlich mein Job, das hätte ich fast vergessen. Und während der gnädige Herr am Wochenende ausschläft, rackere ich mich wie jeden Tag ab. Als Hausfrau hat man ja leider kein Wochenende. Ich bin schon seit halb sieben auf den Beinen und halte alles im Haus am Laufen. Aber jetzt brauch ich einfach eine Pause.«

Der zweijährige Elias kletterte aus dem Wagen und fiel mit einem kurzen Schreckensschrei auf den Waldboden. Flink rappelte er sich auf; Dreck und Nadeln klebten rings um seinen Mund. Mit zusammengekniffenen Lippen wischte Katharina erneut sein Gesicht sauber.

Martin wandte ihr den Rücken zu. Bekäme er noch mehr Vorwürfe zu hören, würde er wutentbrannt in den Wald laufen. Und zwar ohne GPS-Gerät.

Plötzlich bemerkte er, dass Jannik zwischen den Bäumen verschwunden war. Angestrengt hielt er nach seinem Sohn Ausschau. Dann sah er, wie das rote T-Shirt des Jungen neben einer umgekippten Fichte aufblitzte. Martin eilte zu seinem Sohn, ohne sich noch einmal nach Katharina umzudrehen. Jannik stocherte mit einem Stock, der ihm bis zum Scheitel reichte, im Erdreich zwischen einigen Nadelbäumen herum. Dann hob er Rindenstücke vom Boden auf, drehte Steine um und zog am Geäst dünner Büsche.

»Papa, wir sind bestimmt falsch. Hier ist nichts.« Mit enttäuschem Gesichtsausdruck sah er zu seinem Vater auf. »Das wurde bestimmt geklaut.«

Martin verkniff sich ein Grinsen. Die Dose war von den letzten Findern zwar gut versteckt worden, aber er hatte sogleich den unnatürlich aussehenden Haufen kleiner Äste und

Zweige entdeckt: ein typisches Anzeichen für ein Geocachingversteck. »Der Schatz ist sicher noch da, du musst dich nur genauer umschauen.«

Jannik stützte sich auf den Stock. »Hast du was gesehen?«

Martin blickte zu Boden, als hätte er die Frage nicht gehört. Es machte ihm große Freude, Jannik beim Suchen und Finden zu beobachten. Mitunter brauchte der Junge mehrere Minuten, um selbst die Verstecke zu entdecken, die geradezu ins Auge sprangen. Und je länger er suchte, desto größer war seine Freude, wenn er den Schatz gefunden hatte.

»Du darfst mir aber nichts verraten, Papa. Ich will den Cache allein finden!«

Jannik drehte sich im Kreis, bückte sich und grub mit seinen kleinen Händen in den Nadelhaufen auf dem Waldboden. Ein Eichelhäher saß in einigen Metern Entfernung auf einem Ast, als wollte er dem Jungen bei der Suche zuschauen.

Plötzlich hielt Jannik abrupt inne. »Ich hab den Schatz, Papa; hier ist er versteckt!«

Der Eichelhäher keckerte und flog davon, als der Junge aufgeregt den Reisighaufen beiseiteschaufelte. Braune Blätter stoben umher, und Staub lag in der Luft.

Inzwischen war ihnen Katharina mit Elias gefolgt. Sie stellte sich neben Martin, und er spürte plötzlich ihre Wange an seiner Schulter.

»Ist er nicht süß?«, hauchte sie ihm ins Ohr.

Martin war völlig irritiert. Warum tat sie auf einmal so, als sei alles in Ordnung, nachdem sie noch eben mit ihm heftig gestritten hatte? Unsicher drückte er ihren Oberarm. Elias setzte sich zu ihren Füßen und stocherte nun ebenfalls im Dreck.

Jannik hantierte mit seinem Fundstück, einer Frischhaltebox, und Martin wartete auf das charakteristische »Plopp«, wenn beim Öffnen die Luft entwich. Aber das Geräusch blieb aus. Wahrscheinlich war die Dose bereits kaputt, und wenn sie Pech hätten, wäre der Inhalt feucht und verschmutzt.

»Mama, Papa, was ist das?«, rief der Junge; seine Stimme klang beunruhigt.

Katharinas Oberkörper versteifte sich. Sie löste sich von ihrem Mann und ging mit schnellen Schritten zu Jannik.

Martin folgte ihr rasch. »Zeig mal her«, sagte er und nahm seinem Sohn die Dose aus der Hand.

Erwartungsvoll blickte er in das Oval aus transparentem Kunststoff. Reflexartig zuckte er zurück, als beißender Geruch in seine Nase stieg. Modrig, organisch. Dann sah er die Insekten, dazwischen ein Stück Fleisch. Daumendick. Zwischen hellroten Gewebefetzen, braunen Blutkrusten und angeschwärzten Geweberändern war ein weißer Knochen zu erkennen.

Katharina schrie auf, als auch sie den Inhalt der Dose sah.

Martin blickte starr in den stinkenden Behälter.

Ein Käfer spreizte die irisierenden Flügel. Er krabbelte über den Dosenrand, fiel auf den Waldboden und verschwand im Unterholz.

Kapitel 2

»Ihrem Versetzungsantrag kann leider nicht entsprochen werden. Pah!«

Natascha Krüger warf den Brief auf den Schreibtisch und sprang empört auf. Ihr Bürostuhl rollte polternd gegen das Metallschränkchen hinter ihr. Sie drehte sich um und gab ihm noch einen Tritt.

»Ich muss erst meinen Erstverwendungsdienst beenden, bevor ich mich weiterbewerben kann!«, rief sie mit scharfer Stimme. »Scheiß-Bürokraten!«

Ihr Kollege Jörg Lorenz lehnte sich in seinem Stuhl zurück, der ein asthmatisches Geräusch von sich gab. »In diesen sauren Apfel müssen alle Berufsanfänger beißen. Das wusstest du doch vorher, du kennst schließlich die Vorschriften.«

»Aber die hätten doch für mich eine Ausnahme machen können! Diese Möglichkeit gibt es nämlich!« Natascha funkelte ihren Bürokollegen an. Wieso musste er alles besser wissen?

Lorenz griff zu einer Dienstmütze, die schon seit Ewigkeiten hinter ihm auf einem halbhohen Regal lag, und setzte sie auf. Dabei fiel eine der beiden Schildkröten aus Plüschtuch um, die dort standen.

»Melde mich gehorsamst zum Dienst, Kommissarin Krüger!«

Manchmal sah er selbst aus wie eine Schildkröte, fand sie. »Das ist nicht witzig!«

Enttäuscht zog sie ihren Schreibtischstuhl an seinen Platz und setzte sich wieder. Sie stützte ihr Kinn in die Hände und blickte Lorenz trotzig an. Er grinste aufreizend. Dass sie ihrem Kollegen direkt gegenüber saß, fand sie nicht immer gut.

»Was ist, warum guckst du so?«, wollte sie wissen.

»Du erinnerst mich an meine Schwester.«

»Ach, und warum?«

»Sie hat sich immer ein Pferd gewünscht und unsere Eltern damit ganz schön genervt. Zu ihrem zwölften Geburtstag hat sie dann endlich ein Tier geschenkt bekommen. Doch es war kein Pferd, sondern ein Hamster. Da hat sie ungefähr so dreingeschaut wie du jetzt gerade.« Lorenz grinste immer noch.

»Wie witzig. Du machst dich über die Wünsche und Träume anderer Leute lustig, als ob du selbst keine hättest. Ich habe jedenfalls keine Lust, bis zur Pension immer den gleichen Dienst in derselben Stadt zu schieben – auch wenn es bei der Polizei noch vergleichsweise spannend ist. Und wenn ich ein Ziel habe, dann unternehme ich auch was, um es zu erreichen.«

Lorenz zog die Augenbrauen nach oben und betrachtete sie wie ein alter Lehrer seine ungestüme Schülerin. Dann drehte er sich um, nahm die Mütze ab und legte sie zurück auf das Regal. Auch die umgefallene Schildkröte stellte er wieder auf.

Manchmal benahm er sich ihr gegenüber wie ein Vater, dachte Natascha. Obwohl er erst achtunddreißig war und damit nur elf Jahre älter als sie.

Trägheit breitete sich in ihr aus: der Kater nach dem Adrenalinkick. Sie verschränkte die Arme und legte sie auf den Schreibtisch, sodass sie mit ihnen das Schreiben des Ministeriums verdeckte. Aus den Augen, aus dem Sinn.

Wieso hatte man sie nach dem Studium bloß hierher geschickt? Nach Siegen! Das war der nordrhein-westfälische Wurmfortsatz, kein richtiges Westfalen und erst recht kein Rheinland. Die meisten ihrer ehemaligen Kommilitonen hatten als Kommissare im Rheinland bleiben oder zur Bereitschaftspolizei gehen dürfen. Warum man ausgerechnet sie dem Kriminalkommissariat in dieser eintönigen Gegend mit den wortkargen Bewohnern zugeteilt hatte, war ihr unerklärlich. Siegen war nur durch die Zusammenlegung mehrerer Orte zu einer Großstadt geworden: Das besondere Flair und die Lebendigkeit gewachsener Städte fehlten hier völlig; die Infrastruktur

und das kulturelle Angebot waren immer noch kleinstädtisch, obwohl die kommunale Neugliederung schon weit mehr als drei Jahrzehnte zurücklag. Und die Polizeidienststelle befand sich nicht einmal im Zentrum der Stadt, sondern in Weidenau, einem der Stadtteile. Nun saß sie hier, zwischen Rothaargebirge und Westerwald, und fühlte sich von den dicht bewaldeten Bergen, die keinerlei Fernblick boten, förmlich eingekreist. Einzig das nahe gelegene Autobahnkreuz bei Wenden an der Grenze zum Sauerland stellte eine Verbindung zur alten Heimat her, da man dort auf die A4 nach Köln auffahren konnte. Natascha konnte es nur zu gut verstehen, dass viele Studierende von auswärts lästerten, die Autobahn nach Köln sei das Beste an Siegen. Selbst die Sieg schien langsamer als andere Flüsse zu fließen.

Hätte sie nicht Tine kennengelernt und in ihr eine gute Freundin gefunden, wäre sie längst an ihrem Schicksal verzweifelt. Ihre erste Begegnung hatten sie gleich zu Beginn ihrer Zeit in Siegen, und zwar kurz nach Mitternacht auf der am stärksten befahrenen Kreuzung der Stadt. Natascha war mit einem Kollegen auf Streife gewesen, als sie zu einem Einsatz gerufen wurden. Sie entdeckten eine junge Frau, die sich mitten auf die Kreuzung gestellt hatte und zwei Pylonen in die Höhe hielt. Ihr Freund stand am Straßenrand und fuchtelte mit seinen tätowierten Armen in der Luft herum. Beide waren natürlich sturzbetrunken. Recht bald brachten die Polizisten in Erfahrung, wie es zu dieser Situation gekommen war: Der Mann hatte seiner Freundin auf dem Heimweg gestanden, dass er fremdgegangen sei; daraufhin hatte sie in einer Kurzschlussreaktion zu zwei Pylonen gegriffen, die von Straßenarbeitern auf dem Gehweg vergessen worden waren, und damit auf ihn eingeschlagen. Er konnte sich nur dadurch retten, dass er über die Straße rannte. Sie lief hinter ihm her, doch als eine der Ampeln auf Grün schaltete, sah sich die junge Frau plötzlich von fahrenden Autos umzingelt. Mit einer Sturheit, wie sie nur Betrunkenen eigen ist, blieb sie auf der Kreuzung stehen. Natascha und der Kollege von der Schutzpolizei legten ihr schließlich Handschellen an und brachten sie so zur Vernunft.

Drei Wochen später begegneten sich die beiden jungen Frauen zum zweiten Mal, diesmal in einem Bogenschützenverein. Tine zeigte sich zunächst noch zickiger. Doch etliche Tage später gestand sie Natascha, wie sehr sie sich bei der zweiten Begegnung geschämt hatte. Seitdem erwähnte keine von ihnen mehr jenes nächtliche Erlebnis, und sie hatten bereits so oft von ihrer »ersten« Begegnung beim Bogenschießen erzählt, dass sie schon fast selbst daran glaubten.

»Natascha? Was ist mit dir?« Lorenz holte sie zurück aus ihren Tagträumen.

Sie setzte sich auf, fuhr sich mit den Fingern durch die kurzen dunklen Haare und murmelte: »Es hat ja doch keinen Zweck. Dann bleibe ich eben noch zwei Jahre hier und arrangiere mich mit den Umständen.«

»Na bitte. Geht doch.«

Er lächelte. Um seine Augen bildeten sich feine Fältchen, die Mundwinkel zuckten, und die Stirn glättete sich. Plötzlich überkam Natascha Wehmut, als sie daran dachte, dass sie ihren sympathischen Kollegen eigentlich verlassen wollte. Am liebsten hätte sie ihn für dieses Lächeln umarmt.

»Magst du gleich mit mir in die Kantine kommen? Mein Magen grummelt wie ein alter Bär.« Lorenz hielt sich den Bauch und sah sie auffordernd an.

Doch Natascha schüttelte den Kopf. »Danke, heute nicht. Ich hab mir einen Salat mitgebracht.«

»Du machst doch nicht etwa eine Diät? Du bist schon dünn genug!« Er formte mit beiden Händen einen kleinen Kreis, der wohl ihre Taille darstellen sollte.

Natascha war empört. »Quatsch. Aber bei dieser Hitze habe ich keine Lust auf warmes Essen. Da ist so ein frischer, knackiger Salat doch was Feines, oder?«

Lorenz mimte den Zerknirschten. »Du hast recht. Anstelle des fetten Kantineessens sollte ich meinem Magen lieber was Gesundes gönnen. Und weißt du was?« Er stand auf und

ging auf die Tür zu. »Morgen fange ich damit an. Ganz bestimmt!«

Lachend verließ er den Raum, und Natascha rief ihm noch »Guten Appetit!« hinterher.

Kapitel 3

Natascha stand im Flur der Siegener Polizeibehörde und sog den Geruch in sich auf. Mief aus ungelüfteten Büros, der Geruch eines süßen Parfüms, Vanilleduft aus Zerstäubern. Sogleich schloss sie die Augen: In ihrem Geist verbanden sich die Geruchseindrücke mit Farbtönen, die sich miteinander vermischten. Vor ihrem inneren Auge betrachtete sie die Melange, als könne sie auf diese Weise ein Stück ihrer neuen Heimat in sich aufnehmen.

Natascha genoss in manchen Momenten diese Verschmelzung der Sinne, wenn Gerüche sichtbar wurden und sie in ihnen abtauchen konnte. Viele Jahre hatte sie geglaubt, dass sie mit ihren intensiven Empfindungen allein wäre, und mit niemandem darüber geredet, um nirgends anzuecken. Denn schon früh hatte sie die Erfahrung gemacht, dass die meisten Menschen sie nicht verstanden, weil bei ihnen Gerüche und Geräusche – und auch Worte – eben nicht farbig waren. Dann aber lernte sie während eines kurzen Aufenthalts an der Psychologischen Fakultät der Universität Köln eine junge Frau kennen, die erwähnte, dass ihre Buchstaben und Zahlen ebenfalls mit Farben verbunden waren. Und auf einmal bekam dieses außergewöhnliche Zusammenspiel der Sinne einen Namen: Synästhesie. Anschließend saßen die beiden Frauen stundenlang in der Cafeteria des Campus beisammen, sprachen über ihre Empfindungen und tauschten sich über rote »A«s und gelbe Zweien aus. Durch dieses Gespräch waren Natascha die Augen für ihre besondere Fähigkeit geöffnet worden.

Seither nahm sie sich manchmal kleine Auszeiten, um sich Gerüche anzuschauen oder den Bildern gesprochener Worte hinterherzuspüren. Und sie freute sich gleichzeitig darüber, trotzdem völlig normal zu sein. Sie war einfach nur empfindsamer als andere: eine neurologische Besonderheit.

Plötzlich raschelte es hinter ihr. Sie zuckte zusammen, riss die Augen auf und drehte sich um.

»Simon!«

Diese Schreckhaftigkeit!, fuhr es ihr durch den Kopf. Eine gute Polizistin sollte nicht so schnell zusammenfahren. Sie blickte Simon Steinhaus, einen Kollegen von der Schutzpolizei, empört an. »Warum erschreckst du mich so?«

Er lächelte sie an und sah ihr intensiv in die Augen. Der dunkle Rand seiner hellblauen Iris irritierte sie jedes Mal. Unvermittelt wurde ihr bewusst, dass sie ihn ebenfalls anstarre.

»So geistesabwesend, Frau Kollegin? Alles in Ordnung?«

Natascha löste ihren Blick von seinen Augen und starre stattdessen auf Mund und Kinn. Nicht ein einziges Barthaar war mehr zu sehen. Als sie sich vor einem halben Jahr auf der Weihnachtsfeier kennengelernt hatten, war noch ein kleiner dunkelblonder Spitzbart am Kinn gewesen. Das hatte ihm viel besser gestanden als jetzt das glatte Gesicht. Unwillkürlich stellte sie sich vor, wie es sich wohl anfühlte, wenn sie mit der Hand seine Haut berühren würde.

»Ja und nein«, antwortete sie schließlich. »Ich habe einen Versetzungsantrag gestellt, aber der wurde abgelehnt.« Sie hob die Schultern an und steckte die Hände in die Hosentaschen.

»Du willst weg von hier? Wieso?« Er klang beinahe entsetzt.

»Ich möchte zurück ins Rheinland. Die Kölner Altstadt, die Kulturszene, die netten und offenen Leute – all das fehlt mir hier mehr, als ich dachte.«

»Wenn dir die Kripo zu langweilig ist, dann wechsel doch in unsere Abteilung. Wenn du draußen auf Streife unterwegs bist, lernst du mehr über die Gegend hier kennen, als du jemals über Köln wusstest. Warst du überhaupt schon mal richtig außerhalb der Stadt?« Eine kleine Strähne hing über seinem Auge, und er schob sie mit dem Zeigefinger nach hinten.

Natascha schüttelte den Kopf. »Ich bin bisher noch nicht dazu gekommen. Außer der

Oberstadt mit den kleinen schieferbedeckten Häusern habe ich noch nichts Besonderes hier entdeckt.«

»Na, dann wird es aber wirklich Zeit. Du solltest mal an einem freien Tag ein paar der Wanderwege ausprobieren und hinterher ein ordentliches Pils in der Oberstadt trinken. Wir haben hier ganz gemütliche Kneipen!«

Natascha lachte. »Mit einem netten Fremdenführer macht das bestimmt Spaß. Dann wäre ich auch bereit, mich die Berge hochzuquälen.«

»Abgemacht!« Simon grinste über das ganze Gesicht. »Sag mir einfach Bescheid, wann du Zeit hast.«

Natascha zwinkerte ihm zu und ging dann an ihm vorbei zur Treppe. Dabei berührten sich kurz ihre Hände. Es prickelte wie beim Kontakt mit schwacher Elektrizität.

Kapitel 4

Hannes Winterberg saß auf seinem Sessel im Wohnzimmer, ihm gegenüber auf dem Sofa sein ältester Sohn Niklas, etwas weiter entfernt, auf dem Zweisitzer, seine Frau. Ute hatte ihn kurz vor der Mittagspause im Büro angerufen und gebeten, schnell nach Hause zu kommen: Sie habe ein Schreiben von Niklas' Schulleitung im Briefkasten gefunden.

Winterberg konnte nicht gerade behaupten, dass ihn so etwas überraschte. Vor einigen Wochen hatte sich Niklas vom pickligen und unsicheren Jüngling in einen eigensinnigen Teenager verwandelt, der sich keinem Erwachsenen mehr anvertraute und sich immer aggressiver verhielt. Dass er damit nicht nur Konflikte mit seinen Eltern hervorrief, sondern auch in der Schule, war abzusehen gewesen. Doch immer wenn Winterberg mit Ute über dieses Problem redete, nahm sie Niklas in Schutz und deutete seine neue Verhaltensweise als einen durchweg positiven Abnabelungsprozess. Winterberg sah das zwar anders, unternahm aber letztendlich doch nichts, weil er das unbestimmte Gefühl nicht loswurde, dass er wegen seiner beruflichen Erfahrungen als Kriminalhauptkommissar vielleicht überreagierte.

Und nun war das Kind in den Brunnen gefallen.

Niklas, der sich auf die Couch gelümmelt und die Arme vor der Brust verschränkt hatte, verteidigte sich wütend.

»Ich hab nichts gemacht!«, stieß er nun hervor, wobei sein Zungenpiercing zu sehen war.

Winterberg versuchte, den Zungenschmuck seines Sohnes zu ignorieren. Er spürte ein seltsames Kribbeln auf der Kopfhaut, als stünden seine graublonden Locken wie elektrisierte Stahlwolle vom Kopf ab. Unwillkürlich krallte sich die eine Hand in die Armlehne des Cordsessels, die andere zerdrückte das Schreiben der Schuldirektorin. Nur mühsam gelang es ihm, nicht die Beherrschung zu verlieren. »Das höre ich tagtäglich. Niemand hat jemals irgendetwas gemacht, und wir Polizisten gehen grundsätzlich immer von den falschen Annahmen aus.«

Winterberg imitierte ein gelangweiltes Gähnen und hielt sich die Hand vor den Mund.

Niklas pustete eine schwarz gefärbte Haarsträhne aus der Stirn und sah seinen Vater trotzig an. »Und weil die Typen bei euch immer lügen, unterstellst du das auch deinem Sohn. Na super.«

Winterberg hatte plötzlich das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen. Vor seinem inneren Auge entstand ein entsetzliches Bild. Er sah Niklas im Schmutz einer Bahnhofstoilette liegen – den Körper verdreht, die Nadel steckte noch im Arm, der zusammengezurrte Ledergürtel darüber drückte die Venen ab. Neben ihm sein Kumpel Marco. Mit zusammengebissenen Zähnen verbannte er das Trugbild aus dem Kopf und sah seinem Sohn in die Augen.

»Nein, ich unterstelle dir nicht, dass du lügst. Ich möchte nur wissen, was du mit der ganzen Sache zu tun hast.« Das Schreiben in seiner linken Hand zitterte; mit der rechten, die er zur Faust geballt hatte, hämmerte er so lange auf die Sessellehne, bis es schmerzte. »Verdammt noch mal! Ich bin Polizist, und mein Sohn wird von der Schule zum Drogentest verdonnert! Ich fasse es nicht! Wie kommt deine Lehrerin auf so einen Verdacht – kannst du mir das verraten?«

Niklas starrte ihn mit zusammengekniffenen Augen an. »Woher soll ich das wissen? Die hat mich eben auf dem Kieker!«

»Ich will dafür eine Erklärung!«, brüllte Winterberg. »Und keine Ausflüchte! Du weißt genau, dass ich die Wahrheit herausfinden werde!« Sein Hals kratzte von der Anstrengung.

»Mach doch! Ich hab dir schon gesagt, dass ich nichts mit Drogen zu tun hab. Ich bin doch nicht blöd!«

Winterberg sah, wie Niklas ängstlich zu seiner Mutter blickte. Ute saß bleich und

stocksteif auf dem Zweisitzer. Sie schaute von einem zum anderen; die Augen waren dunkel, die Lippen ein schmaler rubinroter Strich. Mit der rechten Hand spielte sie an ihrer perlmuttfarbenen Perlenkette, die linke lag wie festgefroren auf ihrer Hose. Weiß auf Braun. Winterberg beobachtete sie aus den Augenwinkeln – bereit, ihr ins Wort zu fallen, sollte sie ein weiteres Mal ihren Sohn in Schutz nehmen.

»Niklas!« Ihre Hand begann über das Hosenbein zu reiben. »Drogen sind eine ernste Angelegenheit, und dein Vater und ich möchten dir helfen. Wenn du also etwas damit zu tun hast ... Bitte sag uns die Wahrheit.«

Niklas sah sie empört an und pustete eine Strähne aus seinem Gesicht. »Ihr braucht mir nicht zu helfen, weil ich kein Problem habe. Höchstens mit euren blöden Vorwürfen.«

Er stand vom Sofa auf, zog seine schwarze Stretchhose glatt und ging zur Tür. Bevor er sie öffnete, drehte er sich noch einmal zu seinen Eltern um. Wie zufällig befeuchtete er die Lippen, die kleine metallene Kugel auf seiner Zunge blitzte zwischen den Zähnen hervor.

Winterberg sprang vom Sessel auf. Nur mit Mühe behielt er seine Beherrschung. »Du bleibst jetzt hier undhörst dir an, was wir zu sagen haben!« Seine Stimme klang heiser.

»Ich werde bald achtzehn, dann habt ihr mir nichts mehr zu sagen.« Aufreizend langsam verließ der Junge den Raum und ließ die Tür ins Schloss fallen.

Winterberg wollte ihm hinterher eilen, aber Ute sprang auf und hielt ihn am Arm fest. »Lass ihn, Hannes. Er wird sich schon wieder beruhigen.«

Er schob ihre Hand beiseite und kniff die Lippen zusammen. Konnte sie ihn nicht ausnahmsweise einmal unterstützen? Musste sie sich immer auf die Seite der Kinder stellen?

»Wenn er wirklich nichts genommen hat, dann wird der Test seine Unschuld beweisen«, fuhr sie fort. »Und falls sich herausstellen sollte, dass er doch was genommen hat, können wir danach immer noch über Schuldzuweisungen sprechen. Ach komm, Hannes, sei doch nicht so verbohrt.«

»Verbohrt? Hast du einmal darüber nachgedacht, was das für mich als Polizist bedeutet? Wie alle Kollegen hinter meinem Rücken tuscheln werden? Hast du schon gehört? Winterbergs Sohn musste zum Drogentest. Wenn alles bei uns so perfekt funktionieren würde wie der Flurfunk, dann gäbe es in Siegen keine unaufgeklärten Verbrechen mehr, das sag ich dir!«

Winterberg war außer sich. Wenn er jetzt nicht sofort an die frische Luft käme, würde er platzen. Um ihm so in den Rücken zu fallen, hatte Ute ihn im Büro angerufen – dafür war er in der Mittagspause nach Hause geeilt! Und das klärende Gespräch mit Niklas, das sie am Telefon angedeutet hatte, war zu einer bloßen Farce verkommen. Sein Sohn sollte zum Drogentest! Es war nicht zu fassen!

Ohne sich von seiner Frau zu verabschieden, verließ er das Wohnzimmer. Er fischte den Autoschlüssel aus der Schale im Flur, nahm im Vorübergehen die alte Cordjacke vom Haken und hastete zur Garage.

Als der Kies unter seinen Sohlen knirschte, flogen zwei Amseln erschrocken in die Höhe. Winterberg schaute ihnen hinterher. Eine große, lang gezogene Wolke verdeckte die Sonne.

Kapitel 5

Wie üblich war Winterberg auf den Mitarbeiterparkplatz gefahren. Doch anstatt aus dem Wagen auszusteigen, war er sitzen geblieben und starrte nun auf das weiße Polizeigebäude mit den blauen Markisenkästen. Immer wieder musste er an den Streit zu Hause denken. Eigentlich wäre die Arbeit eine willkommene Ablenkung, aber irgendetwas hinderte ihn daran, sofort nach oben zu gehen. Zuerst musste er seine Gedanken sortieren.

Musik würde sicher helfen. Auf der Mittelkonsole lag eine *Best of* von Jethro Tull. Er legte die CD ein und verstellte die Rückenlehne nach hinten, sodass er es sich in einer halb liegenden Position bequem machen konnte. Dann drehte er die Lautstärke hoch. Fast musste er befürchten, dass etliche der Kollegen auf den Parkplatz strömen würden, um die Ruhestörung zu beenden. Die Boxen waren den hohen Tönen von Ian Andersons Querflöte zwar nicht gewachsen und schepperten. Doch das war ihm egal: Er musste jetzt nachdenken.

Was wäre, wenn Niklas tatsächlich Drogen nahm – oder sogar verkaufte? Wie sollten sie als Eltern darauf reagieren? Wenn Jugendliche mit glasigem Blick vor seinem Schreibtisch saßen und ihre Unschuld beteuerten, empfand er nur wenig Mitleid und Verständnis. Manche behaupteten, sie seien ungewollt auf die schiefe Bahn geraten? Deren Bahn war schon schief gewesen, bevor sie überhaupt laufen konnten. Und nun sah es auf einmal so aus, als ob sein Niklas aus der Bahn geschleudert würde ...

Die Boxen schepperten weiter, und es klang, als führe er mit seinem Wagen durch eine Waschanlage aus Drahtbürsten. Jetzt hatte er genug: Mit der flachen Hand schlug er gegen den Lautstärkeregler; die Querflöte jaulte noch einmal auf und verstummte dann. Erst jetzt hörte er, dass jemand an die Scheibe klopft. Winterberg richtete sich auf und sah Jörg Lorenz neben dem Auto stehen.

Er öffnete die Tür. »Lorenz! Was ist los?«

»Es gibt Arbeit. Was machst du eigentlich hier unten?«

»Musik hören. Das hast du doch sicherlich gerade mitbekommen. Was gibt's? Verfolgungsjagden auf der A45, oder dürfen wir endlich die Autoschieber aus Bulgarien festnehmen?«

Falls Lorenz den Sarkasmus von Winterberg bemerkte, ging er nicht darauf ein. »Wir haben eine Vermisstenmeldung. Ein Schüler.«

Für einen kurzen Moment setzte Winterbergs Herz aus, nur um danach im rasenden Tempo weiterzuschlagen. Sofort fielen ihm seine beiden Söhne ein, und seine Gedanken überschlugen sich. Niklas und Fabian. Waren sie zu Hause? Wohin war Niklas nach dem Streit gegangen? Hatte etwa Ute soeben angerufen?

Doch nach außen hin versuchte er gelassen zu bleiben. »Wie alt?«

»Achtzehn. Ist bei dir alles in Ordnung?« Lorenz kniff die Augen zusammen und sah ihn schräg von der Seite an. »Du sitzt doch sonst nicht hier unten herum und starrst die Wagen deiner Kollegen an.«

Winterberg stieg aus dem Auto und knallte die Tür hinter sich zu. »Schon gut. Lass uns nach oben in mein Büro gehen.«

Sein Ton war schärfer als beabsichtigt. Lorenz musste bemerkt haben, dass er einen wunden Punkt erwischt hatte. Er hatte ein unheimliches Gespür dafür, was in anderen Menschen vorging.

Winterbergs Büro war so klein, dass kein zweiter Schreibtisch hineinpasste, was manchmal recht angenehm war. Vor allem an Tagen wie diesem, an denen er gerne auf Gesellschaft verzichtet hätte. Dann erschien ihm die ehemalige Putzkammer am Ende des Flurs,

die man ihm als Büro zugewiesen hatte, wie ein Refugium. Der Raum maß kaum sieben Quadratmeter, war schluchtförmig und eigentlich viel zu dunkel. Das einzige Fenster zeigte auf die vierspurige Hauptstraße, die am Polizeigebäude entlangführte. Die verkehrsgünstige Lage war gut für rasche Einsätze, aber an warmen Tagen ausgesprochen schlecht für die Arbeit in Büroräumen ohne Klimaanlage. Im Sommer standen nur die Optionen »Ersticken« oder »Ertauben« zur Auswahl, und auf beides hatte Winterberg keine Lust. Also ließ er meist die Zimmertür offen, was auch den Vorteil hatte, dass der mausgrau getünchte Raum heller und größer wirkte.

Winterberg quetschte sich hinter seinen Schreibtisch. Da das Möbelstück der Länge nach mitten im kleinen Raum stand, gab es weder davor noch dahinter viel Platz. Deshalb setzten Lorenz und Natascha sich auch nicht, sondern blieben an der gegenüberliegenden Wand stehen.

Lorenz warf eine Mappe auf Winterbergs Computertastatur und informierte seine Kollegen über den neuesten Fall.

»René Staudt, achtzehn Jahre alt. Er ist am Freitag nach der Schule nicht nach Hause gekommen. Die Eltern waren arbeiten oder anderweitig beschäftigt und haben sich zuerst nichts dabei gedacht, dass sie ihn den ganzen Tag nicht gesehen hatten. Samstags schläft der Junge meistens lange und geht dann zum Fußball. Deshalb haben sich die Eltern erst am Samstagabend, als er nicht zum Essen erschienen war, ernsthafte Sorgen gemacht. Der Vater hat dann ein paar Telefonate geführt. Vom Trainer hat er erfahren, dass René gar nicht beim Fußball war, und das nicht zum ersten Mal. Auch seine Kumpels haben ihn am Wochenende nicht gesehen. Und so haben sich die Eltern am Sonntagvormittag an uns gewandt und den Sohn als vermisst gemeldet.«

Natascha runzelte die Stirn. »Die lassen sich aber verdammt viel Zeit. Ob er wohl abgehauen ist? Vielleicht ist das ja früher schon mal passiert? Das wäre immerhin eine nachvollziehbare Erklärung dafür, weshalb die Eltern erst so spät reagieren.«

»Das weiß ich noch nicht. Allerdings hat der Vater vor einer halben Stunde noch einmal angerufen und mitgeteilt, er hätte kurz zuvor endlich Nina Achenbach erreicht, die Exfreundin seines Sohnes. Sie hat ihm erzählt, dass René ihr einen Brief geschrieben hat. Möglicherweise einen Abschiedsbrief.«

Winterberg spürte, wie sich etwas in seinem Inneren zusammenzog. »Möglicherweise? Was heißt das?«

Lorenz seufzte. »Sie weiß es nicht. Weil sie nichts mehr mit ihm zu tun haben wollte, hat sie den Brief vernichtet. Ungelesen.«

»Und warum meint der Vater, dass es ein Abschiedsbrief war? Glaubt er etwa, der Liebeskummer seines Jungen sei so groß, dass er etwas Dummes gemacht hat? Es könnte doch sonst was dringestanden haben, oder?«

Winterberg merkte selbst, dass seine Worte abwehrend klangen; er tat ja so, als wäre die Vermutung des Vaters abwegig, ein Teenager könnte aus enttäuschter Liebe davonlaufen oder sich gar umbringen. Dabei würde er doch das Gleiche denken, wenn es um seinen eigenen Sohn ginge. Niklas schrieb jedenfalls keine Briefe, wenn er nicht unbedingt musste.

Lorenz nahm eine Büroklammer vom Schreibtisch und drehte sie zwischen den Fingern. »Theoretisch ja. Aber genauso gut könnte der Vater recht haben, und der Junge hat sich was angetan. Wir werden den Inhalt des Briefes jedenfalls nicht herausfinden, es sei denn, es gibt irgendwo eine Kopie von ihm.« Er sah zu Winterberg. »Die Ex hat den Brief nämlich nicht einfach ins Altpapier geworfen. Sie war gründlich. Zuerst hat sie den Brief zerrissen, dann die Schnipsel verbrannt. Und die Asche hat sie im Ausguss weggespült. Da sind sogar unsere Spezialisten aufgeschmissen.«

Winterberg schlug mit der Hand auf den Schreibtisch. »Sie hat den Brief verbrannt? Das gibt's doch gar nicht!« Der Schlag hatte wehgetan, und er rieb sich mit der Linken den

Daumenballen. »Dann gehen wir also vom schlimmsten Fall aus. Trotzdem haben wir immer noch eine Chance, dass alles gut ausgeht. Der Junge wäre nicht der Erste, der Hals über Kopf abhaut und es sich dann doch anders überlegt. Denkt nur mal an die Sache mit der jungen Griechin vor ein paar Wochen. Erst verschickt sie E-Mails mit Selbstmorddrohungen an ihre Freundinnen, und dann wird sie zwei Tage später putzmunter und mit neuen Klamotten in Hannover aufgegriffen.«

»Ja, das wäre eine einfache Lösung«, meinte Natascha. »Aber an eine Shoppingtour glaube ich in diesem Fall nicht.«

Lorenz spielte nervös mit der Büroklammer und überlegte angestrengt. »Vielleicht gab es ja auch Ärger in der Schule? René besucht das Städtische Gymnasium. Zwölftaue Jahrgangsstufe.«

Winterberg sank merklich in sich zusammen. In seinem Hinterkopf begann ein leises Dröhnen. Verdammt! Dieselbe Schule wie Niklas und Fabian. Was war da los? Was passierte mit den Jugendlichen dort? Sein pubertierender Sohn brachte das Familienboot ins Wanken, und er musste einen – möglicherweise – lebensmüden Schulkameraden suchen, anstatt zu Hause das Steuer in die Hand zu nehmen und alle wieder auf Kurs zu bringen.

Er zog den Tischkalender näher zu sich heran. »Der Junge ist seit Freitag verschwunden, heute ist Montag. In der Zwischenzeit kann verdammt viel passiert sein. Was genau, darüber möchte ich lieber nicht nachdenken.«

»Nachdem die Eltern ihn am Sonntag vermisst gemeldet hatten, ging die Info an die Kollegen von der Streife. Wenn einer von ihnen René entdeckt, erfahren wir das sofort. Allerdings haben wir bisher keine Hinweise von ihnen bekommen.« Lorenz hielt einen kurzen Moment inne. »Bevor der Brief aufgetaucht ist, hat die Sache noch anders ausgesehen. Da schien die Wahrscheinlichkeit hoch zu sein, dass der junge Mann von alleine wiederkommt. Schließlich ist jede Party irgendwann zu Ende. Aber jetzt müssen wir was tun.« Erwartungsvoll sah er seinen Kollegen an.

»Richtig.« Winterberg nickte zustimmend. »Zuerst sollten wir mehr über den Jungen in Erfahrung bringen. Ich fahre mit Natascha zu seinen Eltern und sammle alle relevanten Informationen. Ein Foto von ihm, seine Handynummer und die Blutgruppe, Adressen und Telefonnummern von Freunden, Klassenkameraden, Verwandten. Alles, was uns weiterhelfen könnte. Wenn ich das habe, wenden wir uns umgehend an die Öffentlichkeit. In der Regel gibt es immer irgendjemanden, der etwas gesehen hat.«

»Du willst also das volle Programm auffahren?«, fragte Natascha vorsichtig. »Noch liegt ja kein Verbrechen vor. Wir wissen doch nur, dass ein junger Erwachsener verschwunden ist.«

Winterberg nickte. »Aber René geht noch zur Schule. Und er ist verschwunden. Das ist mir Motivation genug, um alle Hebel in Bewegung zu setzen. Auch über Zuständigkeiten hinweg!«

Natascha nickte. »Du hast recht. Ich habe auch kein gutes Gefühl bei der Sache.«

»Geht mir auch so.« Lorenz machte einen Schritt auf die Tür zu. »Deshalb telefoniere ich mit Ärzten, Krankenhäusern, Jugendeinrichtungen und der Schule. Vielleicht haben wir ja Glück, und wir finden ihn schnell.« Er steckte die Büroklammer in die Hosentasche.

»Okay, Lorenz. Finden wir den Jungen, und bringen wir ihn nach Hause.« Eine erlösende Energie machte sich in Winterberg breit: Endlich fand er die nötige Motivation, sich ganz dem Fall zu widmen, und verscheuchte die Gedanken an ein mögliches schlechtes Ende.

»Soll ich mich vorher noch an den Computer setzen?«, fragte Natascha. »Ich kann nachschauen, ob ich in unseren Datenbanken oder im Internet etwas über den Jungen finde.«

Winterberg sah, wie ihre Augen glänzten. Das taten sie immer, wenn Natascha voller Tatendrang mit der Aufklärung eines neuen Falls begann. Winterberg hatte diesen Augenausdruck schon oft wahrgenommen und ließ sich jedes Mal vom Eifer seiner jungen

Kollegin anstecken.

»In Ordnung«, antwortete er. »In einer Dreiviertelstunde fahren wir auf den Giersberg zu den Staudts. Bis dahin kannst du am Computer recherchieren.«

»Alles klar. Bin schon verschwunden!« Sie eilte hinaus.

Winterberg hörte, wie das Quietschen ihrer Schuhe auf dem Linoleumboden im Flur leiser wurde.

»Ich mache die Aktenführung, oder?« Lorenz sah ihn fragend an.

»Danke. Du bist in diesen Dingen einfach besser als ich. Wenn ich sehe, in welcher Zeit du die Unterlagen sortierst und mit welcher Selbstverständlichkeit du auf die ganzen Informationen zugreifen kannst, ziehe ich jedes Mal in Gedanken den Hut vor dir. Das gelingt mir weder auf dem Papier noch am Computer. Irgendwie fehlt mir dafür die nötige Struktur.«

Lorenz grinste. »Dafür kommen wir oft genug durch deine Querdenkerei weiter. Das ergänzt sich gut so ...«

»Sei nicht so nett zu mir – vielleicht wirst du meine Querdenkerei irgendwann noch einmal bereuen. Und jetzt lass uns loslegen, wir dürfen keine Zeit verlieren!«

Lorenz nahm die Mappe vom Schreibtisch, hob kurz die Hand zum Gruß und eilte zu seinem Büro.

Winterberg lehnte sich kurz zurück. Er starnte auf die graue Wand und versuchte sich zu sammeln. Was für ein seltsamer Zufall, dass der Vermisste dieselbe Schule besuchte wie seine Söhne. Sie mussten ihn doch kennen – wenigstens Niklas, der im gleichen Alter war. Er nahm sich vor, demnächst mit seinem Ältesten über René zu sprechen.

Kapitel 6

Natascha warf einen prüfenden Blick auf die Umgebung, als sie ihr Ziel auf dem Weidenauer Giersberg erreichten. Das weiß getünchte Haus der Staudts fügte sich perfekt ins Straßenbild ein, das von gepflegten Einfamilienhäusern geprägt wurde, die vom Wohlstand der Mittelschicht zeugten. Im Vorgarten standen Rhododendronbüsche und ein roter Fächerahorn, und vor den Fenstern hingen schmale Scheibengardinen. Die Einfahrt führte zu riesigen Garagentoren; daher verwunderte es nicht, dass vor dem Haus kein Auto parkte. Alles Extravagante – sofern so etwas überhaupt hier vorhanden war – hatte man sorgfältig verborgen. Nur die überdimensionale Hausnummer aus dunkelblauem Kunststoff schien einen letzten Rest von Individualität zum Ausdruck bringen zu wollen.

Winterberg hielt am Straßenrand und stellte den Motor aus. Er blieb jedoch noch sitzen, als ob er über etwas nachdenken müsste.

Die Fahrt war in unangenehmem Schweigen vergangen, das Natascha nicht hatte durchbrechen wollen. Lorenz hatte ihr erzählt, dass Winterberg heute mehrmals gedankenversunken und abwesend gewesen war. Wahrscheinlich irgendein Ärger zu Hause, hatte er vermutet und sie dabei verschwörerisch angesehen. Natascha hatte sich vorgenommen, Winterberg nicht darauf anzusprechen. Wenn er irgendwann reden wollte, würde er das von alleine tun. Wenn nicht, dann würde er ihr ohnehin nichts erzählen.

Winterberg legte den Sicherheitsgurt ab und sah sie kurz an. »Was hast du über René herausgefunden?«

»Nichts.« Sie war froh, endlich wieder zur Tagesordnung übergehen zu können. »In unseren Datenbanken gibt es keine ungewöhnlichen Einträge. Das heißt natürlich nicht, dass er ein unschuldiges Bürschchen ist, aber falls er etwas anstellt, dann lässt er sich zumindest nicht erwischen. Auch die gängigen Suchmaschinen im Internet spucken keine Treffer zu seinem Namen aus.« Sie schaute zum Haus der Staudts. Hinter den Fensterscheiben war niemand zu sehen. »Ich finde das schon ein bisschen seltsam. Über fast jeden Menschen lässt sich mit geschickter Suche im Internet etwas herausfinden. Außerdem benutzen die meisten Jugendlichen soziale Netzwerke wie Facebook oder Twitter, und nicht wenige von ihnen gehen sehr nachlässig mit ihren Daten oder denen ihrer Freunde um.«

Natascha sah, dass Winterberg durch die Windschutzscheibe starnte, als könne er seinen Hals nicht mehr bewegen. Fast schien es, als würde er ihr überhaupt nicht zuhören. Hatte sein Schweigen vielleicht etwas damit zu tun, dass sein ältester Sohn in Renés Alter war?

Möglicherweise machte ihm der Fall deswegen mehr als üblich zu schaffen.

»Eventuell ist er unter einem anderen Namen in Internetforen oder auf anderen, weniger bekannten Plattformen unterwegs«, fuhr Natascha fort. »Allerdings habe ich noch keinen Anhaltspunkt, wie dieser Name lauten könnte.«

Winterberg zog den Zündschlüssel ab und stieg aus, blieb aber neben dem Wagen stehen. Natascha verließ ebenfalls den Wagen.

»Lorenz hat mir vor unserer Abfahrt noch eine kurze Zusammenfassung seiner Telefonate gegeben«, sagte Winterberg und sah sie endlich an. »Viel mehr als du hat er auch nicht erfahren. In den Krankenhäusern im Kreisgebiet ist René bisher nicht aufgetaucht. Auch das Jugendamt und der Sozialpsychiatrische Dienst wissen von keinem jungen Mann, auf den Renés Beschreibung passt. Ich weiß noch nicht, ob ich das als gutes Zeichen ansehen soll oder als schlechtes.« Er sah sie über das Autodach hinweg an. »Lass uns erst mal hören, was seine Eltern zu sagen haben.«

Auf ihr Klingeln hin erschien eine blasser Frau mittleren Alters mit dichtem rotem

Lockenhaar an der Tür. Karin Staudt wirkte zerbrechlich und beinahe durchscheinend. Ihr Händedruck war ungewöhnlich schlaff, als sie die Polizisten begrüßte.

»Kommen Sie doch rein«, sagte sie nach der gegenseitigen Vorstellung. »Wir warten schon auf Sie.«

Sie ging voran ins Wohnzimmer, das genauso nichtssagend aussah wie die äußere Fassade. Es diente offenbar mehr der Präsentation und war kein Ort, wo man gemütlich lebte: Alles war ein klein wenig zu perfekt aufgestellt und zu sauber, um sich hier wohlzufühlen. Blautöne dominierten das Zimmer und waren sogar auf Kerzen, Vasen und einer kleinen Decke auf dem Sofatisch zu finden. Einzig das ozeanblaue Kissen wirkte unpassend vor dem Hintergrund des dunkelbraunen Ledersofas, auf dessen Sitzfläche es lag. Es sah aus wie ein Stück arrangierte Unordnung. An einer Wand hingen Ölbilder mit Blumenmotiven.

In einem der beiden Sessel saß ein Mann, der äußerlich das genaue Gegenteil von Karin Staudt war. Er musste gut einen Meter neunzig groß sein, wie Natascha feststellte, als er sich erhob, und hatte einen weit vorstehenden Bauch. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass die beiden sich allzu stürmisch umarmten; wahrscheinlich würde er dann seine Frau erdrücken.

»Das ist mein Mann. Michael, das sind Frau Krüger und Herr Winterberg – die Kommissare, die nach René suchen.«

»Gibt es Neuigkeiten von René?«, fragte Staudt, kaum dass sie sich die Hand gegeben hatten. »Aber bitte setzen Sie sich doch zuerst.«

Er ließ sich wieder in seinen Sessel nieder, beugte sich vor und legte die Ellenbogen auf die Oberschenkel. Dabei wurde das Hemd auf Nabelhöhe weit auseinandergenommen. Noch ein paar ruckartige Bewegungen, und der erste Knopf würde abplatzen, befürchtete Natascha. Sie nahm mit Winterberg auf dem Zweisitzer Platz, sodass sie Renés Eltern gegenüber saßen.

»Leider haben wir noch keine Neuigkeiten von René«, teilte Winterberg mit.

Auf diese Äußerung reagierte das Ehepaar mit Schweigen. Karin Staudt schloss die Augen, ihr Mann kratzte sich am Hals.

»Wir möchten von Ihnen jetzt noch einmal alles genau wissen«, sagte Winterberg. »Wann haben Sie Renés Verschwinden bemerkt? Gab es vorher etwas Auffälliges – irgendetwas, das anders war als sonst? Erzählen Sie uns alles, was Ihnen einfällt, auch wenn es Ihnen unwichtig vorkommt.« Winterberg breitete einladend die Arme aus: eine Geste, mit der er die Staudts zu einem offenen Gespräch auffordern wollte.

Die beiden sahen einander an. Offenbar verständigten sie sich schweigend, dass Michael Staudt reden sollte, denn er räusperte sich und öffnete leicht den Mund. Doch dann sah er abwechselnd auf seine Hände und zu seiner Frau. Es fiel ihm offensichtlich schwer, einen Anfang zu finden.

Natascha versuchte ihm zu helfen. »Ist Ihnen am Freitagmorgen, vor der Schule, irgendetwas an René aufgefallen? War er anders als sonst? War er vielleicht angespannt oder ungewohnt bedrückt? Oder, im Gegenteil, besonders fröhlich? Hat er sich auf das Wochenende gefreut?«

Die beiden sahen einander wieder an, bis Staudt endlich zu sprechen begann. »Er war eigentlich genau wie immer. Ich habe jedenfalls nichts Besonderes bemerkt.« Er wandte sich seiner Frau zu. »Du etwa, Karin?«

Sie schüttelte hastig den Kopf und schaute zu Boden. »Nichts. Alles war genau wie immer. Es war ein ganz normaler Freitag.«

»Tja, ich bin dann ins Büro gefahren«, fuhr er fort. »Meine Frau hat hier zu Hause ihre Arbeit gemacht und ist später einkaufen gewesen. Danach hat sie sich hingelegt und bis abends geschlafen.« Er warf seiner Frau einen bedeutungsvollen Blick zu. »Karin hat nämlich oft Migräne. Und als ich dann von der Arbeit kam, war es schon so spät, dass ich nicht mehr in

Renés Zimmer geschaut habe. Ich war der festen Überzeugung, er würde bereits schlafen, und wollte ihn nicht stören. Ich habe mich auch hingelegt und tief geschlafen. Am nächsten Morgen sind Karin und ich dann erst ziemlich spät aufgewacht.« Seine Frau nickte zustimmend.

Lähmende Stille erfasste die Eltern, breitete sich im Raum aus und wurde für Nataschas vernetzte Wahrnehmung fast greifbar. Sie erlebte diese Stille wie einen schmutzig gelben Film, der sich auf alles in diesem Raum legte. Er vermischt sich mit dem Braunton ungelüfteter Zimmer zu einer Melange der Verzweiflung. Selten waren für Natascha die Empfindungen anderer Menschen so präsent wie jetzt, und Mitgefühl kam in ihr auf. Doch sie durfte sich davon nicht beeinflussen lassen, sondern musste aufmerksam bleiben und Hinweise darauf finden, was mit René geschehen war.

Winterberg durchbrach schließlich die Stille. »Ihre erste Meldung ging bei uns am Sonntag gegen elf Uhr ein. Was ist nach dem Samstagmorgen passiert?«

»Samstags geht René um die Mittagszeit zum Fußball«, antwortete Staudt. »Natürlich bin ich davon ausgegangen, dass er das auch am vergangenen Samstag getan hat. Außerdem waren seine Schuhe und seine Sporttasche verschwunden; das haben wir gleich gesehen. Nicht wahr, Karin?« Er sah seine Frau an, die bekräftigend nickte, bevor er fortfuhr: »Als René dann abends nicht zum Essen kam, hab ich mir Sorgen gemacht. Also habe ich bei seinem Trainer angerufen. Und der hat mir erzählt, dass René gar nicht beim Fußball war, und das auch nicht zum ersten Mal. Auch seine Kumpels haben ihn nicht gesehen.«

»Was ist eigentlich mit seinem Handy?«, fragte Winterberg. »Hat er es mitgenommen? Haben Sie versucht, ihn darauf zu erreichen?«

»Wir haben es ständig versucht. Aber er ist nie drangegangen. Und inzwischen ist das Handy aus. Wenn wir jetzt anrufen, erhalten wir immer nur die Nachricht, dass der Empfänger nicht erreichbar ist. Nicht einmal die Mailbox meldet sich. Aber die ist wahrscheinlich ohnehin schon voll, so oft, wie wir da draufgesprochen haben.«

Staudt hielt die Hand vor sich, als läge ein imaginäres Telefon in ihr. Eine unbewusste Geste, die anzeigte, wie stark er sich an einzelne Szenen erinnerte.

Das sollten wir nutzen, dachte sich Natascha, und fragte: »Seit wann genau ist das Handy aus? Können Sie sich daran erinnern?«

Staudts Blick huschte kurz zu seiner Frau, dann sah er auf seine Hand, die er noch immer so hielt, als wäre in ihr ein Telefon. »Seit Samstagabend. So ungefähr.«

Er wich Nataschas Blick aus und schaute zur Seite, als wollte er etwas vor ihr verheimlichen. Irgendetwas stimmt hier nicht, dachte Natascha. Sie musste herausfinden, was dahintersteckte.

»Ich finde es ein wenig seltsam, dass René freitags nicht von der Schule nach Hause kommt und Sie das erst am Samstagabend bemerken«, erklärte sie rundheraus und starrte Staudt an. »Spricht er nicht mit Ihnen, wenn er nach Hause kommt? Isst er nichts, geht er nicht ins Badezimmer, hört er keine Musik?«

Nun wich Staudt ihrem Blick nicht mehr aus, sondern sah ihr fest in die Augen. »Das mag komisch klingen, da gebe ich Ihnen recht«, erwiderte er und hob entschuldigend die Schultern. »Aber wissen Sie: In diesem Haus leben drei Erwachsene, von denen jeder seine eigenen Wege geht. Ich habe meine Arbeit, meine Frau hat ihre Verpflichtungen und René seine. Da passiert es immer wieder, dass man sich mal einen Tag lang nicht über den Weg läuft. Und weil wir wissen, dass das so ist, haben wir unser samstägliches ›Ritual‹ eingeführt. Meine Frau macht Fisch; wir richten den Tisch im Esszimmer her – mit Servietten, Kerzen und gutem Geschirr – und essen dann gemeinsam. Es hat sich bewährt: Wir führen schöne Gespräche, sind einander nah und holen das nach, was uns unter der Woche nicht gelingt – ein Familienleben.«

Er kratzte sich erneut am Hals, zartrosa Striemen blieben zurück.

Karin Staudt sah zu Winterberg. »René hätte das Fischessen niemals verpasst, ohne einen triftigen Grund zu haben. Das war für uns ein Alarmzeichen.«

Natascha war empört darüber, dass die Eltern sich offensichtlich nur samstagabends um ihren Sohn kümmerten. »Aber René ist noch ein Schüler!«, entfuhr es ihr unwillkürlich. »Er ist kein Erwachsener, der ohne jegliche Anleitung sein eigenes Leben führen kann!«

Karin Staudt sah sie bestürzt an, in ihren Augen schwammen Tränen. »Glauben Sie, das wüssten wir nicht? Wissen Sie, was es heißt, eine Familie zusammenzuhalten? Sie haben keine Kinder, oder?«

Natascha schüttelte den Kopf und atmete tief durch. Das hier durfte sie nicht persönlich nehmen. Ihre Vorwürfe hatten auch den Zweck gehabt, die beiden aus der Reserve zu locken. Wie vermutet hatte sich nur Karin Staudt dazu verleiten lassen, die starre Haltung aufzugeben und kurzzeitig Gefühle zu zeigen. Gut zu wissen, dachte Natascha.

Winterberg ergriff wieder das Wort. »Es ist nur zu menschlich, dass Sie sich Vorwürfe machen. Aber lösen Sie sich von Ihren Schuldgefühlen und überlegen Sie lieber, was Ihnen noch alles einfällt. Damit helfen Sie René und sich selbst am meisten.« Seine Stimme war sanft und mitfühlend, und die Taktik zeigte bei Michael Staudt Wirkung.

Er räusperte sich. »Also ... René ist schon einmal weggelaufen, letztes Jahr im Herbst. Na ja, ›weggelaufen‹ ist vielleicht ein bisschen übertrieben ausgedrückt.« Staudt lachte freudlos. »Er hat sich ein Bahnticket gekauft und ist zu meinem Schwager nach Kassel gefahren. Zu Karins Bruder Holger.« Wieder warf er seiner Frau einen Seitenblick zu. »Doch René war kaum dort angekommen, da hat Anke, also die Frau meines Schwagers, bei uns angerufen und Bescheid gesagt, dass er bei ihnen ist. Wir waren natürlich sehr erleichtert und haben ihn am nächsten Tag nach Hause geholt. Na ja, und weil er eben schon einmal nach Kassel weggefahren ist, haben wir am Samstag natürlich auch bei meinem Schwager angerufen. Aber diesmal ist René nicht dort aufgetaucht. Und als wir sagten, wir wollten die Polizei anrufen, hat Holger uns beruhigt und gesagt, wir sollten erst mal den Samstagabend abwarten. Vielleicht wäre René nur auf einer Party oder würde sich mit einer Internetbekanntschaft oder einem Mädchen treffen.« Er sah kurz zu Boden, dann wieder zu Winterberg. »Außerdem meinte er, Sie würden René ohnehin nicht richtig suchen, weil er schon erwachsen ist und weiß, was er tut. Und solange es keinen Hinweis auf ein Verbrechen gibt, würden Sie uns nur trösten. Und so war es ja zunächst auch, nachdem wir den Jungen am Sonntag als vermisst gemeldet hatten.«

»Weshalb ist Ihr Sohn bei diesem ersten Mal weggelaufen?«, wollte Natascha wissen.

»Er hatte in der Schule schlechte Noten bekommen und ist deswegen in Panik geraten«, antwortete Staudt. »Aber dieses Problem haben wir in den Griff bekommen.«

»Ist René mit dem Auto weggefahren?«, fragte sie weiter.

Staudt schüttelte mit dem Kopf. »Er hat gar keinen Führerschein. Und ich glaube nicht, dass er schwarzfährt.«

»Gut, dann ist die Chance, dass ihn jemand gesehen hat, um einiges größer«, meinte Winterberg. »Ich denke da an Busfahrer, Zugschaffner oder Autofahrer, die ihn vielleicht mitgenommen haben. Sie brauchen übrigens nicht zu befürchten, dass wir den Fall auf die leichte Schulter nehmen, auch wenn René schon volljährig ist. Alle Streifenwagen wurden über sein Verschwinden informiert und bekamen eine Personenbeschreibung von ihm. Wenn er von einem der Kollegen gesehen worden wäre, hätte man uns das sofort gemeldet. Es fanden auch verstärkte Kontrollen an den üblichen Versammlungsorten statt, wie etwa Bahnhöfe, Bushäuschen, große Plätze, bestimmte Ecken und Parkbänke ... Sie haben bislang noch gar nichts über den vermutlichen Abschiedsbrief Ihres Sohnes gesagt. Was hat es damit auf sich?«

Staudt drückte sich aus dem Sessel nach oben, griff sich nervös an den Hemdkragen und zerrte an ihm, um ihn zu lockern. »Nina hat mir von dem Brief erzählt, als ich am frühen

Nachmittag mit ihr telefoniert habe. Ich konnte sie am Wochenende nicht erreichen, erst heute nach der Schule. Und da hat sie mir von dem Abschiedsbrief berichtet.« Er sah verzweifelt zu seiner Frau hinab, die in ihrem Sessel zusammengesunken war. »Sie müssen wissen, Nina ist seine Exfreundin.«

»Aber Sie wissen nicht, ob es wirklich ein Abschiedsbrief war«, hakte Natascha nach. »Könnte möglicherweise etwas anderes drin gestanden haben? Vielleicht ein Liebesgeständnis oder eine Einladung ins Kino?«

»Ich weiß es nicht. Nina hat mir nur erzählt, er hätte den Brief persönlich bei ihr eingeworfen, es wäre keine Marke auf dem Umschlag gewesen, nur ihr Vorname.« Staudt kniff die Lippen zusammen.

Seine Frau hielt sich die Hände vors Gesicht und lehnte sich im Sessel zurück. Dann ließ sie kraftlos ihre Arme nach unten sinken. »Ist das denn so wichtig? Wir sitzen hier und zerbrechen uns den Kopf darüber, was wohl in diesem Brief stand. Dabei sollten wir doch nach René suchen. Mir ist jedenfalls egal, was er seiner Exfreundin zu sagen hatte. Ich bin seine Mutter, und für mich zählt nur, dass er verschwunden ist. Ohne uns eine Nachricht zu hinterlassen, ohne einen Anruf. Nichts.«

Sie ballte die Hände zu Fäusten, die Verzweiflung grub tiefe Furchen in ihr Gesicht. Plötzlich wirkte sie um zehn Jahre älter. »Ich will meinen Jungen zurück!«

Ihre Stimme klang schrill. Der kurze Gefühlsausbruch wirkte völlig deplatziert in diesem perfekten Raum, fand Natascha.

Michael Staudt, der kurz zusammengezuckt war, rief verärgert: »Karin!« Und schon im nächsten Moment waren er und seine Frau wieder äußerlich gefasst.

»Glauben Sie, René könnte sich etwas angetan haben?«, fragte Natascha, die ihre Worte mit Bedacht gewählt hatte. »Gab es möglicherweise schon einen Suizidversuch in seiner Vergangenheit?« Sie achtete auf die Reaktion der Eltern: Beide schüttelten nur langsam die Köpfe und wirkten irgendwie ratlos.

»Nein«, antwortete schließlich Staudt. »Davon ist uns nichts bekannt. Es würde auch überhaupt nicht zu ihm passen. Er ist eigentlich ein besonnener Mensch. Ungewöhnlich reif für sein Alter, finde ich.« Er knetete seine Finger. Natascha fiel auf, dass er keinen Ehering trug. »Das sagen auch die Lehrer. Wir hatten eigentlich auch nie größeren Ärger mit ihm. Ja, natürlich, manchmal bringt er eine schlechte Note mit nach Hause, aber das gibt sich immer wieder. René ist sehr verantwortungsbewusst, müssen Sie wissen.«

»Aber wie passt das zur Tatsache, dass er schon einmal weggelaufen ist?«, entgegnete Winterberg. Als er darauf keine Antwort bekam, wechselte er das Thema. »Was hat er eigentlich eingepackt – haben Sie da schon nachgesehen? Möglicherweise ergeben sich daraus Hinweise, wo er hinwollte.«

»Ja, natürlich. Seine Sporttasche ist weg, deshalb dachten wir ja auch zuerst, er wäre beim Fußball. Nach dem Telefonat mit Holger haben wir genauer nachgesehen und festgestellt, dass auch ein Rucksack fehlt. Und ein paar Sachen zum Anziehen, Unterwäsche und T-Shirts, Socken.« Staudt seufzte und kratzte sich erneut am Hals.

Eine unangenehme Angewohnheit, fand Natascha.

»Hat er noch weitere Verwandte, die er möglicherweise besucht haben könnte?«, fragte Winterberg. »Großeltern oder Cousins? Oder gibt es Brieffreunde oder ehemalige Klassenkameraden, die woanders hingezogen sind? Wenn René eine Tasche mit Wechselwäsche gepackt hat, dann hat er doch sicher nicht geplant, sich etwas anzutun. Oder sehen Sie das anders?«

Staudt schüttelte resigniert den Kopf. »Ich habe wirklich nicht die geringste Ahnung, wo er hingehen wollte. Ich habe keine Geschwister, und auch meine Eltern sind schon vor ein paar

Jahren verstorben. Und was die Familie meiner Frau betrifft, so ist mein Schwager in Kassel der Einzige, zu dem wir Kontakt haben. Meine Schwiegermutter liegt nach einem Schlaganfall in einem Pflegeheim. Und das Verhältnis zur Schwester meiner Frau ist, wenn ich das so sagen darf, nicht ganz unkompliziert. Sie wohnt nur drei Straßen weiter, aber René würde nicht einmal zu ihr gehen, wenn unser Haus abbrennen würde und wir alle obdachlos wären.«

Karin Staudt sah erschrocken zu ihrem Mann. »Warum sagst du so etwas? Das geht doch niemanden etwas an!« Und an die Polizisten gewandt, erläuterte sie: »Sie ist neun Jahre älter als ich, und es gibt oft Streit wegen des Pflegeheimplatzes unserer Mutter. Aber das hat nun wirklich nichts mit René zu tun! In Wirklichkeit fing alles mit dieser Nina an. Diese falsche Schlange hat meinen Sohn unglücklich gemacht!«

»Karin!« Staudt legte eine Hand begütigend auf ihr Knie.

Sie lehnte sich in ihrem Sessel zurück und sah die Kommissare verbittert an. »Sie hat ihn doch nur ausgenutzt. René war wie ausgewechselt, nachdem er sie kennengelernt hatte. Er hat nur noch von ihr gesprochen. Bilder von ihr standen auf seinem Schreibtisch, und plötzlich brauchte er morgens im Bad eine Ewigkeit, bis er sich hergerichtet hatte. Natürlich wollten wir sie auch kennenlernen, doch sie hatte immer wieder Ausflüchte, weshalb sie nicht kommen konnte. Mal war ihr Fahrrad kaputt, dann musste sie für eine Arbeit lernen oder hatte plötzlich Kopfschmerzen. René hat ihr immer wieder geglaubt und uns vertröstet. Und dann war es auf einmal vorbei. Eines Tages kam er nach unten, sagte nur ›Es ist aus‹ und verkroch sich in sein Zimmer. Er war ihr wohl nicht gut genug.«

»Wie lange ist das jetzt her?«, erkundigte sich Winterberg.

Sie hob vier Finger in die Höhe. »Vier Wochen. Eine vergleichsweise kurze Zeitspanne; er könnte also immer noch unter Liebeskummer leiden. Verstehen Sie jetzt, warum wir glauben, dass es ein Abschiedsbrief war?«

Natascha nickte. Ihr erster Liebeskummer hatte ein halbes Jahr gedauert und erschien ihr damals als das Schlimmste, was ihr jemals passieren könnte. Dann aber hatte sie gesehen, dass ihre vermeintlich große Liebe mit ihrer damals besten Freundin ging. Die Trauer war dann so schnell vorbei gewesen, wie sie gekommen war. Die Freundschaft zwischen den beiden Mädchen allerdings auch.

Winterberg stand auf. »Wir bräuchten noch etwas Persönliches von René, falls sich irgendwann die Situation ergeben sollte, dass wir rasch einen DNA-Vergleich durchführen müssen.«

Karin Staudt sah ihn erschrocken an.

Natascha versuchte, sie zu beruhigen. »Keine Angst, Frau Staudt. Es ist einfach nur für den Fall der Fälle. Wir haben wirklich noch keine Spur von ihm. Seine Zahnbürste hat er wohl mitgenommen, denke ich. Wir können aber auch Kleidungsstücke nehmen.«

Mit fahriegen Bewegungen stand Karin Staudt auf. »Ich hole den Aufsatz seiner elektrischen Zahnbürste. Es dauert nur einen Augenblick!« Im nächsten Moment war sie im Flur und ging die Treppe nach oben.

»Sie haben wirklich noch keine Anhaltspunkte, oder?«, flüsterte Staudt.

»Nein, wirklich nicht«, bekräftigte Winterberg. »Wir möchten nur schon eine Vergleichsprobe haben; das ist reine Routine.«

Staudt atmete hörbar aus. »Ist gut. Danke.«

»Außerdem benötigen wir ein Foto von René, das wir möglichen Zeugen zeigen können. Das ist bei der Suche unerlässlich. Können Sie uns eins geben?«

»Ja, natürlich. Ich sage meiner Frau Bescheid.«

Staudt ging kurz in den Flur und rief seiner Frau zu, sie solle das Foto von René von der Pinnwand nehmen und mitbringen. Wenig später kam Karin Staudt zurück und hielt den

Polizisten das Bild und einen Zahnbürstenkopf entgegen, der in einem Gefrierbeutel steckte.

Natascha nahm beides und betrachtete das Bild. Es zeigte ein Porträt, frontal aufgenommen. Besonders auffällig waren Renés rote Haare. Sein Pony war schräg geschnitten, er trug die gleiche modische Frisur wie derzeit die meisten Jungs in seinem Alter. Damit die halb langen Haare möglichst cool ins Gesicht hingen, musste man den Kopf leicht schräg halten. Ein kleines Dreiecksbärchen zierte sein Kinn. Seine Gesichtszüge waren nicht unattraktiv, fand Natascha. Sie konnte sich vorstellen, dass ihm eines Tages die Mädchen hinterherlaufen würden.

Sie gab das Bild an Winterberg weiter, der es nach einem kurzen Blick darauf in die Jackentasche steckte. »Vielen Dank für das Foto. Das erleichtert die Suche sehr. Wir würden auch gern Renés Zimmer sehen. So können wir uns einen besseren Eindruck von Ihrem Sohn machen, und eventuell fällt uns etwas auf, das uns einen Hinweis auf seinen Verbleib gibt.«

Staudt nickte und wies zum Flur. »Kommen Sie mit, es ist oben.«

Während sie die Treppe hochstiegen, bemerkte Natascha, dass auch hier an den Wänden Blumenbilder hingen. Eines zeigte blaue Tulpen mit überdimensionalen Köpfen und zerbrechlich wirkenden Stängeln, ein anderes gelbe Rosen ohne Dornen. Obwohl die Bilder mit intensiven Farben gemalt waren, wirkten sie fade und einfallslos.

Natascha blieb vor einem der Bilder stehen und betrachtete es aus der Nähe. Als sie ein akkurates »K« in einem verschnörkelten »S« entdeckte, fragte sie: »Sind die Bilder von Ihrer Frau?«

Staudt nickte und strich gedankenverloren über die Signatur. »Sie hat schon lange nichts mehr gemalt.« Es klang fast wehmütig, und er blickte auf seine Fingerkuppe, als sei sie mit Farbe beschmiert.

Die obere Etage hatte fünf Türen, von denen zwei geschlossen waren. Die eigenartigen Ölbilder waren die einzigen persönlichen Gegenstände in dem schmalen Flur, der Rest wirkte so steril wie die Inneneinrichtung eines Krankenhauszimmers. Natascha fröstelte, obwohl es draußen warm war.

Staudt öffnete eine der beiden geschlossenen Türen und trat ins Zimmer; Natascha und Winterberg folgten ihm hinein.

In Renés Zimmer hingen ein paar Poster von Hip-Hop-Bands an den Wänden, zudem eine Bundesliga-Stecktafel aus Pappe und das Bild einer halb nackten Strandschönheit. Die Bettdecke war sorgfältig zusammengelegt worden, das Kopfkissen straff gezogen.

Hier also wohnte René Staudt, während seine Eltern eine Etage tiefer ihr eigenes Leben führten, dachte Natascha. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass er sich hier richtig wohlfühlte, denn das Zimmer war zu zweckmäßig eingerichtet.

Der Schreibtisch war auffallend ordentlich, wenn man bedachte, dass René hier regelmäßig seine Hausaufgaben machte. Auf der rechten Seite standen ein paar Bücher, links ein grüner Stifthalter mit einem Werder-Bremen-Emblem. Ein Collegeblock mit abgeknickten Kanten lag davor.

Irgendetwas irritierte Natascha. Im nächsten Augenblick wusste sie, was es war. »Hat René keinen Computer?«, fragte sie.

Staudt schüttelte den Kopf. »Wenn René etwas für die Schule machen muss, benutzt er meinen Rechner im Arbeitszimmer. Wir möchten nicht, dass er den halben Tag am Computer sitzt und seine Zeit mit fragwürdigen Spielen verschwendet.«

Das könnte erklären, warum sie im Internet so wenig über René gefunden hatte, dachte Natascha. »Welche Hobbys hat René? Und wo trifft er sich mit seinen Kumpels?«, wollte sie wissen. Noch während sie die Worte sprach, überkam sie das Gefühl, dass sie keine konkreten Antworten bekommen würde. Nicht von diesen Eltern.

»Filme«, antwortete Staudt. »René schaut sich gerne Filme an und hört Musik. Was Jungs

in seinem Alter eben so machen.«

Winterberg nahm den Collegeblock in die Hand und blätterte ihn durch. »Was guckt er sich denn so an?«, fragte er beiläufig.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Wie schon gesagt, wir lassen ihm seine Freiheiten.«

Winterberg legte den Block beiseite. »Wir haben jetzt genug gesehen, danke.« Er überreichte Staudt eine Visitenkarte und schüttelte ihm zum Abschied die Hand. »Wenn Ihnen noch etwas einfällt, so unbedeutend es Ihnen auch vorkommen mag, dann sagen Sie uns Bescheid.«

Staudt nickte höflich und ging die Treppe voran nach unten. Seine Frau stand im Flur und starre die Polizisten mit zusammengekniffenen Lippen an. Sie war kreideweiß und sah aus, als bekäme sie gleich einen Kreislaufkollaps.

Natascha reichte ihr die Hand. »Wir finden allein nach draußen, danke. Sie sollten ein Glas Wasser trinken und sich am besten hinlegen.«

Karin Staudt nickte langsam und ging zurück ins Wohnzimmer. Ihr Mann folgte ihr mit trägen Schritten.

Als sie das Haus verließen, bemerkte Natascha, wie auf der gegenüberliegenden Straßenseite eine Frau mit einem Lappen die Haustür putzte. Aus den Augenwinkeln blickte die neugierige Nachbarin der Staudts zu ihnen herüber, kippte dann das schmutzige Wasser in den Vorgarten und ging ins Haus.

»Soll ich mit dieser Nina sprechen?«, schlug Natascha vor. »Vielleicht erzählt sie mir mehr als euch Männern.«

Sie hoffte, dass die Exfreundin ihnen mehr Hinweise geben würde als die Eltern des Jungen. Die Atmosphäre im Haus war erdrückend gewesen. Als gäbe es da noch mehr Probleme als den verschwundenen Jungen.

Aber vielleicht bewertete sie auch nur ihre Gefühle und Sinneseindrücke über.

Kapitel 7

Knapp zwei Stunden später war Natascha wieder in ihrem Büro. Ihr gegenüber saß Nina Achenbach. Lorenz war mit einem Stapel Akten in den Besprechungsraum neben dem Treppenhaus gegangen, sodass die beiden Frauen das Zimmer für sich allein hatten.

»Und du weißt wirklich nicht, was in dem Brief gestanden hat?«

Als Antwort schüttelte das Mädchen heftig den Kopf, sodass die riesigen Creolen an ihren Ohrläppchen hin und her flogen. Nina war sechzehn Jahre alt und so hellblond, dass es nicht echt sein konnte. Als Kontrast dazu waren die Wimpern in dickem Schwarz getuscht: ein Anblick, der Natascha irritierte und es ihr schwermachte, den Blickkontakt zu halten. Aber sie wollte auch nicht auf die Spaghettiträger des smaragdgrünen Tops, nicht auf den aufgeplusterten Ballonrock und nicht auf die gepunkteten Ballerinas starren. Während sie sich so Ninas Outfit vor Augen führte, fühlte Natascha sich plötzlich farblos und langweilig.

»Ich glaube, ich wäre viel zu neugierig gewesen, um den Brief nicht zu lesen«, sagte sie.

»Hast du ihn nicht wenigstens gegen das Licht gehalten oder eine kleine Ecke geöffnet?«

Doch Nina schüttelte erneut die Creolen. »Ich habe ihn wirklich nicht gelesen. Um ehrlich zu sein, es war mir total egal, was er mir zu erzählen hatte. Jetzt ärgere ich mich natürlich darüber. Aber was soll ich machen? Jetzt kann man eh nichts mehr daran ändern.« Sie fuhr sich mit ihren hellblau lackierten Nägeln unter die Spaghettiträger, die deutliche Abdrücke auf der Haut hinterlassen hatten. »Ich weiß nicht, was ich Ihnen sonst noch erzählen soll. René ist zwei Jahrgänge über mir; allerdings liegen unsere Klassenzimmer nebeneinander, sodass wir uns hin und wieder auf dem Flur begegnet sind. Ein paarmal haben wir uns ganz nett unterhalten, und dann haben wir zusammen einen Kaffee getrunken. Ist das wichtig?«

Natascha nickte, und Nina hielt einen kurzen Moment inne, als dämmere ihr etwas.

»Ich weiß ja nicht, was Sie jetzt denken«, meinte Nina. »Aber ein Paar waren wir nicht.«

Natascha zog überrascht die Brauen nach oben. »Nicht? Renés Eltern haben behauptet, du wärst bis vor vier Wochen seine Freundin gewesen.«

Nina lachte, doch es wirkte unecht. »Nein, ganz bestimmt nicht. Er war ja irgendwie ganz nett und unterhaltsam, aber sonst ...«

»Was heißt >aber sonst<?«

Nina spitzte auf die Frage ihre Lippen, ehe sie antwortete.

»Na ja, ich weiß nicht, ob ich das so sagen sollte, aber er war irgendwie komisch.« Sie sah aus dem Fenster, als würde dieses Gespräch sie langweilen.

»Was meinst du mit >komisch<? Was hat er getan?«, wollte Natascha wissen.

Doch Nina reagierte nicht auf die Frage. Sie schien mit ihren Gedanken irgendwo anders zu sein.

Um ihre Aufmerksamkeit wiederzugewinnen, kehrte Natascha zum vorherigen Thema zurück. »René hat dir einen Brief geschrieben.«

»Ja.« Nina schaute sich im Zimmer um, blickte auf die beiden Schreibtische und auf Lorenz' Schildkröten. »Ich habe den Brief ungelesen verbrannt – wirklich. Das habe ich Herrn Staudt auch schon erzählt. Es war mir egal, was René mir geschrieben hat. Ich habe nämlich schon seit einiger Zeit einen Freund, Marvin, und wenn der einen Brief von einem anderen gefunden hätte, wäre er bestimmt sauer gewesen.«

»Weil Marvin eifersüchtig ist?«

»Ein bisschen. Aber er hat natürlich keinen Grund dazu.«

Langsam ging Natascha das aufgesetzte, überhebliche Benehmen des Mädchens auf die Nerven. »Hör mal zu, Nina. René wird vermisst. Er ist verschwunden, und keiner weiß, wohin.

Seine Eltern sind ziemlich fertig, weil sie in großer Sorge um ihn sind. Würdest du mir jetzt bitte alles erzählen, was du von René weißt? Warum könnte er verschwunden sein? Und wohin? Was stand möglicherweise in dem Brief? Und was, bitte schön, ist an ihm komisch?« Die Fragen sprudelten unkontrolliert aus ihr heraus, obwohl sie wusste, dass sie damit keinen Erfolg haben würde.

Aber Nina schien von dem Bombardement der Fragen beeindruckt, denn auf einmal war sie kooperativ. »Schon gut. Wenn Sie's genau wissen wollen: Er war mir unheimlich. Zuerst fand ich ihn ganz nett und interessant. Aber dann fing er an, mich so komisch anzustarren. Nicht wie andere Jungs, sondern irgendwie unheimlich. So wie die Typen in den Highschool-Filmen, die dann die Mädchen überfallen und vergewaltigen.« Sichtlich nervös fuhr sie sich mit der rechten Hand durch den blondierten Pony. »Ich wollte mich schließlich nicht mehr mit ihm treffen, aber er rief immer wieder bei mir an. Zuerst auf dem Handy, später auch bei meinen Eltern. Das war mir echt peinlich, und mein Vater hat ihm irgendwann am Telefon die Meinung gesagt. Danach war Ruhe. In der Schule bin ich ihm aus dem Weg gegangen und habe ihm die kalte Schulter gezeigt, wenn er mir zu nahe gekommen ist. Ich glaube, er hat es dann kapiert.«

»Wie lange ist das her?«

Nina zuckte mit den Schultern und kratzte mit dem Zeigefinger am Saum ihres Tops, als wollte sie einen Fleck entfernen.

»Vier Wochen ungefähr. Nächsten Montag haben Marvin und ich unser Einmonatiges, und meine Treffen mit René hörten kurz vorher auf.«

»Und was ist mit dem Brief?«

»Ach, ich weiß es doch nicht! Ich hab den Brief zerrissen, die Schnipsel in die Küchenspüle geschmissen und verbrannt. Ich wollte doch nichts mehr mit ihm zu tun haben! Wenn ich gewusst hätte, dass dieser Brief so wichtig ist, hätte ich ihn bestimmt gelesen! Aber das konnte ich doch nicht ahnen. Ich wollte einfach nur, dass er mich in Ruhe lässt!« Sie sprang auf, die Creolen wackelten hin und her und ließen sie hektisch wirken. »Sind wir hier endlich fertig? Ich muss noch für Englisch lernen.«

»Gleich. Setz dich bitte. Erzähl mir was über seine Freunde. Wer ist in seiner Clique?«

Nina zog eine übertrieben genervte Grimasse, setzte sich aber wieder. »René ist in keiner Clique. Er ist einer von diesen Typen, die immer nur dabeistehen und nichts sagen. Keine Ahnung, ob der von den anderen so richtig wahrgenommen wird. Wenn Sie mich fragen: Den meisten ist es egal, ob er da ist oder nicht.«

»Aber ihr habt euch doch eine ganze Weile gut verstanden. Was hat dir an René gefallen?«

Nina stützte das Kinn auf die rechte Faust und starrte wieder aus dem Fenster. Doch diesmal antwortete sie. »Ich weiß nicht genau. Mir hat irgendwie gefallen, dass er sich für mich interessiert hat. Außerdem sieht er nicht schlecht aus, obwohl ich mehr auf blonde Typen stehe.« Sie schwieg für mehrere Sekunden, als dächte sie das erste Mal über diese Frage nach. »Er hat sich wohl falsche Hoffnungen gemacht. Und dann wurde er komisch, und das war mir zu viel. Wenn er sich auch bei anderen so benimmt, versteh ich, dass er keine richtigen Freunde hat – und erst recht keine Freundin. Dass keiner mit ihm so richtig spricht. Meinen Sie, er hat sich was angetan? Selbstmord?«

Ihr Blick unter dem Lidschatten wirkte distanziert, aber Natascha glaubte, auch einen Hauch von Mitleid in ihm zu entdecken.

»Wir wissen es nicht«, antwortete sie.

Nina rutschte auf ihrem Stuhl nach vorne. »Ich muss jetzt wirklich nach Hause. Englisch ist nicht grad mein bestes Fach.«

»Okay. Danke, Nina. Ruf mich bitte an, falls dir noch irgendwas einfällt, auch wenn es dir

unwichtig vorkommt.«

Natascha reichte ihr eine Visitenkarte, und Nina nahm sie mit spitzen Fingern.

»Ja, mach ich.« Sie blickte kurz auf die Karte und steckte sie achtlos in den riesigen Beutel, den sie am Handgelenk trug.

Natascha bezweifelte, dass die Karte jemals wieder zum Vorschein kommen würde.

Nina Achenbach verließ entschlossen das Büro. Sie hinterließ eine Wolke süßlichen Parfums, die vor Nataschas innerem Auge eine pinkfarbene Kugel bildete.

Natascha dachte darüber nach, was sie heute über René Staudt erfahren hatte. Der Junge wurde von seinen Eltern vernachlässigt und war offenbar ein Einzelgänger, der es nicht verstand, mit Gleichaltrigen engere Kontakte zu knüpfen.

Plötzlich hatte sie Angst um den Jungen.

Kapitel 8

Bilderfetzen wirbelten im Nebel, entzogen sich dem Traumbewusstsein und verschwanden schließlich im Dunkel. Und auf einmal ein unablässiges Schrillen. Natascha drehte sich auf die andere Seite, aber das Geräusch blieb. Sie streckte die Hand aus und tastete nach dem Knopf des Weckers; als sie ihn fand, trat eine herrliche Stille ein. Im nächsten Moment kündigte ein leichter Druck auf Oberschenkel, Rücken und Schultern Besuch an. Sie hob die Bettdecke, und ein warmer Körper schmiegte sich an sie.

»Fritz.« Im Halbschlaf kraulte sie das weiche Fell des Katers, rieb mit der Nase über den warmen Rücken und atmete Wildnis ein. Schon als Dreijährige hatte sie sich eine Katze gewünscht. Damals war sie fest davon überzeugt gewesen, dass ihr das Christkind eines Tages eine rotgetigerte Katze unter den Weihnachtsbaum setzen würde. So eine wie Garfield. Doch sie wurde jedes Jahr aufs Neue enttäuscht. Und irgendwann hatte sie verstanden, dass das Christkind die Meinung ihrer Mutter teilte, die nichts von Tieren im Haus hielt, und ihr niemals die heiß ersehnte Katze bringen würde.

Als sie an ihrem Umzugstag nach Siegen mit dem Möbeltransporter die Autobahn verlassen hatte, war ihr Blick als Erstes auf ein Gebäude mit bogenförmigem Dach und einem großen Gitter an der Straßenseite gefallen. Ein Tierheim. Kaum waren die Schränke aufgebaut und der Kühlschrank angeschlossen, fuhr sie mit einem neuen Katzentransportkorb auf dem Beifahrersitz dorthin. Doch leider gab es im ganzen Tierheim keinen rotgetigerten Garfield. Aber man nannte ihr eine Adresse vom Katzenschutzverein, und weil sie ausnahmsweise ein Auto hatte, fuhr sie auch dort noch hin. Kaum hatte sie das Gebäude betreten, bemerkte sie einen weißen Kater: Er hatte den Kopf zur Seite geneigt und schaute sie eindringlich an.

»Das ist Elliot, der gehört schon fast zum Inventar. Leider finden wir niemanden, der ihn aufnehmen möchte«, erzählte der Katzenpfleger. Als das Tier mit seltsam unregelmäßigen Schritten in die Küche schlenderte, erkannte Natascha, weshalb keiner es haben wollte. Elliot hatte nur drei Beine.

»Ein Unfall«, erklärte der Pfleger, als sie ihn darauf ansprach. »Elliot wurde von einem Auto angefahren, aber er kommt ganz gut mit seiner Behinderung zurecht. Man merkt gar nicht, dass sein rechtes Hinterbein fehlt.«

Wie zur Bestätigung maunzte der Kater und hoppelte mit erhobenem Schwanz zum Futternapf.

In diesem Moment waren alle rotgetigerten Garfields vergessen. »Den will ich, der erinnert mich an meinen Opa Fritz. Der hatte schlohweißes Haar, und ihm fehlte ebenfalls ein Bein. Er war ein Kriegsversehrter. Trotzdem ist er einer der lustigsten Menschen gewesen, die ich gekannt habe.«

Zwei Tage später zog der Kater mit den drei Beinen in ihre neue Wohnung ein und wurde ihrem Großvater zu Ehren in Fritz umbenannt. Er eroberte Sofa, Bett und Schreibtischstuhl, noch bevor Natascha den Möbeln einen festen Platz zugeteilt hatte.

Und seither gehörte es zum morgendlichen Ritual der beiden, dass Fritz nach dem Klingeln des Weckers unter ihre Decke kroch.

Natascha reckte sich. Nur langsam kehrte die Kontrolle über ihre Körperbewegungen zurück, und sie blieb einen Moment auf der Bettkante sitzen. Traumreste hingen in den Nischen ihres Gedächtnisses und erinnerten sie an den vergangenen Tag. An den verschwundenen Jungen und die Gespräche mit den Eltern und der vermeintlichen Freundin. Schließlich schlurfte sie ins Badezimmer und stellte sich unter die Dusche. Das lauwarme Wasser prasselte auf sie ein und spülte die Müdigkeit ab.

Beim Frühstück nahm sie sich vor, nicht an den bevorstehenden Dienst zu denken, nicht an den Jugendlichen und auch nicht an den Stapel Akten auf ihrem Schreibtisch, deren Bearbeitung sie schon viel zu lange vor sich herschob. Doch die Bilder in ihrem Kopf waren stärker. Sie ließ den Besuch bei Renés Eltern noch einmal Revue passieren, sah die bleiche, verzweifelte Mutter und den massigen Vater, der immer wieder versuchte, seine Frau zu beruhigen. Und sie erinnerte sich an das, was Nina ihr erzählt hatte. Dass René ihr unheimlich war, weil er sich wie ein Stalker verhalten hätte ...

Natascha rief sich wieder in Erinnerung, dass sie nicht an den Fall denken wollte. Noch saß sie zu Hause an ihrem Frühstückstisch und sollte wenigstens diesen einen Cappuccino in Ruhe trinken, bevor es auf der Wache wieder rund ging. Sie dachte kurz an Simon Steinhaus, den Kollegen von der Abteilung für Gefahrenabwehr und Strafverfolgung, der GS 4. Natascha nahm die Tasse Cappuccino und hielt sich das dampfende Getränk dicht vors Gesicht, sog den Duft von Instant-Urlaubsträumen ein. Eigentlich war er ja ganz nett, und bestimmt tauchte er nicht immer nur zufällig in ihrer Nähe auf. Sie schmunzelte und hing ihren Gedanken nach, bis die Tasse leer war.

Anschließend eilte sie ins Bad und legte ausnahmsweise Wimperntusche auf. Natürlich nur dezent. Fritz saß auf dem Badewannenrand und blickte verwundert zu ihr hoch.

Kapitel 9

»Hoffentlich stimmt unsere Berechnung. Ich mag die Chiffriercodes und Zahlenrätsel nicht; Wandercaches gefallen mir viel besser.«

Jonas Schneider stapfte hinter seinem Mitbewohner Timo her, der mit dem GPS-Gerät in der Hand einem gekennzeichneten Wanderweg folgte. Doch Timo ignorierte seinen Versuch, das Gesprächsthema zu wechseln, und plapperte munter weiter. »Weißt du, ich hab dann zu ihr gesagt: ›Mit mir kannst du das nicht machen. Wenn du jemanden zum Herumkommandieren brauchst, dann schaff dir einen Hund an.‹ Und weißt du, was sie daraufhin gesagt hat?«

»Natürlich nicht, ich war ja nicht dabei«, erwiderte Jonas und verlangsamte sein Tempo. Vielleicht würde er ja so Timos Redeschwall entkommen.

Doch der Versuch war vergeblich. Auch sein Freund ging langsamer, während er weiterredete. »›Ja‹, hat sie gesagt, ›das mache ich auch!‹ Und dann ist sie einfach gegangen. Hat ihre Tasche geschlungen, die Sachen eingepackt und ist gegangen. Unglaublich, oder?«

Jonas zuckte nur stumm mit den Schultern. Es war ohnehin egal, ob er antwortete.

»Die kann mich doch nicht einfach mit dem ganzen Kram sitzen lassen! Wir müssen bis nächste Woche den Text über Ovid verfassen, und allein schaffe ich das nicht. Was soll ich denn mit einer Lerngruppe anfangen, wenn keiner mehr zu den Treffen kommt?«

»Vielleicht hast du einfach überreagiert?«

Timo blieb stehen und sah ihn entrüstet an. »Ich? Überreagieren? Wie hättest du dich denn bei diesem Gezicke verhalten?«

»Weiß nicht. Einfach nicht hinhören. Das merken die Weiber doch eh nicht, wenn sie sich aufregen.«

»Da sieht man es mal wieder: Du hast keine Ahnung, wie Lerngruppen mit Frauen funktionieren.« Timo klang gekränkt.

Es war höchste Zeit, ihn wieder sanfter zu stimmen, fand Jonas und schlug ihm kumpelhaft auf die Schulter. »Ach Timo, Informatikerlerngruppen sind auch kein Spaziergang. Manchmal wäre mir ein bisschen Gezicke lieber als dieses Profiliergehabe, das die anderen immer wieder zeigen. Wenn jeder glaubt, er hätte den Längsten, kann das ganz schön nervig werden.«

»Na ja, egal. Die braucht den Seminarschein doch auch, also wird sie wieder auftauchen. Wart's nur ab, heute Nachmittag im Seminar versucht sie bestimmt wieder, sich bei mir einzuschleimen. Und jetzt lass uns mal das Thema wechseln. Immerhin sind wir zum Cachen hier.«

»Hab ich vorhin doch schon gesagt.«

Die beiden gingen jetzt noch langsamer.

Jonas konnte sich wieder auf die Umgebung konzentrieren, da Timo endlich schwieg. Er holte tief Luft, als könnte er sie so in seinem Innern konservieren. Sie war klar und leicht und roch nach Hochsommer. Jonas bemerkte, dass an manchen Stellen noch der Morgentau auf Blättern und Sträuchern lag. Nur allmählich löste die Sonne das Wasser auf den Pflanzen zu Dunst auf, der emporstieg und sich in wabernde Wolken verwandelte, die zwischen den Bergspitzen umherzogen.

Jonas blieb stehen und betrachtete andächtig das kleine Naturschauspiel. Nach einer kleinen Weile schaute er zur Grasnarbe auf der Suche nach einem alten Grenzstein. Sie befanden sich im Grenzgebiet von Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz, und hier in der Umgebung gab es etliche Steine, die die Trennlinie zwischen den Bundesländern markierten. Und an einem dieser Grenzsteine sollte sich die gut versteckte Dose befinden.

»Lass uns doch hier mal anfangen zu suchen!«, rief Jonas seinem Freund zu, der inzwischen ein Stück weitergegangen war.

Doch Timo, der den Blick auf das GPS-Gerät in seiner Hand geheftet hatte, widersprach ihm energisch: »Ich habe mir die Zahlen vom Cachebesitzer bestätigen lassen. Wir müssen noch ein Stückchen weiter. Da vorn ist es irgendwo.« Timo blickte kurz auf und wies auf eine schmale Lücke im Wald. »Außerdem ist hier weder platt gedrücktes Gras noch irgendeine andere Spur.«

Sie hörten die Laute eines Käuzchens, das sich offenbar ganz in der Nähe im dichten Laub versteckt hielt.

»Aber siehst du nicht die Fährte dahinten?«, entgegnete Jonas. »Ich denke, dass wir da hinmüssen.«

Die beiden jungen Männer gingen zu der von Jonas entdeckten Spur. Vor ihnen lag ein Trampelpfad, der von Gestrüpp überwuchert war.

Sie würden sich Arme und Beine zerkratzen, aber was tat man nicht alles für eine Tupperdose, dachte Jonas. Jetzt, wo das Ziel so nah war, geriet er wieder in diese eigentümliche Anspannung. Wie bei der letzten Seite einer Klausur, wenn die Aufgaben zwar lösbar waren, aber die Zeit verdammt knapp wurde.

Entschlossen schob er Gestrüpp beiseite, bog Zweige auseinander und bückte sich unter dichtem Geäst hindurch. Der Pfad endete schließlich an einer lang gezogenen, von Laubbäumen gesäumten Lichtung.

Ein Specht hämmerte, blieb kurz still und hämmerte ein weiteres Mal, als ob er sie mithilfe von Morsezeichen warnen wollte. Timo lief nun voraus und blickte sich suchend um. Dann blieb er stehen.

»Ich seh ihn!«, rief er. »Dahinten ist ein Grenzstein. Siehst du ihn?«

»Hmm«, brummte Jonas zustimmend, während er tief Luft holte und den Anblick der Lichtung genoss. »Geh ruhig schon vor, ich komm gleich nach.«

Sollte Timo doch allein an dem verwitterten Stein herumstochern und die Dose finden; er würde sich später trotzdem ins Logbuch eintragen. Aber jetzt brauchte er erst mal eine kurze Verschnaufpause. Mit den Händen stützte er sich auf den Knien ab und schloss die Augen. Es war wunderbar still, nur ein paar Grillen zirpten irgendwo in der Nähe. Ab und an knackte es; allerdings konnte er nicht erkennen, woher die Geräusche kamen.

Urplötzlich hörte er einen Schrei, der vage an Timos Stimme erinnerte.

Jonas richtete sich auf. »Was ist los? Ist dir was passiert?«

Er lief zum Grenzstein, wo sein Mitbewohner reglos wie eine Vogelscheuche vor einem üppigen Holunderstrauch stand, den Mund weit aufgerissen.

»Da!« Mit zitternden Fingern zeigte Timo auf den Boden. Er drehte leicht den Kopf, sein Blick schien durch Jonas hindurchzugehen.

Jonas schaute nach unten. Stöckchen und kleine Steine lagen neben Timos Fuß – und eine Brotdose ohne Deckel. Jonas ging in die Hocke und sah in die Dose hinein. Kleinkram lag darin: ein Schlüsselanhänger, ein Notizblock mit Bleistift, ein Flaschenöffner ... Das übliche Zeug. Alles war ein wenig schmutzig; getrocknete Grashalme und kleine Dreckklumpen lagen ebenfalls im Behälter. So wie in jeder Cachedose. Dazu eine Geocoin, eine Münze zum Weitergeben.

Und dann sah er es auch.

»Was ist denn das?« Seine Frage schrillte in den Ohren. Die eigene Stimme kam ihm unvertraut vor; sie klang viel zu hoch.

»Sieht aus wie ein Knochen«, presste Timo durch zusammengebissene Zähne hervor.

Kapitel 10

Verärgert warf Natascha ihren Kugelschreiber auf einen Haufen Computerausdrucke. In den letzten drei Stunden war sie ausschließlich damit beschäftigt gewesen, das Internet und die polizeiinternen Datenbanken nach Hinweisen auf René Staudt abzusuchen. Doch das hatte nur wenige Ergebnisse gebracht. Als Zehnjähriger war er Dritter beim Gau-Kinderturnfest gewesen und in der siebten Klasse zusammen mit zwei Klassenkameraden als Schülerreporter bei der Kreiszeitung. Und in den internen Datenbanken tauchte er überhaupt nicht auf: kein Hinweis auf irgendwelche Straftaten, kein Ladendiebstahl, keine Prügelei, keine Drogengeschichten – es war nicht einmal dokumentiert, dass er schon einmal weggelaufen war. Ob er Kontakt zu den Jugendlichen vom Bahnhofsplatz hatte oder gar dazugehörte, hatte sie ebenfalls nicht in Erfahrung bringen können. Er wurde weder mit einer linken noch mit einer rechten Gruppierung in Zusammenhang gebracht, schien nicht zu den Ultras eines Fußballclubs zu gehören und erregte auch sonst kein Aufsehen. Statt schneller Ergebnisse stand am Ende ihrer Computer-Recherche nur ein riesengroßes Fragezeichen. René Staudt schien ein ganz normaler Gymnasiast aus einer typischen Mittelschichtfamilie zu sein, der nichts Besonderes oder gar Auffälliges an sich hatte. Wie konnte man nur so durchschnittlich sein?

Aber was wusste sie schon von den Menschen in typischen Mittelschichtfamilien? Als Tochter einer alleinerziehenden Krankenschwester hatte sie früh gelernt, dass es zwei Klassen von Kindern gab: die mit Vater und Geld – und die ohne. Das Leben in einer sogenannten Durchschnittsfamilie hatte sie nie kennengelernt.

Natascha nahm weitere Ausdrucke aus dem Schacht des Druckers und legte dann alle in die Mappe für Lorenz. Wenn schon über den Computer nichts zu finden war, gab es ja vielleicht neue Hinweise aus der Bevölkerung. Sie hatten das Foto von René mit einer Vermisstenmeldung an alle Zeitungen geschickt, auch an die kostenlosen. In den Online-Ausgaben waren Bild und Text längst erschienen, das hatte sie schon überprüft. Auch auf der Polizeihomepage prangte Renés Foto.

Ob bei Winterberg schon Meldungen aus der Bevölkerung eingegangen waren? Natascha musste das unbedingt wissen. Sie entschied, nicht bis zur Besprechung zu warten, die Winterberg für vierzehn Uhr angesetzt hatte, und marschierte schnurstracks zu seinem Büro.

Natascha klopfte an den Rahmen der Tür, die wie immer weit offen stand. Winterberg, der hinter seinem Schreibtisch saß und gerade telefonierte, blickte zu ihr. Mit dem Kugelschreiber in der Linken wies er auf den Besucherstuhl ihm gegenüber, und Natascha nahm auf der anderen Seite des Tisches Platz. Schließlich beendete Winterberg das Telefonat, atmete laut aus und fuhr sich mit beiden Händen durch seine Locken.

»Was ist los?«, fragte Natascha. »Gibt es Neuigkeiten von René?«

Winterberg sah sie an und nickte nachdenklich. Er wirkte, als müsste er erst noch seine Gedanken sortieren. In Natascha keimte der Verdacht auf, dass er schlechte Nachrichten bekommen hatte.

»Lorenz hat gerade angerufen. Er war in der Schule, hat mit der Schulleiterin und Renés Stufenleiterin gesprochen. Und du glaubst nicht, was sie ihm erzählt haben.«

»Was?«

»Der Junge war am Freitag gar nicht in der Schule! Und sein Vater hat gestern die Schule angerufen – und er hat nicht erzählt, dass sein Sohn verschwunden ist, sondern hat ihn rückwirkend krankgemeldet und offen gelassen, wann er wiederkommt. Die Lehrerinnen wussten noch nicht einmal, dass er vermisst wird. Sie dachten wirklich, René hätte die Sommergrippe. Was sagt man dazu?«

Natascha glaubte, sich verhört zu haben. »Moment mal: Du erzählst mir gerade, dass René womöglich schon länger verschwunden ist und dass seine Eltern ihn bei der Schule krankmelden, anstatt zu fragen, ob da jemand eine Ahnung hat, wo ihr Sohn sein könnte?«

Winterberg stand auf und öffnete das Fenster. Der Straßenlärm drang in den kleinen Raum, aber auch eine warme Brise. Nataschas Kollege stützte sich auf die Fensterbank und starrte nach draußen. »Ja, genau das. Was denkst du darüber?«

Er drehte sich wieder zu ihr um, als erwarte er sogleich eine Antwort, doch Natascha musste zunächst nachdenken. Sie rief sich die Atmosphäre in dem perfekten Wohnzimmer der Staudts in Erinnerung, die verschwörerischen Blicke, die sich die Eltern zugeworfen hatten. Dann dachte sie an die viel zu späte Vermisstenmeldung, und plötzlich kam ihr ein Verdacht.

»Das Verhalten der Eltern ist äußerst seltsam. Wieso haben sie uns gegenüber behauptet, René wäre am Freitag nach der Schule nicht nach Hause gekommen – wo es doch überhaupt nicht klar war, ob er zur Schule gegangen ist? Womöglich hat er das Haus erst gar nicht verlassen, jedenfalls nicht, um zur Schule zu gehen. Dann diese komische Erklärung, dass jeder seine eigenen Wege geht und man sich deswegen so selten sieht. Und das, obwohl sie doch alle drei in ein und demselben Haus wohnen! Das fand ich schon während des Gesprächs seltsam.« Natascha schüttelte empört den Kopf. »Da ist doch was faul! Meinst du nicht auch, die Eltern haben etwas mit seinem Verschwinden zu tun?«

Winterberg hob eine Hand, als wollte er sie ermahnen, keine voreiligen Schlüsse zu ziehen. »Da bin ich mir nicht so sicher. Doch wir müssen uns die Eltern auf jeden Fall noch einmal vorknöpfen. Ich habe auch kein gutes Gefühl bei ihnen.«

»Wann fahren wir? Jetzt?« Natascha blickte ungeduldig auf ihre Uhr. »Es ist zehn vor zwölf. Ist dann überhaupt jemand zu Hause?«

»Ich werde sie gleich anrufen«, erwiderte Winterberg und nahm erneut den Telefonhörer in die Hand. Er schob Papiere beiseite, um auf seine Schreibtischunterlage blicken zu können, die mit handschriftlichen Notizen übersät war. Er fuhr mit dem Zeigefinger über das große Blatt, offenbar suchte er nach der Telefonnummer der Staudts.

»Ich melde uns an. Iss in der Zwischenzeit etwas, der Tag könnte lang werden. Gehst du zum Bäcker?« Er sah zu ihr auf; als sie nicht sofort antwortete, fuhr er rasch fort: »Wenn ja, kannst du mir was mitbringen. Eine Pizzaschnecke. Und vielleicht noch eine Nussecke.« Dann blickte er wieder auf seine Notizen. Endlich schien er die Nummer gefunden zu haben, denn er klemmte sich den Hörer zwischen Ohr und Schulter.

Natascha wollte nicht mehr länger warten. »Ja, mach ich«, sagte sie und ging in den Flur.

Eigentlich hatte sie nicht zu einer der Bäckereien im großen Einkaufszentrum gehen wollen, das neben der Polizeidienststelle lag. Sie hätte lieber die Kantine des Finanzamtes aufgesucht, die nur wenige Hundert Meter entfernt lag und von einigen Mitarbeitern der Polizei, die keine eigene hier hatte, gerne genutzt wurde.

Bei vielen Kollegen hatte sich jedoch ein schneller Besuch im Einkaufszentrum eingebürgert. Dort gab es Imbissstuben aller Art, in denen man Pizzen oder Pommes, Döner oder Fischbrötchen kaufen konnte, und mehrere Bäckereien sowie einen Supermarkt. Manchen Kollegen, vor allem denen, die viel am Schreibtisch saßen, sah man das kalorienreiche Essen mittlerweile an. Auch Winterberg war in der letzten Zeit ein wenig in die Breite gegangen, und so beschloss Natascha, ihm noch zwei Äpfel zu kaufen. Vielleicht könnte sie ihn so zu etwas Gesundem überreden.

Natascha ging auf dem Bürgersteig neben der Hauptstraße, an der die Polizeiwache, die Stadtverwaltung und das Finanzamt lagen. Wie immer zur Mittagszeit spazierten viele Leute aus den Gebäuden in Richtung der Geschäfte. An der Ampel trafen sie Bekannte und kamen mit ihnen ins Gespräch. Wenn so viele Menschen jeden Tag zur selben Zeit das Gleiche tun, entsteht

zwangsläufig eine gewisse Nähe.

Natascha jedoch hielt ein wenig Abstand zu den anderen, denn sie hatte keine Lust, das übliche Geplauder mitzuhören. Die Hitze war unangenehm schwül; ein Film aus klebrigem Schweiß legte sich auf ihre Haut, kaum dass sie ein paar Meter gegangen war. Der Lärm der Stadt und der Gestank der Autoabgase, die sich hier unten im Tal ansammelten, setzten ihr ebenfalls zu; daher wollte Natascha möglichst schnell das überdachte Einkaufszentrum erreichen. Sie entschied, zunächst für sich einen Salat und einen Joghurt zu kaufen und dann für Winterberg eine der Bäckereien aufzusuchen.

Voller Sehnsucht dachte sie an die Sommer in ihrer Heimatstadt. Köln war zwar größer als Siegen, sodass dort noch mehr Auto- und Industrieabgase entstanden. Aber der Rhein brachte immer ein bisschen Wind in die Stadt, und selbst bei größter Hitze gab es in Köln viele kühle Plätze. Siegen hingegen war von Bergen eingekesselt, sodass die Luft sich wie unter einer Käseglocke staute. Das war besonders unangenehm für jemanden, der so empfängliche Sinne wie sie hatte.

»Hey, Natascha!«

Sie erkannte die Stimme hinter ihr sofort. Natascha blieb stehen, und ihre Mundwinkel gingen unwillkürlich nach oben, als sie sich umdrehte.

Simon kam mit großen Schritten auf sie zu und ließ dabei wie ein Hund, der unter zu großer Hitze leidet, die Zunge heraushängen. »Mann, ist das heiß heute! Und da soll unsereins noch in Uniform arbeiten.« Er sah an sich hinab und zupfte an der langen Hose. »Mit Shorts wäre es wesentlich angenehmer.«

Natascha lachte. »Und dann steckt ihr eure Dienstwaffen in die Socken. Wenn sich das herumspricht, habt ihr bald doppelt so viele Einsätze wie heute. Einfach nur, weil jede Frau eure Beine sehen will.«

Simon zog die Stirn in Falten und schüttelte langsam den Kopf. »Du weißt wohl nicht, wie Männerbeine aussehen. Es hat schon seinen Grund, dass in vielen Berufen kurze Hosen verboten sind. Bist du auf dem Weg in die Kantine? Ich will nämlich auch da was essen.«

»Nein.« Natascha ging weiter, und Simon folgte ihr. »Ich hole nur eben was beim Bäcker und im Supermarkt. Mir ist es für ein warmes Essen viel zu heiß. Außerdem hab ich gleich einen Termin, da bleibt mir nicht viel Zeit.«

»Och, dann komm ich doch einfach mit dir. Ein Mettwurstbrötchen reicht mir eigentlich auch. Habt ihr gerade viel zu tun?«

Er sah sie mit leuchtenden Augen an, und Natascha hatte das Gefühl, als ob es auf einmal noch heißer geworden wäre. Einen Moment vergaß sie völlig, dass er ihr eine Frage gestellt hatte.

»Wir suchen noch immer nach dem rothaarigen Jugendlichen, der am Sonntag vermisst gemeldet wurde«, antwortete sie schließlich. »Du hast das ja sicher mitbekommen. Jetzt gibt es Neuigkeiten, und Winterberg hat angedeutet, dass unser Arbeitstag recht lang werden könnte.« Sie seufzte. »Bei diesem Wetter würde ich natürlich am liebsten früh Feierabend machen und ins Freibad gehen. Ein paar Runden schwimmen, im Schatten etwas lesen und vielleicht noch ein Eis essen. Aber dafür hätte ich mir einen anderen Beruf aussuchen müssen.« Natascha lachte. »Doch wenn ich es mir recht überlege – ein gemütlicher Job wäre mir wohl auf Dauer zu langweilig.«

Mittlerweile waren sie im Einkaufszentrum angekommen. Unter der Überdachung herrschte eine angenehme Temperatur, auch wenn es hier immerhin noch fünfundzwanzig Grad warm war, wie ein Thermometer an der Wand anzeigen. Die beiden gingen in den Supermarkt, wo es richtig kühl war; und als Natascha einen Joghurt aus dem Kühlregal nahm, bildete sich eine feine Gänsehaut auf ihren Armen.

»Weißt du, wo es bei diesen Temperaturen auch angenehm kühl ist?«, sagte Simon. »Im Wald. Ich würde dir gerne mal ein paar schöne Wanderwege dort zeigen. Was denkst du – ob wir

einen Termin dafür finden könnten?«

Simon hatte offenbar die ernste Absicht, sie auch privat näher kennenzulernen, worüber Natascha sich sehr freute. Wenn sie schon wegen ihres Berufs in Siegen bleiben musste, sollte sie sich die Zeit hier auch so nett wie möglich machen. Und mit Simon ...

»Klar! Vielleicht passt es ja am Wochenende.«

Nach dem Einkauf im Supermarkt gingen sie zu einer der Bäckereien, wo sie in einer langen Schlange stehen mussten. Simon war so dicht hinter ihr, dass Natascha seinen Geruch wahrnahm. Unter dem herben Deo lag, kaum wahrnehmbar, ein leichter Moschusduft. Er schob sich als orange-gelbe Wellenbewegung vor ihr inneres Auge, als sie nach einer Weile die Lider schloss. Sie blendete das Stimmengewirr um sich herum aus und nahm Geruch und Bild in sich auf. Schade, dass man Gerüche nicht festhalten konnte, dachte sie.

»Wir sollten unsere Handynummern tauschen.«

Simons Stimme riss sie aus ihrer Gedankenwelt heraus, und Natascha schlug die Augen wieder auf.

»Na, geträumt?« Er holte sein Handy hervor, um ihre Nummer zu speichern. »Dann mach mal 'ne Durchsage!«

Doch im nächsten Moment wurde Natascha von einer der Bäckereiverkäuferinnen angesprochen. Sie kaufte das Gebäck für Winterberg und ging dann mit Simon ein paar Schritte zur Seite. Sie gab ihm ihre Nummer und tippte anschließend seine in ihr Handy.

»Ich muss jetzt leider schnell wieder zurück. Lass uns einfach telefonieren, okay?«

Simon nickte.

Als sie anschließend »Tschüs« sagte, hob er zum Abschied eine Hand und sah ihr lange und eindringlich in die Augen. Es war eindeutig, dass seine Gefühle für sie mehr als nur kameradschaftlicher Natur waren.

Kapitel 11

Er erwachte aus einem unruhigen Traum. Wölfe und große Hunde waren darin vorgekommen, Wesen wie die Nazgûl, die Ringgeister aus *Herr der Ringe*. Schwarz. Bedrohlich. Und sie hatten ihn verfolgt.

Schweiß stand auf seiner Stirn, Ponyfransen klebten auf seiner Haut. Er versuchte, an etwas anderes zu denken als an das klebrige Gefühl, das er am ganzen Körper verspürte. Überall lief ihm der Schweiß, obwohl es eigentlich furchtbar kalt war. Er hatte nicht den Eindruck, dass Sommer war, sondern Herbst – eine nasskalte Jahreszeit. Seine Nase konnte er kaum noch spüren, dafür aber die Füße. Er hatte das Gefühl, als würden die Zehen bald erfrieren. Warum nur war es hier so entsetzlich kalt? Wenn er noch länger hier läge, würden seine Zähne anfangen zu klappern.

Unaufhörlich liefen ihm Tränen über die Wangen, vermischten sich mit dem klebrig-kalten Schweiß und hinterließen einen salzigen Geschmack auf seinem Mund. Immer wieder leckte er sich mit der Zunge über die Lippen: Es beruhigte ihn, tröstete ihn, fast wie ein Sauger ein einsames Kleinkind. Er merkte, wie er immer wieder in eine andere Welt abdriftete. Manchmal hatte er Glück – dann war es eine Traumwelt ohne das Böse.

Doch auch seine Träume währten nicht lange, denn ständig wurde er von einem nervtötenden Tropfen aus dem Schlaf gerissen: Ein platschendes Geräusch auf feuchtem Stein holte ihn immer wieder in die Wirklichkeit zurück. Manche dieser Tropfen fielen nicht auf Stein, sondern auf seinen Kopf, auf den Oberkörper oder die Beine. Seine Kleidung war an einigen Stellen schon völlig durchweicht und fühlte sich kalt und schwer an. Kein Wunder, dass er so fror!

Er musste hier weg. Langsam, ganz vorsichtig, nahm er die Hände nach oben, besah sich im spärlichen grauen Licht die dunkelroten Striemen an den Handgelenken. Dort, wo vorher enge Fesseln tief in die Haut geschnitten hatten, befand sich nun ein einfaches Baumwollseil, das relativ locker um seine Arme gewickelt war. Es hielt seine Unterarme nicht mehr so eng zusammen, machte aber dennoch viele Bewegungen unmöglich.

Aber er musste sich so frei wie nur möglich bewegen können, wenn er hier weg wollte!

Wieder traf ihn ein Tropfen, zersprang auf seiner Stirn, hinterließ ein taubes Gefühl auf der Haut und kühlte Schweiß und Tränen. Er konnte es nicht mehr länger aushalten: Zumaldest musste er versuchen, von hier fortzukommen.

Vorsichtig legte er sich auf den Bauch, stützte sich auf die Ellbogen und drückte sich ein Stück nach vorn. Dann zog er die Beine nach, die an den Fußgelenken eng aneinandergebunden waren. Die Beine verkrampften, und die Muskeln schmerzten von der Bewegung, aber immerhin konnte er die Beine hinter sich herziehen. Wie eine Nixe, schoss es ihm durch den Kopf. Ein seltsames Bild, aber es passte irgendwie, denn nass war es hier auch.

Als Nächstes schob er sich von der dünnen Campingmatte. Der felsige Untergrund bohrte sich in die Ellbogen und Unterarme. Er ächzte. Aber was war schon dieser Schmerz gegen die Pein in seiner rechten Hand.

Vor ihm war es dunkel, doch er quälte sich weiter voran. Schwärze empfing ihn, ein kühler Luftzug strich ihm über das Gesicht. Er kroch weiter, obwohl die Dunkelheit ihn ängstigte; schon als kleiner Junge hatte er nur bei Licht einschlafen können. Plötzlich waren sie wieder da: Hunde und Nazgûl rasten durch seine Gedanken. Er biss die Zähne zusammen und robbte weiter, versuchte, nicht an die blutrünstigen Wölfe zu denken, die in der Dunkelheit lauerten. Aber könnten sie überhaupt schlimmer sein als die Bedrohung, die sich im grauen Dämmerlicht hinter ihm verbarg?

Nach einer Weile war die Haut an seinen Ellbogen aufgeschürft, und sie brannten jedes Mal, wenn er sie auf den Boden aufsetzte. Dennoch zog er sich weiter vorwärts, dem Luftzug entgegen, den er verspürte. Stück für Stück. Seine Augen gewöhnten sich langsam ans Dunkel im Luftzug: Er sah enge Felswände, die sich als schwarze Schatten vom Grau abhoben. Über ihm, unter ihm und an den Seiten – überall nur feuchter, kantiger Fels.

Fast hätte er aufgeschluchzt. Warum sah alles so gleich aus? Wie kam er hier bloß wieder heraus? Doch es schien nur diesen Fluchtweg für ihn zu geben. Denn auf der anderen Seite seiner Höhle war eine Bretterwand, die er nicht überwinden konnte. Eine Zeit lang hatte er seine ganze Hoffnung auf diese Wand gerichtet – hatte gebetet, dass von dort jemand käme und ihn herausholte. Aber er hatte irgendwann aufgehört, zu glauben, dass andere ihn retten würden. Er musste selbst etwas tun.

Er zog sich weiter vorwärts, immer tiefer in die Finsternis hinein. Plötzlich versank sein linker Ellbogen in etwas Nassem, und er keuchte erschrocken auf. Vorsichtig senkte er den Kopf, um an der Flüssigkeit zu riechen. Nichts – sie hatte keinen Geruch. Behutsam streckte er die Zunge aus, um einen Tropfen aufzunehmen. Es schmeckte nach nichts. Es musste das gleiche Wasser sein, das hier überall von den Wänden kam; offenbar sammelten sich die Tropfen zu Pfützen oder gar zu Rinnalen.

Unbeholfen drehte er sich zur Seite, um an der Lache vorbeizukriechen. Doch es zeigte sich, dass sie den Boden des Ganges in seiner ganzen Breite einnahm. Ihm blieb nichts anderes übrig, als hindurchzurobben. Sofort sog sich seine ohnehin schon feuchte Kleidung mit dem Wasser voll; die Hose hing wie ein Sack an seinem Körper. Die Lache war länger, als er erwartet hatte, und während er sich in ihr vorwärtszog, platschte das Wasser laut.

Plötzlich hörte er ein Geräusch.

Er wusste nicht, was es war und woher es kam – bis ein greller Lichtschein durch den Gang fiel. Sein Herz raste. Hektisch kroch er weiter; mit dem rechten Knie stieß er schmerhaft gegen eine Steinkante, doch es war ihm gleichgültig.

»Ach, sieh mal einer an. Was machst du denn hier?« Die Stimme klang belustigt. »Hast du geglaubt, du könntest einfach vor mir davonkrabbeln?« Der Mann kam zu ihm, richtete den Strahl der Taschenlampe direkt auf sein Gesicht und blendete ihn. »Dann muss ich dich wohl wieder fester verschnüren. Dabei habe ich wirklich geglaubt, du wärest klug genug, um zu erkennen, dass ein Fluchtversuch zwecklos ist. Aber da habe ich mich wohl getäuscht.«

Der Mann beugte sich zu ihm herab. Jetzt sah er alles überdeutlich: die Spritze in der rechten Hand, etwas Weißes in der linken.

Er hörte, wie seine Verzweiflungsschreie von den Wänden widerhallten.

Kapitel 12

Natascha betrat das Polizeigebäude durch den Haupteingang und lächelte die Pförtnerin in der Schleuse an. Das Surren des Türöffners ertönte, und Natascha drückte die Innentür auf. Plötzlich knurrte ihr Magen: Es war höchste Zeit, dass sie in ihr Büro kam und endlich etwas aß. Obwohl sie in Eile war, hastete sie an der offenen Fahrstuhltür vorbei und nahm die Treppe. Schon seit Jahren hatte sie keinen Lift mehr benutzt. Ihre letzten Erfahrungen in einem Fahrstuhl waren fürchterlich gewesen: Die Enge in den Kabinen hatte ihr die Luft abgedrückt, und vor Angst hatte sie am ganzen Körper geschwitzt.

Als sie schließlich in ihrem Stockwerk angekommen war, ging sie direkt zu Winterberg, um ihm sein Essen zu geben.

Diesmal kloppte sie nicht gegen den Rahmen der geöffneten Tür, sondern ging direkt auf seinen Schreibtisch zu. Er saß über Unterlagen gebeugt, hatte den Kopf in die Hände gestützt und bemerkte sie offensichtlich nicht. Straßenlärm drang durch das geöffnete Fenster; Musikfetzen zogen vorüber und vermischten sich mit dem Brummen von Motoren. Natascha legte zuerst einen Apfel auf die Papiere, dann den anderen; die Bäckertüte hielt sie hinter ihrem Rücken versteckt.

Winterberg sah auf; er war sichtlich irritiert. »Danke. Aber eigentlich wollte ich doch was vom Bäcker. Na ja, egal, Hauptsache, ich bekomme was zwischen die Kiemen.«

Er grinste unbeholfen und nahm einen der Äpfel. Es knackte vernehmlich, als er hineinbiss.

Als Natascha bemerkte, dass in seinem rechten Mundwinkel ein schaumiger Safttropfen hängen blieb, lachte sie und legte die Bäckertüte auf den Tisch. »Siehst du, wie einfach es ist, dich zu etwas Gesundem zu bewegen. Und nach den Äpfeln schmecken Pizzaschnecke und Nussecke noch mal so gut.«

Er lachte kurz auf. »Du bist ein kleines Biest, weißt du das?«

Natascha fletschte die Zähne und zischte: »Ja, ich weiß.«

Winterberg wurde sogleich wieder ernst. »Ich habe noch einmal über unseren Besuch bei den Staudts nachgedacht. Da waren viele Dinge, die mir komisch vorkommen, die ich aber nicht richtig einordnen kann. Hast du die seltsamen Blicke zwischen den Eltern bemerkt? Was steckt dahinter? Und warum hat René am Freitag unentschuldigt gefehlt? Warum hat der Vater ihn gestern krankgemeldet, ohne auch nur anzudeuten, dass er vermisst wird? In ihrem Verhalten kann ich beim besten Willen weder Besorgnis noch Fürsorge erkennen.«

Er nahm die Pizzaschnecke aus der Tüte, biss hinein und zeigte auf den Besucherstuhl. Natascha setzte sich und packte ihr Essen aus, dann ließ sie sich von ihrem Kollegen Besteck geben und stürzte sich hungrig auf den Joghurt.

»Ich habe schon alle möglichen Reaktionen von Eltern erlebt, deren Kind vermisst wurde«, fuhr Winterberg fort. »Wir wurden oft beschimpft, wenn unsere Suche erfolglos blieb; oder man hat versucht, uns ins Handwerk zu pfuschen und eigenmächtige Aktionen zu starten; einige haben sogar mit Anwälten und der Presse gedroht. Die meisten Eltern sind jedoch vor Kummer wie gelähmt gewesen und haben sich zu Tode gesorgt; sie haben keinen klaren Gedanken fassen können und sind daher nicht immer eine Hilfe gewesen.« Er biss erneut von der Pizzaschnecke ab und verzog den Mund. »Renés Mutter schien mir wirklich in Sorge zu sein, doch sie wirkte auch irgendwie verschüchtert – als ob sie sich nicht trauen würde, mit der ganzen Wahrheit herauszurücken. Doch ihr Mann verhält sich viel zu abgeklärt für einen Vater, der sich aufrichtig um seinen vermissten Sohn sorgt. Mir kommt es so vor, dass er sich mehr darum sorgt, seine Frau könnte etwas Falsches sagen. Vielleicht weiß sie ja etwas, das wir nicht wissen sollen.«

Natascha kratzte mit dem Löffel den Joghurtbecher aus und stellte ihn auf Winterbergs Schreibtisch. »Gut möglich. Aber was könnte das sein?«

»Stellen wir uns einmal vor, der Vater hätte etwas mit dem Verschwinden seines Sohnes zu tun. Und seine Frau hat etwas beobachtet oder gehört, ist jedoch so verängstigt, dass sie nicht weiß, ob sie es uns sagen soll. Dann ist es für ihn von größter Wichtigkeit, dass sie schweigt.«

»Es könnten aber auch beide zusammen unter einer Decke stecken. Und weil die Mutter labiler ist und sich verplappern könnte, redet der Vater für beide«, sinnierte Natascha und begann, den Salat zu essen.

»Ja, auch das wäre möglich«, meinte Winterberg. »Wie so vieles andere auch.«

»Zum Beispiel, dass René einfach am Freitagmorgen seine Klamotten gepackt und den Eltern vorgemacht hat, dass er zur Schule geht. Damit sie nicht sofort nach ihm suchen.« Sie pikste ein Maiskorn auf die Gabel, steckte es in den Mund und hielt es gedankenverloren auf der Zunge.

Winterberg zerknüllte seine Bäckertüte. »Auch das ist denkbar. Dann hätten aber die Eltern uns gegenüber nichts zu verheimlichen.«

Natascha stocherte mit der Gabel im Salat herum. Plötzlich dachte sie wieder an das unnatürlich perfekte Wohnzimmer. »Ich habe den Eindruck, dass die beiden ganz gut eingespielt sind. Wenn du mich fragst, dann ist das nicht das erste Mal, dass sie anderen Menschen etwas vormachen. Sie sind geübt darin, eine Fassade aufrechtzuerhalten. Vielleicht läuft die Ehe schlecht, und die Nachbarn sollen das nicht merken; oder es gibt ein dunkles Familiengeheimnis, von dem niemand erfahren soll.«

Winterberg sah sie skeptisch an.

»Denk doch nur einmal an das Wohnzimmer«, fuhr Natascha fort. »Ist es dort etwa gemütlich? Hat es eine persönliche Note? Ich finde nicht. Auf mich hat alles gewirkt wie aus dem Versandhauskatalog. Es gibt keine Familienfotos, keine Zeitschriften liegen herum, keine Bücher. Weder Bonbonpapier noch Krümel lagen auf dem Tisch oder dem Boden. Kannst du dir vorstellen, dass einer von den beiden gemütlich auf dem Sofa liegt?«

Winterberg schien kurz zu überlegen. »Du hast recht. Ich verstehe, worauf du hinauswillst.«

»Aber das ist alles arg spekulativ. Wir brauchen mehr Fakten ... Und, fahren wir jetzt zu den Staudts?«

»Ja. Ich sag nur noch Lorenz Bescheid.«

Bei ihrem zweiten Besuch auf dem Giersberg sah sich Natascha die Nachbarhäuser der Familie Staudt mit einem genaueren Blick für die Details an. Die Gebäude und Vorgärten, die beim letzten Mal einen nahezu perfekten Eindruck bei ihr hinterlassen hatten, wirkten nun zum Teil recht schäbig. Bei manchen Grundstücken war der Zaun an vielen Stellen angerostet, an mehreren Haustüren blätterte die Farbe ab. Ähnliches traf auch auf das Haus der Staudts zu: Oberflächlich betrachtet wirkte es gepflegt und ordentlich, doch wenn man genauer hinschaute, fielen die Spuren der Zeit deutlich ins Auge. Auf dem Dach wuchs eine leichte Moosschicht, und der Putz wies größere Risse auf. So wie auch die mühsam errichtete gutbürgerliche Fassade, dachte sie.

Diesmal öffnete ihnen Michael Staudt die Tür. Man sah ihm an, dass er in der letzten Nacht wenig geschlafen hatte. Die Tränensäcke waren dicker als am Vortag; zudem hatte er sich heute nicht rasiert, sodass feine grau-blonde Stoppeln aus Kinn und Wangen sprossen. Er wirkte deutlich gealtert. Zunächst sah er abwesend in die Ferne, bevor er sich den Besuchern zuwandte.

»Gibt es Neuigkeiten?«, fragte er mit ausdrucksloser Stimme.

Winterberg ging einen Schritt nach vorn und wies mit der Hand in den Hausflur hinein. »Ich glaube, es wäre besser, wenn wir drinnen miteinander sprechen.«

»Ja. Ja, natürlich.« Staudt drehte sich um und führte sie in das unpersönliche Wohnzimmer mit der Überfülle an blauen Gegenständen. »Nehmen Sie bitte Platz. Sie müssen meine Frau entschuldigen. Sie hat wieder einen Migräneanfall und liegt jetzt oben, um sich auszuruhen.«

Er setzte sich in denselben Sessel wie am Tag zuvor, und auch die beiden Kommissare nahmen wieder ihm gegenüber Platz. Sein Blick wanderte ungest im Raum umher und blieb schließlich am leeren Sofa hängen. Einen kurzen Augenblick riss er die Augen auf, als würde er gerade an etwas Furchtbares denken.

Dann sah er seine Besucher an und zwang sich zu einem Lächeln, das sehr unnatürlich wirkte. »Möchten Sie etwas trinken?«

»Nein, danke«, entgegnete Winterberg. »Machen Sie sich wegen uns keine Umstände, unser Besuch dauert wahrscheinlich nicht lange.«

Natascha sah zur Stelle auf dem Sofa, die Staudt offenbar so erschreckt hatte. Auf dem braunen Leder war ein dunkler Fleck, etwa so groß wie ihre Hand. »Was ist da auf der Couch passiert?«

Staudt zuckte zusammen, bevor er antwortete: »Ach, Sie meinen diesen Fleck. Da ist uns ein Getränk umgekippt und dann auf den Teppich gelaufen.«

Natascha blickte genauer hin und bemerkte an der Sitzkante eine kleine, längliche Verfärbung, die darauf hinwies, dass ein Teil der Flüssigkeit vom Sofa herabgetropft war. Doch der Teppich war sauber – offenbar hatte sich jemand große Mühe gegeben, die Spuren wegzuwischen.

»Also, was gibt es Neues von René?«, fragte Staudt.

Winterberg lehnte sich nach vorne und sah ihm eindringlich in die Augen. »Leider noch nichts. Doch uns stellen sich mittlerweile neue Fragen. Zum Beispiel, wo René am Freitag in der Früh hingegangen ist. Wir wissen nämlich inzwischen, dass er nicht – wie Sie behauptet haben – in der Schule war.«

Staudts Kopf ruckte nach oben, er riss die Augen auf. »Wie bitte?«

»Wir haben in der Schule angerufen. Und die Stufenleiterin hat uns mitgeteilt, dass René schon am Freitag nicht in der Schule war. Sie hingegen haben ausgesagt, dass er am Freitag zwar zur Schule gegangen, danach aber nicht nach Hause gekommen wäre.« Winterbergs Stimme wurde scharf. »Außerdem haben Sie die Schule angerufen und Ihren Sohn für die kommenden Tage krankgemeldet – dass er vermisst wird, haben Sie mit keinem Wort erwähnt. Das ist doch recht sonderbar. Angesichts Ihres Verhaltens drängt sich der Eindruck auf, als wüssten Sie vielleicht doch, wo sich Ihr Sohn befindet.«

Staudts Gesicht war deutlich anzusehen, dass er mit widerstreitenden Gefühlen rang. Die Mundwinkel zuckten, und immer wieder biss er sich leicht auf die Lippen. Röte überzog seine Wangen, und er begann, laut und unregelmäßig zu atmen. Natascha befürchtete schon, dass er gleich ohnmächtig würde. Doch dann beruhigte sich sein Atem; er verfiel in eine Art Starre und blickte einfach zwischen den Besuchern hindurch an die Wand.

»Herr Staudt?«, sprach Natascha ihn schließlich an. »Wir möchten gern wissen, wo René am Freitagmorgen hingegangen sein könnte. Hat er seine Schultasche mitgenommen? Haben Sie vielleicht gesehen, wie er das Haus verließ?«

Staudt erwachte aus der Erstarrung und seufzte laut auf. »Wir mussten doch denken, dass er, so wie jeden Morgen, zur Schule gegangen ist. Und überhaupt – René hat es hier bei uns immer gut gehabt. Er hat also gar keinen Grund, von zu Hause wegzulaufen! Ihm ist bestimmt etwas passiert! Also, warum suchen Sie ihn nicht? Stattdessen stellen Sie mir hier Fragen, die für die Suche völlig belanglos sind!«

»Natürlich suchen wir Ihren Sohn, Herr Staudt«, entgegnete Natascha. »Aber manchmal

tauchen bei einem Fall auch Fragen auf, die für die Angehörigen nicht unbedingt angenehm sind. Und für uns ist es wichtig zu wissen, warum René am Freitagmorgen nicht in der Schule war. Außerdem fragen wir uns, ob Sie nicht doch mehr wissen, als Sie bisher gesagt haben.«

Staudt sah sie verärgert an. »Was reden Sie denn da überhaupt? Muss ich mir das etwa gefallen lassen?« Fragend blickte er Nataschas Kollegen an.

Winterberg hob beschwichtigend die Hände. »Es wäre besser, wenn Sie die Fragen meiner Kollegin beantworten. Das würde uns die Arbeit erleichtern.«

»Also gut.« Staudt nahm eine der drei blauen Kugelkerzen vom Messingteller, der auf dem Tisch zwischen ihnen lag, und hielt sie in der geschlossenen Hand. »Wir haben am Freitagmorgen Streit gehabt«, offenbarte er nach einem Augenblick des Schweigens. Statt weiterzusprechen, legte er mit einer fahrgen Bewegung die runde Kerze in die andere Hand.

»Wer hatte Streit? Sie und Ihr Sohn?«, fragte Winterberg nach.

Doch Staudt schüttelte den Kopf. »Meine Frau und ich, wir haben uns gestritten. Am frühen Morgen.« Er hob den Kopf und sah abwechselnd die beiden Kommissare an. »Aber danach sind wir – also René und ich – ganz normal aus dem Haus gegangen. Und meine Frau ist wie immer hiergeblieben.«

Er legte die Kugelkerze zurück auf den Messingteller und rückte sie sorgfältig zurecht, sodass sie und die beiden anderen wieder die Eckpunkte eines Dreiecks bildeten. Dann legte er seine Hände auf die Oberschenkel und sah die Ermittler erwartungsvoll an – so als hätte er soeben seinen Beitrag geleistet und daher ein Anrecht auf ein paar Worte des Dankes.

Doch Natascha ließ sich nicht so einfach abfertigen. »Worum ging es bei diesem Streit?«

»Um nichts Besonderes. Das Übliche. Familienkram. Worum man sich eben so streitet, wenn man zusammenlebt.«

»Und was ist das?«, verlangte Winterberg zu wissen. Er sprach lauter als zuvor; offenbar war er jetzt genauso verärgert wie Natascha. »Ging es vielleicht um René? Oder möglicherweise um Geld? Oder hat Ihre Frau mit Scheidung gedroht? Hat René vielleicht etwas gehört, das nicht für seine Ohren bestimmt war?«

Staudt schnaubte. »Ach was! So schlimm war der Streit nicht. Wollen Sie die Wahrheit hören?« Er schwieg einen Moment, als würde er die nächsten Worte genau überlegen. »Ich habe nicht gewusst, ob René am Freitag in der Schule war oder nicht. Ich habe es angenommen, mehr nicht.« Er sah ihnen jetzt offen ins Gesicht. »Was für ein Vater, denken Sie sich jetzt bestimmt. Weiß noch nicht einmal, ob sein Sohn zur Schule geht ... Und meine Frau weiß es auch nicht. Das ist noch besser, oder? Wir haben Ihnen ja gestern schon erklärt, dass wir hier alle mehr oder weniger ein eigenes Leben führen. Keiner für alle, alle für keinen.« Er lehnte sich im Sessel zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. »So, jetzt wissen Sie über uns Bescheid.«

Winterberg sah ihn kopfschüttelnd an. »Nein, ich verstehe die Situation immer noch nicht. René ist am Freitagmorgen nach einem Streit aus dem Haus gegangen und nicht wiedergekommen, und Sie dachten, er wäre zur Schule gegangen. Warum haben Sie uns das nicht gleich gesagt?«

Er blickte Staudt vorwurfsvoll an, der ihn jedoch nicht mehr beachtete, sondern auf eine Stelle hinter den Kommissaren starre. Die beiden hörten ein heiseres Lachen hinter sich und drehten sich um.

»Und, hat mein Mann Ihnen alles erzählt?«

Im Türrahmen stand Karin Staudt. Ihr rotes Haar war zerzaust und bildete einen seltsamen Kontrast zum totenbleichen Gesicht; ihr schmaler Körper steckte in einem viel zu großen weißen Baumwollnachthemd. Aus den leichenblassen Beinen und Füßen schien jedes Leben gewichen zu sein: Sie sah aus wie ein Gespenst.

»Karin, leg dich wieder hin!« Staudts Stimme hatte eine dunkle Nuance – seine Worte

waren eine kaum verhohlene Drohung.

Winterberg musterte die Frau wie ein exotisches Tier im Zoo, und Natascha hätte ihm dafür am liebsten einen warnenden Stups mit dem Fuß gegeben. Aber das Ehepaar beachtete die beiden Beamten überhaupt nicht, sondern starre sich gegenseitig an.

»Du bist ein Feigling!« Karin Staudts Stimme klang lallend, und ein übler Alkoholgeruch ging von ihr aus. Obwohl sie sich am Türrahmen festhielt, schwankte sie leicht. »Mir geht es schlecht, und du redest hinter meinem Rücken über mich. Du solltest dich was schämen!«

Trotz seines beachtlichen Bauchumfangs sprang Staudt erstaunlich schnell aus dem Sessel und eilte zu seiner Frau. Er packte sie am Ellenbogen und zerrte sie in den Flur. Einen Moment lang versuchte die Gestalt im Nachthemd, sich aus dem Griff zu befreien, doch dann schlurfte sie resigniert hinter Staudt her. Sekunden später waren beide im Obergeschoss verschwunden.

Winterberg schnalzte mit der Zunge. »Das also haben wir uns unter Frau Staudts Migräne vorzustellen.« Er stand vom Zweisitzer auf, ging zum Fenster und sah nach draußen in den kleinen Garten. »Tja, offensichtlich ist René aus dem familiären Chaos ausgebrochen. Und da er volljährig ist, hat er ja eigentlich auch das Recht dazu, das Elternhaus zu verlassen. Wie schätzt du die Situation jetzt ein – besteht die Möglichkeit, dass er irgendwie in Gefahr sein könnte?«

Natascha hob unschlüssig die Schultern und dachte an ihre Eindrücke, die sie durch das Gespräch mit Nina, der vermeintlichen Exfreundin, gewonnen hatte. René war ein sehr einsamer junger Mann, bei dem man fürchten musste, dass er irgendwann etwas Dummes tun würde. »Er hat zwar eine Tasche gepackt, was darauf schließen lässt, dass er am Freitagmorgen nicht die Absicht hatte, sich etwas anzutun. Allerdings ist es seltsam, dass er außer Nina bislang niemandem eine Nachricht gegeben hat – nicht einmal seiner Tante und seinem Onkel in Kassel, zu denen er beim letzten Mal geflüchtet ist. Ich denke, er fühlt sich von allen Menschen unverstanden; und bei jungen Menschen in seinem Alter weiß man nie, zu welchen Kurzschlussreaktionen sie fähig sind.«

»Da hast du recht«, brummte Winterberg und ging zur Tür.

Plötzlich erinnerte sich Natascha daran, was sie gestern hier im Haus empfunden hatte – der schmutzig gelbe Film aus Emotionen, der sich über den Raum gelegt hatte. Also hatten ihre sensiblen Sinne sie wieder einmal nicht getrogen.

Es gab tatsächlich ein Geheimnis in dieser Familie.

Kapitel 13

Das Licht im Zimmer war schummrig; die heruntergelassenen Rollläden verhinderten, dass die Sonne hereinschien. Ein blaues Flimmern umhüllte die wenigen Möbel, sie schienen in ein eisiges Leuchten getaucht zu sein. Heute Nachmittag würde die Sonne ihn nur stören, denn am Computer brauchte er kein Tageslicht.

Ungeduldig blickte er auf den Bildschirm, nachdem er den Rechner gestartet hatte. Die Vorfreude hielt ihn schon den ganzen Tag gefangen, doch er hatte sich lange gedulden müssen. Wenn er seine Pflichten vernachlässigte, würde er Ärger bekommen. Und Ärger war das Letzte, was er brauchen konnte.

Endlich erschienen die bunten Icons, die ihn stumm aufzufordern schienen, sie anzuklicken. Jedes einzelne war ein Ruf in eine andere Welt. Er wählte sich ins Internet ein; beim Öffnen des Browsers erschien die Homepage eines E-Mail-Dienstes. Mit wenigen Mausklicks erreichte er die gesuchte Website und betrachtete lächelnd die Startseite. Username und Passwort schrieben sich fast von selbst, und nach wenigen Sekunden war er eingeloggt.

Seit seinem letzten Besuch hatte sich einiges getan, wie eine kurze Durchsicht der neuesten Beiträge offenbarte. Ja, es lief sogar ziemlich gut, er konnte sich wirklich nicht beklagen. Wenn er ehrlich war, hatte er überhaupt nicht mit einer so großen Resonanz gerechnet.

Sein Lächeln wurde breiter. Beschwingt griff er nach der Fernbedienung für die Stereoanlage – sie lag direkt neben dem Bildschirm – und startete ein weiteres Mal die zuletzt gehörte CD. Mehrfach drückte er die Volume-Taste. Genau das brauchte er jetzt – die laute Musik war eine passende Untermalung für seine Recherche, wie er es nannte. Er wollte dabei die Bässe fühlen, den Boden des Zimmers vibrieren lassen, das Kitzeln an den Fußsohlen spüren.

Er rief eine der Internet-Suchmaschinen auf und tippte ein paar Wörter ein. Mittlerweile wusste er, mit welchen Suchbegriffen er sie füttern musste, um eine brauchbare Ergebnisliste zu erhalten. Der Scrollbalken auf der rechten Seite wuchs, ein Zeichen dafür, dass es noch mehr Einträge im Netz gab. Das leichte Kribbeln an den Fußsohlen breitete sich über die gesamte Oberfläche seines Körpers aus, ging sogar durch die Arme in die Fingerspitzen und erreichte auch die Kopfhaut. Es fühlte sich an, als würde ihn die Erregung wachsen lassen, als wäre er nun größer und schöner. Klüger.

Es lief einfach fantastisch! Bisher war noch niemand auf die Lösung gekommen, noch nicht einmal ein winziges Stückchen. Da draußen saßen sie zu Hunderten – wenn nicht gar zu Tausenden – vor den Computern und rätselten und spekulierten über das Wie und das Warum.

Aber noch würde er sie zappeln lassen, würde nichts preisgeben und sie weiterhin über das Internet beobachten, wie sie im Dunkeln tappten.

Und Letzteres traf auch auf die Polizei zu.

Er lachte auf und lehnte sich im Schreibtischstuhl zurück, schloss die Augen und genoss die Bässe aus der Stereoanlage.

So also fühlte sich Macht an.

Kapitel 14

Natascha ging über den langen Flur zu ihrem Büro. Winterberg hatte auf der Rückfahrt von den Staudts das ausgesprochen, was auch sie die ganze Zeit gedacht hatte: Renés Eltern verwendeten all ihre Lebensenergie darauf, die Trunksucht der Frau zu verbergen. Sie unternahmen große Anstrengungen, damit Außenstehende den Eindruck hatten, sie würden ein ganz normales Leben führen, und vergaßen darüber, dass sie eine viel wichtigere Aufgabe hatten – nämlich sich um ihren halbwüchsigen Sohn zu kümmern. Und nun war der Junge von zu Hause weggelaufen – vielleicht sogar in Gefahr geraten –, und die Eltern schafften es immer noch nicht, das Notwendige zu tun und die Suche nach ihrem Sohn durch hilfreiche Informationen zu unterstützen. Stattdessen konzentrierten sie sich darauf, das Versteckspiel weiterzuführen – selbst der Polizei gegenüber. Es war so deprimierend!

Natascha öffnete die Bürotür. Ihr Blick fiel zunächst auf die Schildkrötensammlung an der Wand und dann auf Lorenz, der vor einem hohen Regal auf dem Boden hockte und in verschiedenen Ordnern blätterte.

»Was machst du denn da?«, fragte sie und ließ sich auf ihren Stuhl nieder. Automatisch schob sie die Umlaufmappen beiseite, die sich schon wieder auf ihrem Schreibtisch stapelten. Niemals käme sie dazu, all diese Unterlagen zu lesen.

Lorenz drehte sich um. »Ermitteln, was sonst. Ich hab ein paar neue Infos, die ich einsortieren muss. Wie war euer Gespräch mit den Eltern?« Er stand auf, setzte sich auf seinen Schreibtischstuhl und blickte sie gespannt an.

Natascha lehnte sich zurück und berichtete, was sie und Winterberg bei den Staudts erlebt hatten. »Und wie sieht es bei dir aus?«, erkundigte sie sich anschließend.

»Unsere Suche über die Medien läuft gut an. Zwei Leute haben sich gemeldet: Sie behaupten, einen Jugendlichen gesehen zu haben, auf den Renés Beschreibung zutrifft. Wir überprüfen das gerade, aber es scheint zu stimmen. Er war wohl am Freitagvormittag in Wilnsdorf. Einer der Zeugen hat ihn dort am Kreisel gesehen, der andere auf dem Weg zum Autobahnzubringer.«

Natascha hob die Augenbrauen. »Er war am Freitag am Autobahnzubringer?«

Lorenz stand auf und ging zu der Landkarte, die neben der Tür hing. Er wies auf den unteren Teil der Karte, auf der Siegen und die angrenzenden Orte eingezeichnet waren. »Hier im Süden ist Wilnsdorf. Keiner der anderen Orte in der Nähe liegt so dicht an der Autobahn.« Die A 45 verlief wie ein gelb-roter Strom durch den unteren Bereich der Karte. »Durch den Kreisel führen die B 54 und die L 722, sodass René theoretisch in vier verschiedene Richtungen weitergegangen oder -gefahren sein könnte. Aber ich gehe davon aus, dass er zur Autobahn wollte, um von dort per Anhalter zu reisen.« Lorenz fuhr mit dem Finger an dem Streckenteil der L 722 entlang, das zwischen dem Kreisel und der Autobahn lag.

»Aber Siegen hat auch eine Autobahnauffahrt. Er hätte doch die nehmen können, oder?«, warf Natascha ein.

»Schon«, antwortete Lorenz. »Aber an der Auffahrt in Wilnsdorf ist deutlich mehr los. Da steht ein großer Autohof mit Schnellimbiss, Spielothek und Motel. Deshalb sind da immer viele Lkw-Fahrer und Durchreisende. Außerdem gibt es ein paar Hundert Meter davor noch einen Pendlerparkplatz, den viele nutzen.«

Lorenz ging zurück zu seinem Schreibtisch und setzte sich wieder. »Es sind schon zwei Streifen unterwegs, um das Personal im Autohof zu befragen. Das wird sicherlich noch eine Weile dauern, weil bei denen fast nur Hilfskräfte auf Stundenbasis arbeiten. Und da wir nicht genau wissen, wann er dort oben auf der Wilnsdorfer Höhe war, kommen ziemlich viele Leute in

Betracht.«

»Heute ist Dienstag, und René war am Freitagvormittag am Autohof. Das ist vier Tage her! In dieser Zeit kann er überallhin in Europa gefahren sein. Nun ja, jedenfalls müssen wir jetzt erst einmal abwarten, was die Kollegen im Autohof herausbekommen werden.« Natascha legte das Kinn in die aufgestützten Hände und betrachtete gedankenverloren die Landkarte. Ihr Blick blieb an zwei größeren Gewässern hängen. »Was sind das für Seen auf der Karte?«

»Das sind Stauseen«, antwortete Lorenz und stand auf. »Die sind durch die Obernau- und die Breitenbachtalsperre entstanden. Beide Seen sind beliebte Ausflugsziele, besonders Hobbysportler fahren dorthin. Sag bloß, du kennst die nicht?« Er sah sie erstaunt an und ging dann wieder in die Hocke, um die Ordner auf dem Boden einzusammeln. »Du bist doch so viel mit dem Fahrrad unterwegs – und warst noch nie da? Dann wird es aber Zeit!«

Warum eigentlich nicht, dachte Natascha. Und sie wusste auch schon, wer sie dorthin begleiten könnte.

Kaum hatte ihr Kollege für kurze Zeit das Büro verlassen, griff Natascha nach ihrem Handy, rief eine kürzlich gespeicherte Rufnummer auf und drückte die Ruf-Taste.

Simon ging nach wenigen Sekunden ans Handy.

»Ich bin's, Natascha«, meldete sie sich. »Ist es dir immer noch ernst damit, mir die Gegend zu zeigen? Dann hätte ich da eine Idee.«

»Klar doch. Und wo soll es hingehen?« Er klang hocherfreut – sie konnte förmlich hören, dass er grinste, während er mit ihr telefonierte.

»Ich dachte an einen Stausee. Vielleicht den an der Obernautalsperre? Wir könnten mit dem Rad hinfahren – dann einmal herum und wieder zurück. Was hältst du davon?«

Simon schnaubte. »Fahrrad fahren? Der Obernautausee liegt mitten im Gebirge, da müssten wir uns erst mal ein paar Kilometer bergauf kämpfen. Lass uns doch einfach mit dem Auto zur Breitenbachtalsperre fahren. Am See dort ist es etwas ruhiger; da sind nicht so viele Inliner und Jogger unterwegs. Außerdem ist mir derzeit eher nach einem netten Spaziergang als nach großen sportlichen Aktivitäten zumute. Oder willst du unbedingt radeln?«

»Nein, natürlich nicht«, versicherte Natascha schnell. »Wann hast du denn Zeit?«

»Am liebsten wär mir heute Abend. Der Wetterbericht hat zwar Regen angekündigt, aber das muss ja nicht bedeuten, dass er auch wirklich kommt. Morgen kann ich nämlich nicht, mittwochs ist Herrenabend. Das ist ein fester Termin, schon seit Jahren. Und am Donnerstag habe ich lange Schicht.« Es klang wie eine Entschuldigung.

Doch sie freute sich, dass das Treffen so schnell stattfinden konnte. »Heute Abend ist ganz okay. Um wie viel Uhr denn?«

»Ich habe noch zwei Stunden Dienst. Soll ich dich danach abholen?«

Natascha schaute auf die Uhr. »Gut, dann um halb sechs bei mir. Weißt du, wo ich wohne?«

»Deine Adresse kenne ich. Gut, dann also bis später. Ich freu mich!«

Natascha verabschiedete sich. Mit einem Lächeln auf den Lippen hielt sie das Handy noch einen Moment in der Hand. Unwillkürlich spürte sie, wie sich ihre Laune merklich hob.

Kapitel 15

Winterberg konnte sie schon von Weitem hören. Ein vielstimmiges Rufen, unterbrochen von einer tiefen Bassstimme, die laut Befehle gab. Dann ging das Rufen weiter.

Er erinnerte sich daran, dass er vor einer gefühlten Ewigkeit schon einmal hier gewesen war. Damals hatte Niklas' Fußballklub ein Freundschaftsspiel gegen den FV Setzetal ausgetragen. Er wusste nicht mehr, wie es ausgegangen war. Aber er erinnerte sich noch gut an den Platz, der sich damals durch die starken Regenfälle in ein großes Schlammloch verwandelt hatte – doch das schien den Jungs erst richtig Spaß zu machen. Ute hingegen hatte sich zu Hause über die schlammverspritzten Hemden und die vor Dreck starrenden Hosen beschwert: Sie war seinerzeit an der Reihe gewesen, die Trikots der Mannschaft zu waschen.

Mittlerweile hatte sich der Rasen natürlich längst erholt, sah aber genauso mitgenommen aus wie die anderen Fußballplätze in der Region, wie Winterberg feststellte, als er näher trat. Am Mittelstreifen hatten sich etwa zwanzig junge Männer in grün-gelben Trikots aufgereiht. Der Trainer, der ihnen gegenüberstand, rief einen kurzen Befehl und fuchtelte kurz mit dem linken Arm. Plötzlich rannten die Spieler auseinander.

Der Trainer rief noch etwas, dann erblickte er Winterberg, der an der Seitenlinie stehen geblieben war. Er ging zum Kriminalhauptkommissar und reichte ihm die Hand. »Niederhöfer, ich bin der Trainer der A-Junioren. Man hat mir vorhin ausgerichtet, dass jemand von der Polizei kommt und mit mir reden will.«

Winterberg spürte noch Sekunden später den Druck von Niederhöfers Hand. »Keine Angst. Ich habe nur ein paar Fragen an Sie. Es geht um René Staudt, wie Sie vermutlich wissen.«

Er sah zu den Jungs auf dem Spielfeld, die sich mittlerweile paarweise Bälle zuspielten. Abwechselnd schoben sie sie über den Rasen oder traten sie hoch in der Luft. Auch Niederhöfer richtete den Blick wieder auf seine Spieler.

»Am Samstagabend hat der Vater von René Staudt bei Ihnen angerufen, weil er seinen Sohn vermisst«, fuhr Winterberg fort. »Aber René war tagsüber nicht hier gewesen. Haben Sie sich deswegen keine Gedanken gemacht?«

Niederhöfer, der weiterhin die jungen Spieler beobachtet hatte, ballte seine Fäuste. »Kevin!«, brüllte er über den Platz. »Mit dem Innenrist, verdammt noch mal! Wie oft soll ich dir das noch sagen?« Dann wandte er sich an Winterberg, als ob er dessen Frage überhaupt nicht gehört hätte. »Manche kapieren's nie. Denen kann man hundertmal was sagen, dann machen sie's immer noch falsch. Wie soll man da 'ne vernünftige Mannschaft aufbauen, frag ich mich manchmal ... Äh, was wollten Sie jetzt noch mal genau über den René wissen?«

»Zum Beispiel, ob Sie ihn am Samstag beim Spiel denn nicht vermisst haben.«

Niederhöfer lachte laut. »Den René? Der ist doch schon ewig nicht mehr beim Training gewesen, da würde ich ihn wohl kaum aufstellen.«

»René war also schon länger nicht mehr beim Training? Wie lange genau?«

»Ich weiß nicht genau; aber ich glaube, ich habe ihn in diesem Jahr noch gar nicht gesehen.« Der Trainer beobachtete erneut die Jungs auf dem Spielfeld und schüttelte hektisch den Kopf. »Schauen Sie sich das mal an. Das Zusammenspiel klappt immer noch nicht. Wenn das bis nächsten Samstag nicht sitzt, können wir uns nach den ersten Spielen den Rest des Turniers von den Zuschauerbänken aus angucken; dann war es das mit dem Pokal.«

Winterberg war ein wenig verärgert, dass sich der Trainer nicht auf das Gespräch mit ihm konzentrierte, und sagte in scharfem Ton: »Bitte überlegen Sie genau, was Sie mir über René und seine Eltern sagen können. Wenn der Junge, wie Sie behaupten, schon so lange nicht mehr zum Training kommt, müssen doch seine Eltern etwas gemerkt haben. Aber Herr Staudt hat Sie am

Samstag angerufen, weil er der Ansicht gewesen ist, dass René immer noch oft zu Ihnen kommt.«

Niederhöfer schnaubte. »Was weiß ich, was in dieser Familie abläuft. Ich hab natürlich gedacht, der Junge und seine Eltern hätten das abgesprochen, dass er nicht mehr zu uns kommt. Ich kann mich erinnern, dass er mir irgendwann im letzten Jahr gesagt hat, dass er wegen der Schule wenig Zeit hätte und vielleicht nicht mehr so regelmäßig zum Training kommen könnte. Zwei Mal die Woche wäre ihm jedenfalls zu viel. Keine Ahnung, warum der Vater nichts davon weiß.«

»Haben sich Renés Eltern in der Vereinsarbeit engagiert?« Winterberg wusste aus eigener Erfahrung, dass so etwas von den meisten Vereinen erwartet wurde. Und er wusste auch, dass davon nicht alle Eltern begeistert waren. Ihm war es ähnlich ergangen. Und deshalb war er keineswegs unglücklich darüber gewesen, dass Niklas irgendwann die Lust am Fußballspielen verloren hatte.

Der Trainer rieb sich demonstrativ das Kinn, als müsste er lange über die Antwort nachdenken. Schließlich antwortete er: »Nein, eher nicht. Um ehrlich zu sein – ich habe die hier noch nie gesehen. Sie sind weder zu den Spielen noch zu den Feiern gekommen. Die Beiträge werden per Dauerauftrag überwiesen. Vielleicht denken sie, dass damit schon alles erledigt wäre. Isses aber nicht.«

»Ist René früher regelmäßig zum Training gekommen?«, fragte Winterberg.

Niederhöfer zog die Nase kraus. »Ich glaube schon. Aber das weiß ich nicht genau, weil ich die Jungs erst seit eineinhalb Jahren trainiere. Früher bei meinem Vorgänger hat er wohl mal ganz ordentlich gespielt. In der Innenverteidigung. Aber als ich die Mannschaft übernommen habe, war davon nicht mehr viel zu sehen. Ich hab ihn dann ins defensive Mittelfeld gestellt, probehalber. Das ging auch zunächst ganz gut, aber dann hat er sich immer seltener beim Training sehen lassen, bis er dann – seit dem Winter – gar nicht mehr gekommen ist. Seltsam, dass er seinen Eltern davon nichts gesagt hat.«

Offensichtlich haben nicht nur die Eltern Geheimnisse, sondern auch der Sohn, fuhr es Winterberg durch den Kopf. »Wissen Sie, was René seither samstags gemacht hat? Treibt er einen anderen Sport? Hat er möglicherweise den Verein gewechselt, ohne dass seine Eltern davon wissen?«

Niederhöfer sah ihn an. »Und er sagt seinem Vater nicht Bescheid, sodass der immer noch glaubt, René würde hier spielen?«

»Zum Beispiel. Halten Sie das für möglich?«

Niederhöfer schwieg und blickte aufs Spielfeld, schien aber von den Jungs nicht viel mitzubekommen. »Ich glaube, der Junge hat ziemliche Probleme zu Hause. Er hat natürlich nie darüber gesprochen. Aber wenn ein Trainer nicht einmal weiß, wie die Eltern eines Jungen aussehen, ist das schon komisch. Aber es geht mich ja eigentlich nichts an, oder?«

»Mit welchen anderen Jungs in der Mannschaft war René befreundet?«

Niederhöfer schüttelte den Kopf. »Von Freunden weiß ich nichts. Er hat sich eigentlich meist aus den Sachen rausgehalten, die neben dem Spielfeld passieren. Sie wissen schon, das Bier nach dem Spiel und so ... Allerdings hatte ich den Eindruck, dass der René irgendwie leicht zu beeinflussen war.«

»Wie meinen Sie das?«

Doch der Trainer zuckte nur mit den Schultern. »Ich weiß nicht genau. Das ist nur so ein Eindruck. Vielleicht ist das aber auch total falsch. Jedenfalls hat er sich immer schnell was sagen lassen und hat sich nie beschwert. Auch nicht bei den Jungs.«

»Haben Sie ein Beispiel?«, fragte Winterberg.

»Ich glaube, dass René mal gemobbt wurde. Aber das war vor meiner Zeit, da kannte ich ihn noch nicht. Ich hab nur mal so was reden hören. Aber mehr weiß ich wirklich nicht.«

Vielleicht ist es auch nur ein Gerücht.«

»An vielen Gerüchten ist etwas dran. Fällt Ihnen vielleicht doch noch etwas ein?«

Niederhöfer starnte mit zusammengekniffenen Augen auf das Spielfeld. »Nein, tut mir leid. Ich meld mich bei der Polizei, wenn mir was einfällt. Aber jetzt muss ich mich wirklich wieder um die Jungs kümmern, sonst kommen wir zu gar nichts mehr heute. Und den Pokal können wir uns dann abschminken, das kann ich nicht riskieren. Tut mir leid, dass ich Ihnen bei René nicht weiterhelfen konnte.« Er stockte einen kurzen Moment. »Aber warum wollen Sie das denn überhaupt alles wissen? Hat René was ausgefressen?«

Winterberg war so verblüfft, dass es ihm zunächst die Sprache verschlug. Als man dem Trainer erzählt hatte, er würde wegen René von der Polizei befragt, war der Mann anscheinend überhaupt nicht auf die Idee gekommen, nach dem Grund zu fragen. Offensichtlich hatte der Trainer nichts anderes im Kopf als das kommende Turnier und die Vorbereitung darauf.

»René wird vermisst, wir suchen nach ihm«, antwortete Winterberg schließlich.

Niederhöfer hob die Brauen, und auf seiner Stirn bildeten sich zwei waagerechte Wülste. »Oh. Dann hoffe ich mal, dass er bald wieder zurückkommt. Vielleicht erscheint er ja dann auch mal wieder zum Training. Würd mich freuen – das können Sie ihm von mir ausrichten, wenn Sie ihn gefunden haben.«

Er legte ein schiefes Lächeln auf, reichte Winterberg die schweißnasse Hand und eilte zum Mittelkreis. Dort rief er die Spieler zusammen und gab ihnen neue Anweisungen.

Winterberg blieb an der Seitenlinie stehen und starre dem Trainer hinterher.

Was, zum Teufel, hatte René nur die ganze Zeit gemacht, wenn seine Eltern dachten, er wäre bei einem Fußballspiel oder beim Training?

Kapitel 16

Natascha stand im Flur und betrachtete sich in ihrem großen Spiegel. Sie trug eine olivfarbene Bluse, schwarze Shorts und neue Trekkingsandalen, die sie noch nie zuvor angezogen hatte.

Die Schuhe hatte sie sich gekauft, kurz nachdem sie nach Siegen gezogen war, weil sie annahm, man bräuchte hier im Mittelgebirge eine besondere Fußbekleidung. Mittlerweile hatte sie jedoch eingesehen, dass die Berge gar nicht so hoch waren und man auch in flachen Halbschuhen spazieren gehen konnte. Aber weil sie glaubte, dass die anstehende Wanderung mit Simon eine anspruchsvollere Herausforderung sein würde, schienen ihr nun die Trekkingsandalen das passende Schuhwerk zu sein.

»Na, Fritz, wie sehe ich aus? Kann ich so mit einem attraktiven jungen Mann spazieren gehen?«

Der Kater rieb sich an ihrem Bein und maunzte.

»Das fasse ich mal als Kompliment auf.«

Fritz maunzte und rieb weiter.

Natascha lachte. »Ist ja gut, mein Lieber. Du bekommst noch Futter, aber dann muss ich wirklich los. Simon wird jeden Moment kommen.«

Fritz hoppelte mit erhobenem Schwanz in die Küche und wartete neben dem Napf auf seine Portion Futter. Kaum hatte sie die Dose geleert, klingelte es. Natascha eilte zurück in den Flur. Ein schneller Blick in den Spiegel, die Haare noch einmal durchgewuschelt, dann öffnete sie.

Sie konnte sich nicht genau erinnern, welches Outfit sie bei Simon erwartet hatte – ein verwaschenes T-Shirt mit Anime-Aufdruck und eine zerrissene Jeans jedenfalls nicht. Eher etwas Sportliches. Außerdem war sein helles Haar zerzaust, und Strähnen hingen über seinem linken Auge. In der Hand hielt er einen Rucksack. Er wirkte völlig anders als im Dienst: Da war er stets mit akkurater Frisur und gebügeltem Hemd anzutreffen!

»Und, bist du bereit für einen Ausflug?«, fragte Natascha.

Sie musste ihn verwundert angesehen haben, denn anstatt zu antworten, hob er entschuldigend die Schultern und sagte ein wenig schüchtern: »Ich habe eine kleine Planänderung, deshalb die alten Klamotten. Kann ich reinkommen? Dann erkläre ich es dir.«

Natascha ließ ihn eintreten und hoffte, dass es ihm bei ihr gefiel. »Lass uns in die Küche gehen. Magst du einen Kaffee oder einen Cappuccino?«

»Kaffee wär mir lieber.«

Er stellte seinen Rucksack im Flur ab und folgte ihr in die kleine Küche. Dort sah er sich um, runzelte kurz die Stirn und lachte dann. »Cool! Sieht ja aus wie bei meiner Oma. Damals, als ich noch klein war.«

Natascha, die den Wasserkocher füllte und einschaltete, lächelte unwillkürlich: Die Küche war ihr ganzer Stolz. Die pastellfarbenen Schränke stammten noch aus den Sechzigerjahren, und als ihre Besitzerin verstarb, wollte deren Enkelin all das alte Zeug loswerden, wie sie es genannt hatte. Da hatte Natascha rasch zugegriffen. Zu ihrer Freude gab es zu den Ober- und Unterschränken auch noch eine passende Spüle. Doch die war dem Transport nicht gewachsen gewesen und dabei zerbrochen. Der Einbau einer neuen Spüle, die zum Stil der Schränke gepasst hätte, wäre unverhältnismäßig teuer gewesen. Also hatte Natascha schweren Herzens den Spülschrank mit dem zerbrochenen Becken entsorgt und sich einen neuen gekauft; die veralteten Elektrogeräte hatte sie erst gar nicht mitgenommen.

»Hab ich bei einer Wohnungsauflösung ergattert. Niemand wollte die guten Stücke haben,

dabei sehen die doch richtig toll aus.« Sie nahm ihre Cafetiere und füllte Kaffeepulver ein.

»Das ist bestimmt eine der ersten Einbauküchen aus der Wirtschaftswunderzeit«, meinte Simon. »Jedenfalls sieht sie so aus. Das war bestimmt nicht einfach, sie abzumontieren und in den Umzugswagen zu verfrachten.«

Inzwischen hatte das Wasser zu kochen begonnen, und Natascha goss die sprudelnde Flüssigkeit in die Cafetiere. Sie setzte den Deckel mit dem Stempel auf die Glaskanne und stellte sie auf den hohen Tresen, an den Simon sich gesetzt hatte.

»Und, wie sehen deine veränderten Pläne für heute aus?«

»Kennst du Geocaching?«, fragte Simon.

Natascha nickte. »Das sind die versteckten Plastikdosen, die man mit GPS-Gerät sucht, oder?«

»Genau das.« Simon rieb mit dem Zeigefinger am Kinn entlang, als würde er die nächsten Worte mit Bedacht auswählen. »Du kennst ja wahrscheinlich auch die Geschichte mit dem Stück Tierkadaver in der Dose, nehme ich an.«

»Natürlich habe ich davon gehört. Stand ja groß in der Zeitung.«

Natascha erinnerte sich an die Schlagzeilen in der lokalen Presse. Der Fund war recht unappetitlich ausgeschmückt worden, obwohl niemand genauere Informationen darüber hatte. Von den Kollegen hatte sie jedoch nur wenig darüber gehört, woraus sie schloss, dass der Vorfall nur eine geringe Bedeutung besaß.

»Ihr bearbeitet diesen Fall, oder? Wisst ihr denn mittlerweile, von welchem Tier dieser Knochen mit dem verwesenden Fleisch stammt?«

Simon zuckte mit den Schultern. »Mein Team ist mit den Vorbereitungen für das Sommerfestival beschäftigt«, seufzte er. »Ich saß die meiste Zeit in irgendwelchen Treffen mit dem Bürgermeister oder dem Veranstalter, um das Sicherheitskonzept durchzugehen. Deshalb weiß ich eigentlich gar nicht so viel über diesen Fund.«

Nataschas Blick fiel auf die Cafetiere, und sie entschied, dass der Kaffee nun lange genug gezogen hatte. Langsam drückte sie den Stempel mit dem Filter nach unten, um den Kaffeesatz vom fertigen Getränk zu trennen. Dann nahm sie zwei Tassen und goss Kaffee in sie hinein.

»Aber du willst mehr darüber herausfinden?«, fragte sie vorsichtig und reichte Simon eine Tasse. Als sie ihm die Milch anbot, machte er eine abwehrende Handbewegung.

»Ich dachte mir, dass wir vielleicht einfach mal eine Runde drehen könnten. Falls du Lust hast.«

Natascha starrte ihn an. »Du willst also tatsächlich mit mir in den Wald gehen, um versteckte Knochen zu suchen? Willst du so deine Freizeit mit mir verbringen – das ist nicht dein Ernst!«

»Nein!« Simon stellte seine Tasse auf den Tisch. »Natürlich nicht. Aber ich glaube, du hast ein völlig falsches Bild vom Cachen.«

»Da bin ich aber gespannt, wie du das geraderücken möchtest. Für mich klingt das sehr suspekt. Die Suche nach diesen Dosen stelle ich mir noch einigermaßen interessant vor – aber warum versteckt jemand einen Tierknochen darin, an dem überdies noch verwesendes Fleisch hängt? Ich will auch lieber nicht wissen, was für ein armes Tier dafür geopfert wurde. Das ist doch pervers!«

Natascha lief eine Gänsehaut über die Arme, und sie sah verstohlen nach Fritz. Doch der lag auf seinem Stammplatz auf der Fensterbank und hatte sich zum Dösen eingerollt. Gut, dass ihm hier in der Wohnung keine Gefahr drohte.

»Natürlich wird in Richtung Tierschändung ermittelt.« Simon nahm noch einen Schluck Kaffee. »Außerdem haben die Kollegen von einem weiteren Fund erzählt. Ich weiß nicht, ob du davon schon gehört hast.«

Natascha schüttelte entsetzt den Kopf. »Das wusste ich nicht. Jetzt wundert es mich noch mehr, dass du mit mir privat auf Tierschänderjagd gehen möchtest. Warum schließt du dich nicht den Kollegen an, die sich offiziell darum kümmern? Was erwartest du dir überhaupt von so einer Aktion? Stell dir vor, wir finden ebenfalls einen Knochen – was machst du dann? Ich verstehe dich nicht.«

Simon stand auf und ging zu seinem Rucksack im Flur. Natascha hörte ihn rascheln, dann kam er zurück und setzte sich wieder an den Tresen. In der Hand hielt er ein GPS-Gerät, das er nun vor sie hinlegte.

»Das hab ich von meinem Onkel ausgeliehen. Der geht schon seit ein paar Jahren zum Cachen. Als ich ihn auf die Knochenfunde angesprochen habe, hat er mir versichert, dass er noch nie von etwas Vergleichbarem gehört hat. Normalerweise liegt da harmloses Zeug in den Dosen. Schlüsselanhänger zum Beispiel oder ein Satz Tafelkreide für die Kinder.«

»Und was sagt er zu den gefundenen Knochen?«, fragte Natascha.

Simon nahm das GPS-Gerät wieder an sich und schaltete es ein. »Na ja, wie die anderen Cacher regt er sich natürlich sehr darüber auf. Es ist wirklich eine Sauerei, was da passiert ist. Mein Onkel hat jedenfalls erst mal keine Lust mehr, neue Caches zu suchen. Er will abwarten, bis der Tierquäler aus dem Verkehr gezogen ist, sagt er. Deshalb hat er mir auch sein Gerät geliehen. Normalerweise ist er ständig unterwegs und braucht es selbst. Aber jetzt ...«

»Ach, und jetzt möchtest du einen auf Privatdetektiv machen, und ich soll deine Assistentin mimen, oder wie?« Natascha war enttäuscht. Der Abend begann so völlig anders, als sie ihn sich ausgemalt hatte. An einen romantischen Spaziergang am See hatte sie gedacht – und an atemberaubende Panoramen. Und jetzt wollte Simon mit ihr nach Knochen suchen, an denen übelriechendes, verwesendes Fleisch hing. Sie merkte, wie sie innerlich auf Abstand zu Simon ging.

Er seufzte und zeigte eine zerknirschte Miene. »Nein. Ich möchte einfach gern mit dir spazieren gehen und dir etwas von der Gegend zeigen. Ich dachte nur, dass dir das vielleicht zu langweilig wäre; dass ich dir mehr bieten sollte als nur einen Spaziergang rund um einen Stausee. Aber wenn es das ist, was du möchtest, dann machen wir eben genau das.« Seine Stimme wurde noch sanfter. »Sorry, wenn ich dich überrumpelt habe.«

Natascha spürte, wie ihre Verärgerung dahinschwand. Simon hatte sich offensichtlich Gedanken um sie und den Abend gemacht, und das freute sie. Daher nahm sie nun das GPS-Gerät in die Hand und betrachtete das Display. Ein blinkender Balken zeigte ihr an, dass das Gerät auf Satellitenempfang wartete. »Vermutlich kann es hier im Haus keine Satellitensignale empfangen«, meinte sie. »Komm, lass uns endlich nach draußen gehen!«

Simon grinste, als er bemerkte, dass sie nicht mehr verärgert über ihn war. »Ich kann dir ja einfach nur die Funktionen des Gerätes erklären. Das Cachen können wir verschieben, bis der Fall mit den Knochenfunden gelöst ist.«

Sie gingen in den Flur, wo Simon sich den Rucksack aufsetzte, bevor er aus der Wohnung ging. Natascha schaute sich noch einmal kurz nach Fritz um, da sie verhindern wollte, dass er ihnen nach draußen folgte. Doch der Kater saß regungslos auf seinem Fensterplatz, genoss die Sonnenstrahlen und blinzelte sie mit einem Auge an. Erleichtert verließ Natascha ihre Wohnung und verschloss die Tür.

Auf dem Gehweg vor ihrem Haus blickte sie erneut auf das GPS-Gerät. »Schau, wir haben acht Satelliten. Ist das viel oder wenig?«

»Mehr als ausreichend«, antwortete Simon. »Für eine einigermaßen genaue Positionsangabe braucht man vier Satelliten; wenn es weniger sind, kann man mit der Anzeige auf dem GPS-Gerät kaum etwas anfangen. Im freien Feld kommt es manchmal sogar vor, dass man die Signale von zwölf Satelliten empfängt; dann weicht die Positionsangabe nur minimal

vom gesuchten Versteck ab. Wenn die Abweichung zu groß ist, hat man nämlich schnell einen Radius von etlichen Metern, in dem man suchen muss. Das ist dann manchmal ein bisschen nervig.«

Simon ergriff ihre Hand, die das GPS-Gerät hielt. Natascha spürte, dass seine Finger angenehm warm und weich waren. Er drückte mehrmals auf einen Knopf an der Seite des Geräts, ohne ihre Hand loszulassen. Auf dem Display erschien eine Karte: Darauf war die Straße zu erkennen, in der sie wohnte, und auch ein paar Seitengassen sowie die Grundschule in der Nähe. Ein Pfeil markierte die Stelle, an der sie gerade standen.

»Wenn wir jetzt die Koordinaten eines Ziels eingeben würden, sähen wir im Nu, wo und in welcher Entfernung es sich befindet«, erklärte Simon. »Und dann muss man sich nur noch einen Weg suchen, wie man da hingelangt. Denn das Gerät zeigt lediglich die kürzeste, gerade Strecke dorthin an, also die Luftlinie.«

Nun war Natascha wirklich neugierig geworden. »Okay. Dann gib mal ein Ziel ein. Ich will jetzt wissen, wie es funktioniert.«

Simon nahm ihr das Gerät aus der Hand und sah sie unschlüssig an.

Natascha lachte. »Nun gib meinewegen die Koordinaten eines Caches ein. Du hast mich überzeugt; ich will dieses Spiel jetzt doch ausprobieren.« Sie hob den Zeigefinger, als würde sie ihm drohen wollen. »Aber wehe, wir finden was Ekliges!«

Simon wirkte erleichtert. »Zu Hause habe ich uns ein Versteck auf dem Kindelsberg ausgesucht. Er ist ein Wahrzeichen des Siegerlandes; außerdem liegt er ganz in der Nähe des Stausees, zu dem wir hinwollten. Also ... wenn du es dir auf dem Weg dorthin doch noch anders überlegen solltest, sind wir ganz schnell am Stausee.«

»Nix da!« Natascha knuffte ihn in die Seite. »Jetzt will ich es wirklich wissen, und dann kneife ich nicht.«

»Okay, dann komm. Mein Auto steht um die Ecke.«

Sie stiegen in Simons Skoda und fuhren in Richtung Hüttentalstraße, der Stadtautobahn, über die sie am schnellsten zum Kindelsberg kommen würden. Die Sonne brannte immer noch unbarmherzig vom Himmel herab, doch im Wagen war es dank der Klimaanlage angenehm kühl.

Natascha lehnte sich im Sitz zurück und betrachtete schweigend die Häuser an der Straße, bis ihr plötzlich eine Befürchtung kam, die das gemeinsame Vorhaben infrage stellte. »Ist denn unsere Cachedose überhaupt noch da? Ich habe gehört, dass man die Behälter wegen des makabren Fundes aus ihren Verstecken genommen hat.«

Simon glückste. »Ich hab extra im Internet nachgeschaut. Da, wo wir hinwollen, liegen noch welche. Überleg doch mal: Erst gestern ist der erste Fund bekannt geworden, heute Vormittag der zweite. Die meisten Cacher dürften das ganze Ausmaß noch gar nicht begriffen haben und den Fund von gestern als Einzelfall abtun. Und so schnell können meine Kollegen überhaupt nicht reagieren, dafür gibt es viel zu viele Caches hier in der Region. Mehrere Hundert sind es auf jeden Fall.«

Natascha hob die Augenbrauen. »So viele? Und ich dachte, es gäbe nur ein paar vereinzelte Verstecke in den umliegenden Wäldern!«

Simon lachte, während er den Blinker setzte, um auf die Hüttentalstraße abzubiegen. Doch Sekunden später verging ihm das Lachen: Sie mussten sich in eine Autoschlange einreihen, die langsam aus der Stadt herauskroch. Sie waren in den Feierabendverkehr geraten.

»Geocaching ist vielleicht den meisten Menschen noch unbekannt, weil die Medien eher selten darüber berichten«, erzählte Simon. »Dennoch gibt es unglaublich viele Menschen, die diesem Hobby nachgehen: Es ist so etwas wie ein offenes Geheimnis. Manche Leute, wie mein Onkel, machen das ganz intensiv und regelmäßig, andere nur im Urlaub. Und die vielen Cacher und die Menge an Geocaches machen es nun meinen Kollegen auch so schwer, die versteckten

Behälter aus dem Verkehr zu ziehen oder die Leute dazu aufzufordern, sie zumindest genauer zu kontrollieren.«

»Das sprichwörtliche Fass ohne Boden«, merkte Natascha an. Sie hatte zwar vorher schon gelegentlich von Geocaching gehört, aber sich ein völlig falsches Bild von der Verbreitung dieses Freizeitvergnügens gemacht.

»Ein weiteres Problem sind die Identitäten der Cacher«, fuhr Simon fort. »Man meldet sich einfach mit einem beliebigen Cachernamen auf der Internetplattform an und muss weder den richtigen Namen noch die eigene E-Mail-Adresse hinterlassen. Zu allem Überfluss sitzen die Betreiber der Website auch noch in den USA. Jetzt kannst du dir wahrscheinlich ausmalen, wie lange es dauert, alle Cacher hier in der Gegend zu erreichen. Es ist schon fast ein Wunder, dass bisher schon so viele Caches deaktiviert wurden.« Simon schaltete in den dritten Gang, da der Verkehr vor ihnen nicht mehr so zähflüssig war.

»Okay, jetzt habe ich ein einigermaßen klares Bild von den Schwierigkeiten bei der Ermittlung dieses Tierquälers. Würdest du nicht lieber an diesem Fall arbeiten als an dem Sicherheitskonzept fürs Sommerfestival?«

Simon sah kurz zu ihr. »Klar. Aber einige Kollegen, die mit dem Fall beschäftigt sind, kennen sich gut mit Geocaching aus. Ich wäre ihnen mit meinem Hobbywissen keine große Hilfe.«

»Und gleich kannst du ihnen ja wenigstens in deiner Freizeit ein bisschen helfen. Aber vorher musst du mir noch mehr vom Cachen erzählen.«

»Du willst einen Vortrag hören?« Simon wechselte auf die linke Fahrspur und überholte einen Biertransporter. »Kannst du haben. Das GPS-Gerät kennst du ja bereits. Ohne das kannst du das Cachen gleich vergessen. Navigationsgeräte aus dem Auto funktionieren übrigens nicht; die ermitteln nämlich Positionen nicht genau genug.« Er scherte wieder rechts ein und sah Natascha kurz an. »Ich hoffe, dass ich dir das jetzt nicht genau erklären muss.«

Sie klappte die Sonnenblende nach unten und schob die Sonnenbrille in die Haare. Dabei blickte sie möglichst unauffällig in den kleinen Spiegel. Als sie sah, dass ihre Frisur noch in Ordnung war, lehnte sie sich entspannt in den Sitz zurück.

»Mir reichen Infos zum Geocaching«, antwortete sie. »Und vor allem will ich wissen, was mich gleich erwartet.«

»Auf dem Kindelsberg liegen ein paar sogenannte ›Tradis‹, das sind *traditional caches*. So heißen die Cacheverstecke, bei denen die Koordinaten direkt im Internet abrufbar sind. Bei den ›Multis‹ hingegen erfährt man auf der Geocachingplattform nur die Startkoordinaten. Mit ihrer Hilfe gelangt man zu einer versteckten Dose, wo ein Rätsel zu finden ist; wenn das gelöst ist, hat man die Koordinaten für das nächste Versteck. Und das geht so weiter, bis man den allerletzten Behälter gefunden hat. Wie bei einer klassischen Schnitzeljagd.«

»Und was ist in den Dosen drin?«, fragte Natascha.

»In jedem Cache, egal wie groß er ist, liegt ein Logbuch. Darin trägt der Finder seinen Namen und das aktuelle Datum ein, und manchmal hinterlässt er auch ein paar Sätze zum Versteck oder der Suche. Außerdem sollte man sich beim Besitzer des Caches mit ein paar Worten fürs Verstecken bedanken; das ist einfach eine nette Geste. Manche Behälter sind nur so klein wie Filmdöschen, viele jedoch sind ungefähr so groß wie Butterbrotdosen und enthalten Tauschgegenstände. Irgendwelche kleinen Dinge, wie Flummis, Gutscheine, Schlüsselanhänger oder so was. Ein Finder kann eines davon mitnehmen, wenn er etwas anderes mit vergleichbarem Wert zurücklässt. Das trägt man dann auch ins Logbuch ein.«

Natascha musste unwillkürlich an die vielen *I was here*-Inschriften auf Holzbänken oder an Aussichtsplätzen denken. Offensichtlich hatten überall auf der Welt Menschen das Bedürfnis, ihre Anwesenheit zu dokumentieren, wenn sie unterwegs waren.

Sie sah aus dem Fenster. Da die Autobahn kilometerlang auf hohen Betonpfeilern ruhte, konnte Natascha die staubig und träge wirkende Stadt relativ weit überblicken. Ihr Blick fiel auf die Reste des Industriestandortes Hüttenal: auf grün bemalte Türme, rostbraune Hallen und Schlote. *Monte Schlacko*, der dunkle Schlackeberg im Hintergrund, wachte über die alten Hallen des Stahlwerks und ließ alles noch düsterer erscheinen. Hier konnte man noch erkennen, dass einst das Siegerland zu den bedeutendsten Regionen für Erzbergbau und Stahlverarbeitung in Europa zählte.

Sie fuhren am Krupp-Hochhaus vorbei, um das herum ein grünes Netz aufgehängt worden war. Baufahrzeuge standen auf dem eingezäunten Gelände, und Arbeiter waren mit der Entkernung des Gebäudes beschäftigt, das eigentlich mal ein Industriedenkmal werden sollte. In wenigen Monaten würde sich dort ein freies Baugrundstück befinden, das sich mit großem Gewinn verkaufen ließe; und die Stadt hätte einmal mehr bewiesen, wie sie mit ihrer Industriegeschichte umgeht. Aber das gab es schließlich überall.

Natascha riss sich von den trübsinnigen Gedanken los und kehrte wieder zu ihrem Gesprächsthema zurück. »Ist das Cachen eigentlich beendet, wenn man die Dose wieder versteckt hat, oder passiert dann noch was?«

»Anschließend trägt man seinen Fund noch im Internet ein«, berichtete Simon. »Jeder Cache hat eine eigene Site, und darauf kann man dann auch Bemerkungen zum Cache hinterlassen. Sobald der Finder den Cache im Internet geloggt hat, erscheint er auf seiner *Found*-Liste. Hinter jedem Cachernamen steht übrigens immer die Anzahl seiner gefundenen Caches.«

Natascha sah ihn leicht irritiert an. »Ich finde, das ist ein bisschen was für Nerds, oder? Ist es denn wichtig, wie viele Caches man gefunden hat? Ich denke, es geht um den Spaß beim Suchen!«

»Auch. Aber eine stattliche Anzahl von Leuten ist darauf aus, möglichst viele Caches zu finden und ständig die Anzahl ihrer Funde zu erhöhen. Andere suchen nur besonders schöne oder sehr komplizierte Verstecke. Das wird sehr unterschiedlich gehandhabt. Und dann gibt es noch die sogenannten FTF-Jäger. *First-to-find*: Die sind total scharf darauf, als Erste einen Cache zu finden. Viele führen Listen darüber, welche Caches sie jeweils als Erste gefunden haben. Da finden regelrechte Wettrennen statt.«

»Das sind ja seltsame Auswüchse – so habe ich mir das wirklich nicht vorgestellt! Aber ich wusste ja auch gar nicht, wie verbreitet das Geocaching ist. Eigentlich habe ich geglaubt, das wäre nur ein Hobby von ein paar abgedrehten Typen, die gerne in Bundeswehrklamotten durch den Wald laufen.«

Simon lachte. »Nee. Das sind in der Mehrzahl ganz normale Leute, die ihre Freizeit gern draußen verbringen.«

Sie verließen Siegen und erreichten Kreuztal, eine Kleinstadt, hinter der sich der dicht bewaldete Kindelsberg erhob. Simon bog von der Stadtautobahn ab, auf der sich der Verkehr deutlich verringert hatte, doch anschließend wurde sein Wagen ein Teil des Lindwurms, der sich in Richtung Kreuztaler Innenstadt schlängelte.

»Erzähl mir mehr von den Leuten beim Geocaching«, bat Natascha. »Wer macht das?«

»Ach, das sind inzwischen Leute aus allen Teilen der Gesellschaft. Männer, Frauen, Jugendliche, Singles, Familien, Beamte, Angestellte, Arbeiter, Arbeitslose, Studenten, Handwerker. Ganz Deutschland ist übersät mit versteckten Dosen, und du kannst heute fast überall auf der Welt Caches suchen. Das ist im Urlaub besonders nett, die Fundstücke kannst du dann wie Souvenirs mit nach Hause nehmen.«

Natascha fragte sich, wie viele Geocacher sie wohl schon beim Suchen gesehen hatte, ohne zu erkennen, was sie tatsächlich vorhatten. Wahrscheinlich war nicht jeder, den sie mit

einem Buch auf einer Bank gesehen hatte, nur ein Leser gewesen. Manch einer wartete vielleicht einfach nur darauf, sich wie zufällig bücken zu können, um einen Hinweis zu finden.

Auf dem Wanderparkplatz am Kindelsberg standen nur zwei Kleinwagen. Aufkleber wiesen die Fahrer als Mitglieder eines Hundesportvereins aus.

Natascha und Simon stiegen aus dem Wagen und gingen zu einem großen Holzschild neben dem Parkplatz. Darauf gab es eine Umgebungskarte, auf der die verschiedenen Wanderwege farbig gekennzeichnet waren.

»Welchen Weg nehmen wir zuerst?«, fragte Simon, nachdem er kurz auf das Schild geblickt hatte, und schaltete das GPS-Gerät ein.

»Den roten«, antwortete Natascha. »Ich mag die Farbe, sie ist so sympathisch. Aber was meint dein Satellitenempfänger dazu?« Sie stellte sich neben Simon, sah ein wenig besorgt zur Wolkendecke hoch und blickte dann auf das kleine Display. »Der Empfang scheint ja gut zu sein, obwohl sich der Himmel zuzieht.«

Simon tat ihre Worte mit einer Handbewegung ab. Sein Blick heftete sich auf das GPS-Gerät, das er weit von sich gestreckt in der Hand hielt; dann marschierte er wie ein Wünschelrutengänger zur ersten Weggabelung, wo er stehen blieb.

»Der rote Weg passt«, befand er. »Der Cache, den ich für uns ausgesucht habe, liegt in der Nähe dieser Wanderstrecke.«

Natascha trat zu ihm. Kaum war sie bei ihm angekommen, stapfte er weiter, wobei er ständig auf das Gerät in seiner ausgestreckten Hand starrte. Sie folgte ihm, hatte jedoch große Mühe, mit ihm Schritt zu halten.

Das kann ja heiter werden, dachte Natascha, wenn wir in dem Tempo weiterrennen.

»Simon, jetzt warte doch mal!«, rief sie hinter ihm her. »Ich wollte eigentlich nicht im Stechschritt durch den Wald marschieren!«

Simon drehte sich um, setzte eine entschuldigende Miene auf und ging dann langsam auf sie zu. »Sorry. Du weißt ja: Männer und Technik.«

Im nächsten Moment stand er ganz dicht vor ihr, und sein Geruch strömte in ihre Nase. Herbes Deo, frischer Schweiß und etwas Neues, Unbekanntes. Das Geruchsbild erinnerte sie an die Situation, als sie am Mittag beim Bäcker in der Warteschlange hintereinanderstanden – doch jetzt war noch etwas hinzugekommen. Es war ein kleines bisschen glänzender. Schöner.

»Ach, herrje, das arme Mädchen aus dem Flachland. Kaum sieht sie einen Berg vor sich, kann sie nicht mehr laufen. Na ja, da muss ich sie wohl tragen, damit sie nicht zusammenbricht!« Plötzlich umfasste er ihre Hüfte mit beiden Armen, hob sie vom Boden ab und drückte sie an seinen Oberkörper.

Natascha schrie auf und zappelte mit den Füßen. »Lass mich runter, du Angeber! Ich kann selber laufen!« Lachend griff sie ihm ins Haar und zog vorsichtig daran.

»Hey, das sind Weibermethoden. Das ist gemein!« Er schüttelte den Kopf, um seine Haare vor ihrem Zugriff zu schützen.

»Ich bin ein Weib, ich darf wie ein Frauenzimmer kämpfen!«, knurrte sie in gespieltem Zorn. Dabei hielt sie ihren Mund ganz dicht an sein Ohr.

»Bevor du mir jetzt noch deine Fingernägel durchs Gesicht ziehst, gebe ich mich lieber geschlagen.«

Er ließ sie nach unten gleiten. Als sie wieder mit den Füßen auf der Erde stand, sah er ihr für einen kurzen Augenblick in die Augen. Langsam legte er seine Lippen auf ihre, öffnete sie leicht und suchte sanft mit seiner Zungenspitze nach ihrer. Eine warme Hand umfasste ihren Po.

Kapitel 17

Hannes Winterberg schloss die Haustür auf und betrat den Flur. Als er die angenehme Kühle hier spürte, seufzte er erleichtert auf. Draußen war es im Laufe der letzten Stunden immer schwüler geworden, und er hoffte, dass bald ein Gewitter kommen würde. Das täte nicht nur den Pflanzen in seinem Garten gut, sondern würde sich vielleicht auch befreiend auf seinen Kopf auswirken, durch den unablässig sorgenschwere Gedanken schwirrten.

Er dachte an den vermissten René und an seine Söhne Niklas und Fabian. Fabian ging in die neunte Jahrgangsstufe, Niklas in die elfte. Nur eine unter René. Die beiden kannten sich womöglich. Aber hatte Niklas jemals von einem René gesprochen? Er konnte sich nicht mehr daran erinnern.

Ein Blick auf die Garderobe verriet ihm, dass Niklas nicht zu Hause war. Seine Schuhe fehlten, und er zog immer nur dieses eine Paar an. Seit dem Streitgespräch gestern Mittag waren sie einander möglichst aus dem Weg gegangen. Sie hatten sich nur wenige Minuten beim Abendessen gesehen und dabei friedlich verhalten – wie es dem gängigen Bild von einer heilen Familie entsprach. Das Thema Drogentest wurde von allen in stiller Eintracht gemieden.

Aber immerhin hatten sie zusammengesessen, dachte Winterberg. Den Staudts gelang das nur einmal in der Woche.

Er hörte Ute in der Küche hantieren und ging zu ihr. Sie saß am Küchentisch und schnitt mit einem Messer Möhren in hauchdünne Streifen. Vor ihr lag ein Haufen Gemüseabfall auf einer durchweichten Zeitung. Der Anblick erweckte in Winterberg alte Erinnerungen.

»Hallo, Ute, kann ich dir helfen?«, fragte er.

»Hallo, Hannes. Du kannst die Gurke für den Salat schälen.« Während sie sprach, sah sie nicht von ihrer Arbeit auf, sondern konzentrierte sich ganz auf das Schneiden der Möhren.

Winterberg nahm die Gurke und begann, mit einem Schälmesser die dunkelgrüne Schale zu entfernen. »Wann kommt Niklas nach Hause? Ich muss mit ihm reden.«

»Über das Drogenthema?«

Endlich sah Ute ihn an. Winterberg glaubte, eine leichte Unsicherheit in ihrem Blick zu erkennen.

»Auch«, antwortete er. »Aber zuerst über etwas anderes. Ein Junge aus Niklas' Schule ist von zu Hause abgehauen; möglicherweise ist ihm was Schlimmes passiert. Ich wüsste gern, ob die beiden sich kennen.«

Ute hob eine Augenbraue an. »Abgehauen? Wer?«

»Er heißt René Staudt. Kennst du ihn? Hat Niklas mal etwas von ihm erzählt?«

Ute blickte nachdenklich auf die Möhren, die in einer Reihe nebeneinanderlagen. »Ich glaube nicht. Der Name sagt mir jedenfalls nichts.« Sie nahm eine der Möhren und drehte sie in der Hand, ohne sie wirklich zu betrachten. »Hast du noch einmal über den Drogentest nachgedacht? Wirst du Niklas die Chance geben, seine Unschuld zu beweisen?«

Winterberg seufzte. Obwohl er lange darüber ge Grübelt hatte, war er zu keinem Entschluss gelangt. Egal, wozu er sich entschied, es wäre immer falsch. Wenn Niklas den Test machen und dabei herauskommen würde, dass er Drogen nahm, so wüssten gleich mehrere Kollegen davon. Und undichte Stellen gab es in solchen Fällen immer; irgendjemand würde seinen Mund nicht halten können und es weitererzählen. Könnten sie ihrem Sohn danach jemals wieder glauben, wenn er versicherte, alles wäre in Ordnung? Und wie sollten Ute und er als Eltern mit dem möglichen Drogenkonsum ihres Sohnes umgehen? Misstrauen wäre vorprogrammiert und würde immer wieder die familiäre Atmosphäre vergiften.

Er hatte das Gefühl, die Zustimmung zu dem Test käme einem Eingeständnis ihres

Versagens als Eltern gleich. Und Niklas könnte ihnen dann zu Recht vorwerfen, dass sie ihm nicht vertrauten. Vor allem, wenn der Test negativ ausfallen sollte.

Aber konnte er sich wirklich sicher sein, dass dieser Test unnötig war? Und würde sich nicht ein niemals widerlegter Verdacht in ihren Hinterköpfen einnisten und von dort aus sein Gift versprühen, sodass sie jeden Tag aufs Neue zweifelten, ob das Vertrauen in ihren Sohn gerechtfertigt war?

Aber ohne Test gäbe es zumindest kein Gerede.

Ute blickte ihn bekümmert an. »Nun red schon. Ich habe dir gerade eine wichtige Frage gestellt.«

»Ich weiß nicht, ob Niklas den Test machen soll. So, wie du es formuliert hast, klingt es gut. Niklas bekommt die Chance, seine Unschuld zu beweisen, und alles ist in Ordnung. Ich habe nur Angst, falls nichts in Ordnung ist – falls unser Sohn Drogen nimmt oder gar in illegale Geschäfte verwickelt ist und seine Zukunft und seine Gesundheit aufs Spiel setzt.« Er lehnte sich auf dem Stuhl zurück, die Gurke hatte er noch immer in der Hand. Als gäbe sie ihm Halt.

Ute sah ihn eindringlich an. »Glaubst du, dass es so kommen wird?«

»Ich weiß nicht, was beim Test herauskommen wird. Mittlerweile halte ich einiges für denkbar. Niklas hat sich in den letzten Wochen verändert; er zieht sich von uns zurück und lässt uns nicht mehr an sich ran. Früher konnten wir teilweise richtig gute Gespräche miteinander führen, aber in letzter Zeit blockt er nur noch ab. Manchmal sitzt er stundenlang vor dem Computer. Und was macht er da? Meistens Gewaltspiele. Wenn ich vom Dienst komme, höre ich bis zum Essen nichts weiter von ihm als dieses Geballer aus dem Rechner. Oder Heavy Metal, und beides ohrenbetäubend laut. Und am Wochenende verlässt er kaum das Haus. Warum trifft er sich nicht mehr mit seinen Kumpels? Marco habe ich schon seit den Osterferien nicht mehr hier gesehen.«

»Vielleicht befindet er sich gerade in einer schwierigen Phase. Vielleicht hat er Liebeskummer und versucht nun, das irgendwie zu verarbeiten.«

Ute spielte noch immer mit der Möhre in ihrer Hand. Es machte ihn rasend, und so waren seine nächsten Worte zorniger als zunächst beabsichtigt.

»Und dazu kifft er sich die Birne zu, und wir warten ab, bis er sich wieder gefangen hat, oder was? Das kann doch nicht dein Ernst sein!«

»Ich habe jedenfalls noch nichts an ihm bemerkt, was auf Konsum von Drogen schließen lässt. Und wenn er den Test macht, kann er seine Unschuld beweisen. Außerdem könnten wir das zum Anlass nehmen, um mit ihm ins Gespräch zu kommen – ihn zu fragen, was mit ihm los ist. Sofern es sich nicht bis dahin von selbst erledigt hat. Du weißt doch, wie wechselhaft Jugendliche sein können, wie schnell sich ihr Verhalten ändern kann.«

Winterberg dachte an seine eigene Jugend. War er selbst so gewesen? Wechselhaft? »Und wenn es keine Phase ist? Vielleicht ist er computersüchtig. Dann müssen wir ihm helfen – alleine schafft er das nicht.«

»Da hast du recht«, stimmte Ute ihm zu. »Sollte er süchtig sein, dann müssen wir ihm helfen. Vielleicht können wir ja gleich mal mit ihm reden.« Sie sah auf ihre Armbanduhr. »Er müsste eigentlich jeden Augenblick kommen. Ich habe ihn zum Einkaufen geschickt, das dauert ja nicht ewig.«

Wie auf Kommando hörten sie, wie die Haustür aufgeschlossen und anschließend zugeknallt wurde. Dann fiel etwas Schweres auf die Fliesen im Flur, und das Schuhregal klapperte. Ein paar Sekunden später kam Niklas in die Küche, hievte seinen Rucksack auf die Arbeitsplatte und begann ihn auszupacken.

»Moin. Diesen Zartweizen hab ich nicht gefunden, keine Ahnung, wo das liegen soll. Jedenfalls nicht beim Körnerfresserzeug.«

»Meist beim Reis oder den Nudeln. Ist okay, dann nehme ich eben Reis.« Ute ging auf ihn zu, um die Lebensmittel in die Schränke zu räumen. Nachdem Niklas den Rucksack ausgepackt hatte, schwang er ihn sich über die rechte Schulter und ging auf die Tür zu, um die Küche zu verlassen.

Doch Winterberg stellte sich ihm in den Weg. »Warte. Ich muss zuerst etwas mit dir besprechen.«

Niklas sah ihn genervt an. »Wenn 's sein muss ...«

»Ja, es muss sein. Aber diesmal geht es nicht um dich. Setz dich.« Winterberg wies auf einen der Küchenstühle.

Niklas setzte sich auf die Stuhlkante und klopfte mit den Fingern der rechten Hand gelangweilt auf die Tischplatte. »Was gibt 's?«

Winterberg sah ihn an und stellte sich vor, wie Niklas sich mit geschickten Fingern einen Joint drehte. So schlimm die Bilder auch waren – sie wirkten weniger unreal, als er geglaubt hatte. Aber dieses Problem würde er später angehen müssen.

»Kennst du René Staudt?«

Niklas schien einen kurzen Moment zu erstarrten, dann gab er sich wieder betont locker. »Warum fragst du?«

»Das ist keine Antwort auf meine Frage. Kennst du ihn?«

Niklas hob kurz die Schultern. »Weiß nicht. Wer soll das denn sein?«

»Ein Junge aus deiner Schule, zwölfter Jahrgang. Er ist rothaarig, ungefähr so groß wie du. Kennst du ihn?«

Niklas blies kurz die Wangen auf. »Kann sein. Mir ist schon mal so 'n rothaariger Typ in der Schule aufgefallen, aber ich habe nichts mit ihm zu tun. Ich kenn den nur vom Sehen ... Wenn er das überhaupt ist.«

Etwas an Niklas' Körperhaltung irritierte Winterberg, und er hakte nach. »Bist du dir sicher, dass du ihn nicht näher kennst? Wart ihr vielleicht mal gemeinsam auf einer Party?«

Aber Niklas schüttelte nur mit dem Kopf. »Nee, ich kenn den nicht näher. Warum fragst du mich das überhaupt?«

»René ist von zu Hause abgehauen. Es könnte ihm etwas Schlimmes passiert sein, zudem gibt es ein paar Dinge, die ich mir nicht erklären kann.« Winterberg fragte sich erneut, was René wohl während der Zeit getrieben hatte, als er angeblich beim Fußballtraining war. Und ob diese ominöse Samstagsbeschäftigung in irgendeiner Weise mit seinem Verschwinden zusammenhing.

»Und was hat das mit mir zu tun?«, erwiderte Niklas und sah auf seine Füße. Beide Socken hatten Löcher.

»Nichts. Ich wollte nur wissen, ob du mir mehr über ihn erzählen kannst. Oder ob du weißt, womit er sich in seiner Freizeit beschäftigt.«

Niklas stand ruckartig auf. »War's das jetzt? Ich muss noch was für morgen machen.«

Bevor Winterberg darauf etwas sagen konnte, war Niklas aus der Küche verschwunden. Er hörte die Schritte seines Sohnes auf der Treppe und verspürte den Drang, hinterherzulaufen und weiter mit ihm zu reden. Stattdessen blieb er irritiert in der Küche sitzen. Wann nur hatte es angefangen, dass die Gespräche zwischen ihnen so unbefriedigend verliefen?

Er konnte sich nicht daran erinnern.

Das Abendessen gestaltete sich friedlich – fast schon zu normal. Fabian erzählte vom Volleyballturnier der Neuntklässler und dem zweiten Platz seiner Klasse; Ute freute sich über die Tomaten aus dem eigenen Garten und forderte ihre Männer immer wieder auf, noch ein kleines Stück vom selbst gezüchteten Gemüse zu essen. Doch Niklas blieb ungewöhnlich still, und auch sein Vater war tief in Gedanken versunken.

Während er aß, traf Winterberg endlich eine Entscheidung. Er würde später Ute mitteilen,

dass er dem Test zustimmte. Man konnte das Vorgehen der Schule als maßlos übertriebene Einmischung empfinden – aber man konnte sie auch als Chance sehen, Niklas' Unschuld zu beweisen. Ute hatte recht.

Plötzlich klingelte sein Handy. Winterberg stand auf, tupfte sich den Mund mit einer Serviette sauber und nahm das Telefon aus der Hosentasche. Ein Blick auf das Display riss ihn schlagartig aus seinen Grübeleien. Lorenz. Es kam äußerst selten vor, dass er vom Kollegen zu Hause angerufen wurde. Das war kein gutes Zeichen.

»Ja, Lorenz, was gibt's?«, meldete er sich und trat in den Flur, um ungestört reden zu können.

»Hör zu: Die GS 4 bearbeitet einen Fall, bei dem ein Knochen in einer Geocachingdose im Wald versteckt gewesen ist. Du hast bestimmt schon davon gehört, oder?«

Winterberg brummte unwirsch. »Ja, stand ja auch in der Zeitung. Sollen wir das jetzt etwa auch übernehmen, oder was?« Er hatte keine Lust, sich um solchen Kram zu kümmern, schon gar nicht jetzt. Schließlich stand noch ein schwerwiegender Gespräch mit Ute an. Außerdem – wie würde sie wohl reagieren, wenn er jetzt noch ins Büro führe?

Doch Lorenz' Stimme brachte ihn endgültig auf den harten Boden der Realität zurück.

»Warte, bis ich fertig bin«, entgegnete Lorenz. »Die Kollegen haben es wohl schon eine Weile vermutet, aber erst vorhin kamen die Daten aus dem Labor. Jetzt ist es amtlich: Das ist kein Knochen von einem Tier – sondern ein Finger von einem Menschen. Und jetzt halt dich fest: Heute haben Cacher noch einen gefunden! Zwei menschliche Finger, die in Dosen im Wald herumlagen.«

Winterberg fehlten die Worte. Zähe Sekunden verrannen, in denen keiner von beiden ein Wort sprach. Winterberg atmete schließlich tief durch und zählte im Geiste bis fünf, ehe er seine nächste Frage stellte. Seine Hand umklammerte das Handy so fest, dass die Finger zu schmerzen begannen.

»Lorenz, woran denkst du dabei?«

»An unseren vermissten Schüler«, antwortete Lorenz mit heiserer Stimme. »An René Staudt. Ich glaube, dass unser Fall eine ganz neue Dimension bekommen könnte – und dass wir den Jungen so rasch wie nur möglich finden sollten. Vielleicht wäre es gut, du würdest heute Abend noch herkommen ...«

»Du hast recht. Ich komme sofort zu dir ins Büro.«

Er schlüpfte in seine Camelboots und nahm den Schlüssel aus der Schale. Dann ging er in die Küche, in der seine Familie einträglich am Tisch saß und die letzten Tomaten verzehrte. Seine Söhne grinsten ihn ahnungslos an, doch Utes Lächeln erstarb auf ihren Lippen, als ihr Blick auf sein Schuhwerk fiel.

»Musst du noch einmal ins Büro?«, fragte sie.

Winterberg nickte. »Ja. Und es wird spät werden. Wir sehen uns morgen.« Er warf seiner Frau eine Kusshand zu, dann verließ er rasch das Haus.

Am Horizont zuckte Wetterleuchten über den Himmel.

Kapitel 18

Nach einer scheinbaren Ewigkeit ließ Simon sie los. Irgendwo in der Nähe hämmerte ein Specht, leichter Wind rauschte in den Bäumen. Nataschas Lippen fühlten sich weicher an. Und irgendwie größer. Simon nahm ihre Hand und zog sie schweigend weiter.

Der Rand des Waldes lag im Schatten, dunkle Kühle umfing sie. Sie beobachtete Simon aus den Augenwinkeln und versuchte seine Absichten zu ergründen. Würden sie jetzt einfach weitergehen, das Versteck suchen und dann nach Hause fahren, als wäre nichts gewesen? Oder war dies erst der Anfang von etwas Größerem?

Simon blieb stehen und blickte auf das GPS-Gerät. »Es ist dreiundfünfzig Meter rechts von uns. Luftlinie.«

Natascha fiel auf, dass er es vermied, ihr in die Augen zu sehen. Er schaute um sich. »Da ist ein Trampelpfad zwischen den Bäumen, siehst du? Den nehmen wir.«

Sie schritten über platt getretene Blätter und zerknickte Zweige; ab und an war ein leises Rascheln im Dickicht zu hören. Gestrüpp kratzte an den Oberschenkeln; Dornen hakten sich in der Hose fest und schnitten beim Weitergehen in die Beine. Bald mussten sie hintereinandergehen, weil der Pfad so schmal war.

Simon drehte sich zu ihr um und lächelte schmallippig. »Wie zwei Agenten auf geheimer Mission, nicht wahr?«

Sein Lächeln wirkte unverbindlich, fuhr es Natascha durch den Kopf. Oder bildete sie sich das nur ein?

»Hoffentlich wird es keine *Mission Impossible*«, antwortete sie. »Ehrlich gesagt, ich komme mir vor wie beim Ostereiersuchen.«

Simon lachte über ihren Scherz und wandte sich wieder nach vorne.

Natascha musterte ihn von hinten. Sein Oberkörper schwang bei jedem Schritt kaum merklich mit, die Oberschenkel spannten und entspannten sich. Sein Hintern sah aus wie eine feste, zu groß geratene Pflaume. Zum Glück konnte er ihr Grinsen nicht sehen; er wäre möglicherweise auf falsche Gedanken gekommen. Sie bemerkte, dass vor ihnen eine kleine Lichtung lag, die – zu ihrem Leidwesen – kein bisschen romantisch aussah.

Simon drehte sich wieder zu ihr um. »Da vorn sind eine Bank und ein kleiner Brunnen. Was meinst du: Ist das Wasser darin vergiftet, oder enthält es ein Wahrheitsserum? Ich könnte dir lauter Fangfragen stellen, wenn du davon trinkst!«

Sie runzelte in gespielter Strenge die Stirn. »Ich habe meine Superagenten-Spezialausrüstung dabei. Du solltest mich nicht unterschätzen!«

»Wo denkst du hin! Aber jetzt komm, *Special Agent Kruger*, wir haben eine schwierige Mission zu erfüllen.«

Simon rollte das R und sprach das Ü wie ein U, trotzdem klang er nicht wie ein Amerikaner, sondern wie ein Siegerländer mit Dialekt.

Als sie die Lichtung betraten, bemerkte Natascha, dass der Boden ziemlich morastig war, und daher ging sie mit vorsichtigen Schritten zu dem einbetonierten Rinnsal neben der Bank. Sie hielt ihre Hände unter das Metallrohr, fing das kühle Wasser auf und trank einen Schluck. Es schmeckte nach Eisen.

Im nächsten Augenblick sah sie die Inschrift auf der Metallplakette. »*Eisenbörnchen*. Na, der Name passt ja.«

»Klar, wir sind hier in einem Erzrevier. Bis vor hundert Jahren wurde auf dem Kindelsberg Eisenerz abgebaut«, erzählte Simon. Er ging zu ihr, wobei er bei jedem Schritt ein paar Millimeter im Schlamm versank. »Sogar eine Silbergrube hatten wir, und zwar am

Altenberg. Das ist ganz in der Nähe, auf der anderen Seite des Berges. Soll ich dir das bei Gelegenheit mal zeigen?«

Er stellte sich hinter sie und zog sie an sich. Natascha schloss die Augen und hoffte, dass niemand in der Nähe war. Simons Atem kitzelte, verursachte eine Gänsehaut auf ihren Armen. Ohne lange nachzudenken, drehte sie sich um, schlang die Arme um ihn und küsste ihn ungestüm. Presste ihre Lippen auf seine, suchte seine Zunge. Er schob sie unbeholfen zur Bank und drückte sie sanft auf die Sitzfläche. Mit seiner kühlen Hand glitt er unter ihr T-Shirt, strich über ihre verschwitzte Haut. In ihrem Unterleib spürte sie ein Kribbeln, und sie drückte sich an ihn.

Plötzlich klingelte ein Handy. Natascha hielt in ihren Bewegungen inne. Noch ein Klingeln.

»Mein Telefon. Warte mal.« Ihre Stimme klang rau. Sie holte das Handy aus ihrer Hosentasche und sah auf das Display. Es war Tine. »Sorry, Tine, passt jetzt grad nicht«, murmelte sie und unterbrach die Verbindung. Sie wollte jetzt nicht gestört werden.

Simon küsste ihren Hals; dann wanderten seine Lippen zu ihrem Schlüsselbein, während seine Hand über ihren Hosenbund fuhr. Sein Blick suchte ihren, er wollte weitermachen und suchte Zustimmung in ihren Augen.

Doch Natascha war nach der Unterbrechung durch das Handy nicht mehr in der passenden Stimmung – sie wusste auch nicht recht, wieso. Sie setzte sich aufrecht, lehnte ihren Kopf an seine Schulter und schloss die Augen. Simon strich ihr vorsichtig über den Oberarm, dann drückte er sie an sich. Es fühlte sich schön an – so, als wäre sie schon oft in seinen Armen gewesen.

Auf einmal traf etwas Feuchtes ihre Wange, danach den Unterarm. Sie war so überrascht, dass sie einige Sekunden wie erstarrt auf der Bank saß. Die kurze Zeitspanne genügte, um klatschnass zu werden.

Natascha sprang auf. »Ein Platzregen! Los, schnell unter die Bäume!«

Sie rannte los. Der Schlamm spritzte gegen ihre Hosenbeine, wurde aber sofort von den harten Regentropfen wieder abgespült. Als sie den Waldrand erreichte, schüttelte sie sich und drehte sich um. Simon war ihr nicht gefolgt, sondern einfach auf der Lichtung stehen geblieben.

»Was hast du nur?«, rief er. »Der Regen ist doch warm! Außerdem hört er sicher bald wieder auf!« Er streckte die Arme auseinander und legte den Kopf in den Nacken.

Wie Ewan McGregor in der berühmten *Trainspotting*-Szene, dachte Natascha und spürte einen seltsamen Stich in der Magengrube. Plötzlich wünschte sie sich nur eines: nach Hause zu fahren und diesen Mann mitzunehmen.

Kapitel 19

Er lag mit offenen Augen in der Höhle, starrte in die Dunkelheit. Dorthin, wo das Böse lauerte.

Er versuchte, sich abzulenken und an etwas Schönes zu denken. Zum Beispiel an den Tag, an dem er Nina kennengelernt hatte. Doch seine Gedanken kehrten immer wieder zu der Szene zurück, mit der das Verhängnis begann. Er konnte die Bilder in seinem Kopf weder anhalten noch verbannen. Sie kamen einfach immer wieder.

Warum nur musste ihm das alles passieren? Was hatte er denn gemacht? Er hatte es einfach nicht verdient – hatte dieses ganze beschissene Leben nicht verdient. Zu Hause kannte er nur Streit und eisige Gleichgültigkeit: Die eigenen Eltern schienen sich nicht im Geringsten für ihn zu interessieren. Vielleicht war er ja im Krankenhaus vertauscht worden, und seine richtigen Eltern hatten sich all die Jahre um das falsche Kind gekümmert. Ein Schluchzen kroch seine Kehle hinauf, doch er unterdrückte es, schluckte es runter – so wie er immer alles runterschluckte. All seine Gefühle.

Erneut tauchte die Szene in seinem Bewusstsein auf. Er sah sich selbst wie durch eine Kamera, sah sich aus dem Gebüsch auf den Parkplatz kommen. Sah, wie er den Mann am Steuer ansprach, der ihn anlächelte und ihm den Beifahrersitz anbot. Wie in einer Endlosschleife tauchte diese Szene auf – immer wieder. Er musste sie immer wieder aufs Neue durchleben, als wollte ihn sein Unterbewusstsein noch zusätzlich quälen.

Doch nach einer Weile gab es Variationen im Ablauf der Bilder; und von Mal zu Mal änderte sich ein kleines Stück in dem Filmstreifen. Schließlich wurde er selbstbewusster und mutiger: Er kam aufrecht aus dem Gebüsch, verhöhnte den Mann oder rammte ihm das Knie zwischen die Beine. Manchmal tauchte auch plötzlich eine Pistole auf. Dann nahm er sie und schoss auf den Kerl. Zufrieden sah er zu, wie das Blut aus einer riesigen Stirnwunde spritzte. Hin und wieder drückte er gleich noch einmal ab oder schoss gar das ganze Magazin leer und ließ sich von dem warmen Blut des Fahrers besudeln. Dieses Bild genoss er am meisten.

Doch irgendwann holte ihn wieder die Wirklichkeit ein. Er spürte, dass es kalt um ihn herum war, dunkel und feucht. Und er war kein Held mehr, der seine Gegner mit einer Schusswaffe durchlöcherte. Jetzt war er wieder klein und machtlos. Und verletzt. In diesem Moment wuchs die unterdrückte Wut auf seine Eltern. Sie hatten ihn vertrieben mit ihrer ewigen Streiterei! Wenn die ihm ein halbwegs normales Zuhause geboten hätten, wäre er doch niemals weggelaufen. Die zwei sollten hier liegen – nicht er! Das hatte er nicht verdient!

Er kniff die Lippen zusammen und schluckte. Vorsichtig versuchte er, sich vom Rücken auf die Seite zu drehen. Es tat weh. Die Schultern schmerzten, die Streckung des Brustkorbs erschwerte das Atmen. Das hatte er jetzt davon. Es gelang ihm nicht, seine Position zu verändern, und er kippte in seine vorherige Lage zurück: mit auf dem Rücken gefesselten Armen, die mit den Fußknöcheln verbunden waren. Wäre er doch nur die ganze Zeit hier liegen geblieben, statt wegzukriechen und sich schlussendlich in der Pfütze erwischen zu lassen!

Die resignierte Bitterkeit seiner Gedanken fraß mit einem Mal alles Farbige, Positive in ihm auf und hinterließ eine große Schwarze. Wie sollte er hier jemals wieder rauskommen?

Es war so schrecklich gewesen! Hilflos hatte er in der Pfütze gelegen, in das grelle Licht geblickt und nur eines gesehen: die Spritze.

In wilder Panik hatte er versucht weiterzukrabbeln, aber der Mann hatte nur gelacht. Die Stellen unter den Achseln, an denen er ihn roh gepackt hatte, taten noch immer weh. Aber auf den Knien hatte sich schon ein Schorf gebildet, die Schürfwunden heilten also schnell. Nur die Steinchen in der Haut seiner Ellbogen fühlten sich an wie winzige Nadelstiche.

Aber die waren nichts gegen den großen stechenden Schmerz.

Obwohl er geschrien und den Kopf hin und her geworfen hatte, war es ihm nicht möglich gewesen, echte Gegenwehr zu leisten. Der andere war stärker, hatte ihn einfach auf die Matratze zurückgezogen, auf der er inzwischen schon seit einer gefühlten Ewigkeit lag.

Der Mann hatte ihn an den Schultern gepackt und ihm die Spritze in den Handrücken gedrückt. Danach war wieder alles wie gelähmt gewesen, sein Körper ebenso wie seine Gedanken. So wie jedes Mal, wenn er die Spritze bekam. Wie zuvor hatte der Mann seine Hand versorgt, mit Salben eingerieben und mit einem frischen Verband umwickelt. Doch diesmal hatte René sich getraut hinzuschauen. Er hatte gesehen, wie sein Peiniger den Finger in eine rote Kühlbox legte. Vorher hatte er diesen abgetrennten Teil seines Körpers mit einem weißen Tuch abgetupft. So lange, bis kein Blut mehr rauslief. Der Fingernagel sah gelblich und matt aus, irgendwie anders als sonst. Den Anblick würde René niemals vergessen. Der Finger wirkte seltsam fremd, als wäre es gar nicht seiner. Aber eigentlich gehörte er ihm ja auch nicht mehr. Jetzt war der Finger ein lebloses Stück Fleisch, das sich nicht mehr krümmen oder strecken würde. Totes Gewebe, mehr nicht.

Doch mit der Erkenntnis, dass dieser Finger niemals wieder ein Teil seines Körpers sein würde, machte sich auch eine seltsame Leere in ihm breit. Sie ging tiefer als alles, was er bisher gefühlt hatte.

Nachdem der Plastikverschluss der Kühlbox eingerastet war, drehte sich sein Peiniger zu ihm um. Ein Lächeln glitt über das Gesicht des Mannes, und dabei tätschelte er Renés Wange.

»Du sollst mir schließlich nicht sterben, ich brauche dich noch«, sagte er mit sanfter Stimme.

Aber es klang nicht beruhigend.

Kapitel 20

Natascha öffnete die Augen. Sie glaubte, ein Geräusch gehört zu haben. Da war es wieder. Ihr Handy klingelte!

Schnell warf sie die Bettdecke zurück und stolperte in die Küche. Dort lag es auf dem Tisch, neben den Kaffeetassen von gestern.

»Hallo?«, meldete sie sich mit schlaftrunkener Stimme.

»Entschuldige, wenn ich dich wecke, aber es ist dringend. In einer Stunde treffen wir uns zu einer Sitzung im Besprechungsraum. Frühstücke ordentlich, der Tag könnte lang werden.«

Nun war sie hellwach. »Lorenz, was ist denn los?«, fragte sie und sah auf die Uhr. Es war gerade einmal sechs Uhr.

»Komm einfach, so schnell du kannst. Wir haben Neuigkeiten.«

Die frühe Uhrzeit und etwas in Lorenz' Stimme beunruhigten sie. Sie klemmte sich den Hörer zwischen Ohr und Schulter und eilte ins Bad, um sich Zahnbürste und Zahnpasta zurechtzulegen. »Was für Neuigkeiten?«

Lorenz atmete laut in den Hörer, sodass es rauschte. »Es sind schlechte Neuigkeiten.« Seine kleine Sprechpause reichte aus, die Haut an Nataschas rechter Seite prickeln zu lassen. Wie immer, wenn Furcht sie überkam.

»Erzähl schon! Ich bin schon fast auf dem Weg ins Büro.«

»Wie du ja schon weißt, wurden in zwei Geocachingverstecken hier in der Nähe ... hmm ... Knochen gefunden. Bisher hieß es immer offiziell, sie würden von Tieren stammen. Jetzt wissen wir es aber besser: Es sind Finger eines Menschen.«

Natascha riss die Augen auf. Sie hoffte, sich verhört zu haben. »Was?«

Ihr Spiegelbild warf ihr eine Grimasse zu: ein gelbliches Gesicht mit aufgerissenen, geäderten Augen. Das Bild war genauso irreal wie das, was sie gerade gehört hatte. Doch was Lorenz anschließend mitteilte, entsetzte Natascha noch weit mehr.

»Und wir können nicht ausschließen, dass es sich um die Finger von René Staudt handelt.«

Natascha hielt sich mit einer Hand am Waschbecken fest. Einen Moment lang fehlten ihr die Worte. »Ich komme gleich!«, rief sie schließlich ins Telefon.

Lorenz beendete die Verbindung.

Sie ließ sich auf den Rand der Badewanne nieder und starrte ihr Handy an. Natascha dachte an das kurze Geocachingerlebnis mit Simon, das so abrupt durch den Platzregen beendet worden war. Er hatte sie in strömendem Regen nach Hause gefahren, ihr noch einen schönen Abend gewünscht und ihr das Versprechen gegeben, ihre Geocachingtour nachzuholen. Gestern noch war sie enttäuscht gewesen, weil sie sich mehr von dem Treffen erhofft hatte. Aber mit einem Mal sah die Sache ganz anders aus. Womöglich wäre sie ohne den Regenguss plötzlich zur Zeugin in ihrem eigenen Fall geworden.

Sie löste sich aus ihrer Starre und eilte ins Schlafzimmer, um sich sofort anzuziehen. Ihre Gedanken rasten, Bilder zogen an ihr vorüber. Während sie in ihre Chucks schlüpfte, steckte sie eilig ein Kaugummi in den Mund. Das schlechte Gewissen wegen der nicht geputzten Zähne ignorierte sie, für so etwas hatte sie nun wirklich keine Zeit mehr. Sie griff sich ihren Rucksack und verließ die Wohnung.

Natascha hatte sich beim Bäcker noch schnell ein belegtes Brötchen geholt und war dann zur Polizeiwache weitergeradelt. Unterwegs war sie bemüht gewesen, nicht an René zu denken, doch sie hatte sich gegen die Bilder nicht wehren können, die sie immer wieder heimsuchten. Ob René überhaupt noch am Leben war?

Wie immer mied sie den engen Fahrstuhl. Sie hastete zur Treppe und nahm zwei Stufen auf einmal, während sie nach oben eilte.

Voller Schwung öffnete sie die Tür zum Besprechungsraum. Im nächsten Moment starrten vier Paar Männeraugen sie erstaunt an. Winterberg, Lorenz, Polizeihauptkommissar Jockel von der GS 4 und Schmitz von der Kriminaltechnik saßen um den großen Besprechungstisch; vor ihnen stapelten sich Papiere und Ordner, und in der Mitte stand eine Thermoskanne. Jeder hatte sich bereits eine Tasse Kaffee genommen.

Natascha fühlte sich genötigt, auf die verwunderten Blicke zu reagieren. Statt zu grüßen, erklärte sie: »Ich hab doch gesagt, dass ich mich beeile!«

»Nimm dir einen Kaffee und setz dich«, forderte Winterberg sie auf. »Gleich kommt noch die Staatsanwältin. Es ist Dr. Kraft. Dreisler müsste als Abteilungsleiter zwar eigentlich auch hier sein, aber er lässt sich entschuldigen.« Dann schaute er auf seine Unterlagen, die er vor sich ausgebreitet hatte und nun nach einem nur für ihn verständlichen System ordnete.

Lorenz blickte sie müde an. Er musste schon länger hier sein; die Haare standen an einer Seite ab, und seine Augen glänzten mehr als sonst. Sein Gesicht wirkte eingefallen. Nach einem kurzen Gruß verschanzte er sich hinter seinem Laptop. Natascha ließ den Blick durch den Raum schweifen und sah erst jetzt, dass auch auf dem Boden Ordner standen. Neben Lorenz' Computer entdeckte sie die Hauptakte. »Knochenfinder« stand in großen Buchstaben darauf. Ein makabrer Name für eine SoKo, fand Natascha.

Im Gegensatz zu Lorenz wirkte Schmitz ausgesprochen munter. Das lag vielleicht am Kaugummikauen, dachte Natascha. Wann immer sie den Kollegen von der Kriminaltechnik sah, schob er ein Kaugummi im Mund herum. Er war um die fünfzig und hatte schneeweißes Haar, das aber noch sehr füllig war.

»Na, Mädchen, alles in Ordnung?«

Natascha nickte und setzte sich neben ihn. »Eigentlich schon. Aber ich weiß nicht, ob das so bleibt. Bei Lorenz' Mitteilung lief mir jedenfalls ein kalter Schauer den Rücken hinunter.«

Sie sah zu Polizeihauptkommissar Jockel. Bisher fielen die Geocachingfunde in seinen Zuständigkeitsbereich, aber nun zeichnete sich ein Wechsel ab. Soweit Natascha wusste, gab es bislang noch keine Leiche und somit auch kein Tötungsdelikt. Doch allen im Raum war klar, dass sich das ganz schnell ändern könnte. Und dann würden sie in einem Mordfall ermitteln.

Natascha hoffte, dass es nicht so weit kommen würde. Doch möglicherweise stießen sie ja im Verlauf der heutigen Ermittlungen noch auf gute Ergebnisse, auch wenn es nach dem augenblicklichen Stand der Dinge eigentlich nicht danach aussah. Aber die Hoffnung stirbt zuletzt, dachte Natascha und lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück.

Es klopfte, die Tür ging auf, und die Staatsanwältin trat ein. Mit einem Mal wirkte der Raum schäbig und trotz der beiden Yuccapalmen auf den Fensterbrettern leblos. Eleonore Kraft trug ein hellgrünes Kostüm, passende Schuhe mit flachen Absätzen, um ihre hochgewachsene Figur nicht noch größer erscheinen zu lassen, und eine zitronengelbe Tasche.

»Guten Morgen«, grüßte sie knapp und legte ihre Tasche auf den Tisch. »Ich sehe, dass Sie bereits angefangen haben. Machen Sie nur weiter, ich werde mich schon ins Thema einfinden.«

Natascha wusste von den Kollegen, dass die neue Staatsanwältin es schwer hatte, in ihrer Position akzeptiert zu werden. Ihr Vorgänger, Staatsanwalt Schneider, war bei vielen Beamten sehr beliebt gewesen. Und das nicht nur, weil er ein humorvoller Mensch voller Ideale gewesen war, sondern auch, weil er bei Ermittlungen sogar oft draußen vor Ort mitgearbeitet und dabei häufig gute Ideen eingebracht hatte. Am vergangenen Osteresonntag war er morgens im Bett geblieben, weil er sich »grippsch« fühlte, wie er sagte. Als seine Frau ihm ein paar Stunden später das Mittagessen bringen wollte, war er bereits tot. Herzinfarkt – und das mit

zweiundfünfzig Jahren. Dieser Tod war vielen Kollegen näher gegangen als viele der Gewaltverbrechen, mit denen sie täglich zu tun hatten. Vielleicht, weil er ihnen die eigene Sterblichkeit deutlicher vor Augen geführt hatte. Weil der Tod mitten unter ihnen ein Opfer gefunden hatte und nicht irgendwo draußen in der Stadt.

Hajo Schneiders war in seiner Funktion als Staatsanwalt ersetzbar, als Person hingegen nicht. Und das war das Hauptproblem von Dr. Eleonore Kraft. Sie holte ein Klemmbrett aus der zitronengelben Ledertasche und sah erwartungsvoll von einem zum anderen.

Winterberg erhob sich und ging zum Flipchart. Er legte Mappen und Papiere auf dem Tisch daneben ab und rieb sich die Hände an den Hosenbeinen, als hätte er sie an den Unterlagen beschmutzt.

Hinter ihm hing die Landkarte, auf der die beiden Fingerfunde markiert waren. Renés Foto war wie zur Mahnung darüber angebracht worden: Es stachelte das ganze Team zu erhöhter Konzentration an. Der Beamer blieb ausgeschaltet.

Winterbergs Anspannung war fast greifbar. Er hielt die Arme hinter dem Rücken verschränkt, was er ansonsten nie tat. Er warf Jockel einen Blick zu und nickte. »Erzähl erst mal, was ihr alles herausgefunden habt. Klär uns auf, was Geocaching überhaupt ist.«

»Okay.« Jockel stand auf und ging ebenfalls zum Flipchart. Neben Winterberg wirkte er noch schmäler, als er ohnehin schon war, zudem reichte er dem Kollegen höchstens bis zum Kinn. Natascha fragte sich, ob Jockel mit dieser Statur wohl Respekt hervorrufen würde. Doch was ihm an körperlicher Präsenz fehlte, konnte er mit rascher Auffassungsgabe und analytischer Intelligenz wieder wettmachen. Der Fehler vieler Menschen war, dass sie Jockel unterschätzten. Sie nahmen ihn einfach nicht so ernst wie die großgewachsenen uniformierten Kollegen und beachteten ihn deshalb nur wenig. Und so merkten sie nicht, dass Jockel alles, was sie sagten, wie ein Schwamm aufsog. Ihm entging nichts, und er konnte scharf kombinieren.

Gleichwohl würde der Geocachingfall, in den Jockel so viel Arbeitskraft investiert hatte, nun nicht mehr in seinem Zuständigkeitsbereich sein. Natascha war sich allerdings sicher, dass sie auch nach dieser Sitzung noch mit Jockel zusammenarbeiten würden. Er wusste einfach zu viel über den aktuellen Fall.

Jockel strich sich gedankenverloren über die Knopfleiste, zog die Hose am Gürtel nach oben und räusperte sich. »Ich erzähle euch wohl erst mal etwas über Geocaching.« Er warf der Staatsanwältin einen fragenden Blick zu.

Sie nickte ihm aufmunternd zu. »Bitte, erklären Sie.«

»Geocaching gibt es noch nicht so lange, hat sich aber in den letzten vier oder fünf Jahren zu einem regelrechten Volkssport entwickelt. Anfang 2000 haben die Amis die GPS-Verschlüsselung freigegeben, und danach fing es recht schnell mit dem Verstecken und der Schnitzeljagd mithilfe von Satellitensignalen an. Anfänglich schien noch das geheimnisvolle Versteckspiel die Initialzündung des Ganzen zu sein, aber mittlerweile scheint das irgendwie jeder zu machen, der in sein möchte. Sogar der CVJM in meinem Wohngebiet bietet das als Freizeitvergnügen an.«

Natascha dachte an die vielen christlichen Vereinigungen im Siegerland und glaubte, einen Hauch von Verachtung in Jockels Stimme zu hören.

»Soweit wir das in der kurzen Zeit herausfinden konnten«, fuhr er fort, »wurde noch nie irgendwo auf der Welt ein totes Tier oder ein amputierter Körperteil oder etwas Ähnliches in einem Cache gefunden. Wir haben also die zweifelhafte Ehre, als Erste in einem Kriminalfall dieser Art zu ermitteln. Inzwischen konnte festgestellt werden, dass im ersten Versteck ein Daumen lag und im zweiten ein Zeigefinger.«

»Habt ihr schon eine Spur?«, wollte Lorenz wissen und schaute vom Laptop auf.

Jockel schüttelte den Kopf. »Es ist teilweise gar nicht so einfach, die Realnamen der

Leute herauszufinden. Die Geocaches gehören jeweils demjenigen, der sie auch versteckt hat, er ist der *Owner*. Die Cacheverstecke, in denen die Knochen gefunden wurden, gehören einem Robert Münker aus Kreuztal. Er nennt sich *Bergmann Henner*.«

Natascha stutzte. Dieser Name kam ihr irgendwie bekannt vor. »Entschuldigung, aber woher kenne ich diesen Namen?«, fragte sie. Als alle anderen lachten, schaute sie irritiert zu Winterberg.

Grinsend erklärte er: »Auf der Siegbrücke mitten in der Stadt stehen zwei überlebensgroße Skulpturen, die an die glorreiche Zeit des Erzbergbaus erinnern sollen. Sie heißen Henner und Frieder, wobei Henner den Bergmann mit Schlägel und Eisen symbolisiert und Frieder den Hüttenmann mit einer riesigen Zange, der gerade einen großen Eisenbarren aus dem Schmelzofen zieht. Du hast bestimmt schon Bilder davon gesehen, oder?«

Natascha fiel es wieder ein. »Ja, auf Postkarten. Hat dieser Münker etwas mit Bergbau oder Bergmännern zu tun?«

Jockel schüttelte heftig den Kopf; dennoch blieben seine hellbraunen Haare akkurat liegen. Es sah aus, als benutzte er Hairspray, dabei war die Frisur nicht einmal besonders interessant: ein simpler Schnitt mit ausrasiertem Nacken und etwas längerem Deckhaar.

»Beruflich zumindest hat Robert Münker nichts mit Bergbau zu tun. Er ist beim Jobcenter und bearbeitet Hartz-IV-Anträge. Wir laden ihn erneut zur Aussage vor; das kann er auch bequem vor der Arbeit erledigen. Die haben da drüben Gleitzeit und Überstundenausgleich.«

Ein Seufzer entfuhr ihm, und in den Gesichtern der anderen konnte Natascha lesen, dass es auch ihnen so ging. Überstundenausgleich war eine Verheißung, die ihnen leider nur selten gewährt wurde.

»Außerdem wissen wir auch, wer vor den Knochenfindern bei den Cacheverstecken war«, fuhr Jockel fort. »Das Daumenversteck hatte zuvor ein Rentner aufgesucht – Herbert Schuster aus Geisweid –; am Zeigefingercache waren zuletzt Monja und Jochen Reitmann, die am Fischbacherberg wohnen. Meine Leute sind gerade dabei, euren Besuch anzukündigen. Ihr könnt also gleich losziehen, um die drei zu befragen.« Jockel sah in die Runde.

Winterberg nickte. »Das übernehmen Natascha und Lorenz. Ich werde mich in der Zwischenzeit um die Nachbarn der Staudts und um Renés Klassenkameraden kümmern. Ich bin mir sicher, dass es da einiges zu hören gibt.« Er fuhr sich mit der Hand über den Lockenkopf. »Was ist eigentlich mit den anderen Caches hier in der Gegend? Untersucht die jemand? Holen die *Owner* ihre Dosen tatsächlich wieder nach Hause? Wenn der Täter weniger Möglichkeiten hat, Körperteile zu verstecken, wird ihn das vielleicht davon abhalten, neue Sauereien zu begehen.«

»Du hast im Prinzip recht.« Jockel sah hilflos in die Runde und blieb mit seinem Blick an der Karte mit den markierten Fundorten hängen. »Aber allein bei uns im Kreis gibt es unendlich viele Geocachingverstecke. Von den angrenzenden Landkreisen ganz zu schweigen. Und wenn man den Radius unserer Suche nur ein wenig erweitert, sind wir doch sofort in anderen Bundesländern, in Rheinland-Pfalz und Hessen; und das macht in der Regel die Arbeit nicht gerade leichter. Allerdings ...« – er sah zu Lorenz – »... haben wir die Kollegen dort natürlich sofort informiert; und sie waren in unserem Fall sehr kooperativ. Sie haben bislang fleißig gesucht, aber nichts gefunden. Das Problem scheint sich auf unseren Landkreis zu beschränken.«

Lorenz tippte die neuen Infos in seinen Computer ein, während Jockel weiter fortfuhr.

»Wir haben natürlich alle Cachebesitzer hier in der Region angeschrieben, und zwar über das Geocachingportal. Viele von denen haben auch recht schnell ihre Dosen aus dem Spiel genommen und die Caches offiziell deaktiviert. Aber auf diesem Weg haben wir leider noch nicht alle erreicht, weil nicht jeder täglich online ist. Und es ist ein riesiger Aufwand, die Realnamen der Leute herauszufinden. Im Verlauf dieser Arbeit haben wir auch ein paar Geocacher angerufen

und sie gebeten, uns zu unterstützen. Außerdem beobachten wir ein Forum der Szene. Dort sind die Funde natürlich Thema Nummer eins. Das hilft uns einerseits bei der Sensibilisierung der Leute, andererseits könnte es aber dazu führen, dass sich einige motiviert fühlen, als Trittbrettfahrer aktiv zu werden. Darüber hinaus wird natürlich so der Täter gewarnt – sofern er aus der Szene kommt. Aber davon gehen wir aus. Sonst ergäben seine Taten überhaupt keinen Sinn.« Jockel nahm einen Schluck aus seiner Tasse und verzog das Gesicht. »Boah, kalter Kaffee, das brauche ich an diesem Morgen nicht.« Er goss sich neuen Kaffee aus der Kanne nach und probierte einen weiteren Schluck. »Besser ... Wie geht ihr jetzt weiter vor? Schließlich ist nicht mehr auszuschließen, dass unsere Fingerfunde mit eurem Vermisstenfall zusammenhängen.«

Lorenz sah konzentriert auf den Bildschirm. »Okay, dann kommen wir zu René. Ich stelle euch den aktuellen Stand vor.« Er klickte ein paarmal mit der Maus und öffnete zusätzlich den Sammelordner mit der Hauptakte, der auf dem Tisch lag. Er blickte abwechselnd auf den Computer und in die Mappe.

»René Staudt, achtzehn Jahre alt, ist seit Freitagvormittag abgängig. Morgens vor der Schule gab es einen Streit in der Familie, und danach verließ René die elterliche Wohnung. Doch er ging nicht wie erwartet zur Schule, sondern nahm eine gepackte Tasche mit Wechselwäsche und verschwand nach Wilnsdorf in Richtung Autobahn. Das bestätigen mehrere Zeugen. Leider verliert sich dort seine Spur. Es sind immer noch Kollegen unterwegs, um das Personal am Autohof zu befragen. Doch das dauert, weil da so viele Aushilfen arbeiten. Bisher war aber noch kein wirklich brauchbarer Hinweis darunter.« Er blätterte ein paar Seiten um. »So weit konnten wir den Freitag rekonstruieren. Seine Eltern haben ihn am Sonntag vermisst gemeldet.«

Die Staatsanwältin runzelte die Stirn. »Das ist aber reichlich spät! Wie erklären die Eltern das?«

Lorenz blickte sie an und verzog das Gesicht zu einer Grimasse. »Man kann es modernes, zwangsbefreites Familienleben nennen. Oder Vernachlässigung – je nach der eigenen Auffassung. Die Eltern sind jedenfalls der Meinung, dass ein gemeinsames Essen pro Woche ausreicht, um miteinander zu reden und sich um die Belange des Sohnes zu kümmern. Und weil René am Samstagabend nicht zu diesem Essen kam, wurden sie unruhig. Aber dann ließen sie sich prompt vom Bruder der Mutter beruhigen, der meinte, der Junge würde schon wiederkommen.«

»Das ist aber höchst sonderbar«, meinte Staatsanwältin Kraft. »Was haben die Eltern denn am Freitag und am Samstag die ganze Zeit gemacht – wenn sie nicht gemerkt haben wollen, dass ihr Sohn nicht zu Hause ist?«

Sie war offenkundig fassungslos. Kein Wunder, dachte Natascha. Ihr selbst und ihren Kollegen war es genauso ergangen.

Lorenz gab ein verächtliches Geräusch von sich. »Angeblich war der Vater fast den ganzen Freitag arbeiten, und am Samstag sind er und seine Frau erst spät wach geworden. Die Mutter liegt eh oft im Bett oder zieht sich längere Zeit zurück – wegen Migräne, wie die beiden behaupten. Und weil sie glaubten, René ginge samstags immer zum Fußballspielen, hat ihn auch niemand vermisst. Erst als er nicht wie üblich zu dem Abendessen am Samstag erschien, wollen die Eltern etwas bemerkt haben.«

»Aber Sie glauben den Angaben der Eltern nicht, richtig?«, fragte die Staatsanwältin. Sie saß nicht mehr streng aufrecht wie zuvor, sondern hatte sich mit verschränkten Armen zurückgelehnt. Ihre Abwehr war überdeutlich.

»Nein«, antwortete Natascha anstelle ihres Kollegen.

Ihre Antwort hing ein paar Sekunden im Raum, bis Lorenz ihr signalisierte, dass sie weiterreden sollte.

»Die zwei haben uns bei unserem letzten Besuch eine tolle Szene vorgeführt. Zuerst war nur der Vater anwesend und erzählte uns, seine Frau läge wieder mal mit Migräne im Bett. Aber nach kurzer Zeit kam sie nach unten ins Wohnzimmer. Sie war total betrunken. Ich glaube, dass sie schon länger Alkoholikerin ist. Möglicherweise hat das etwas damit zu tun, dass René abgehauen ist.«

»Gibt es dafür konkrete Hinweise? Flaschen, die herumstehen?«, wollte die Staatsanwältin wissen.

Natascha entfuhr ein verächtliches Schnauben. »Nichts derart Auffälliges. Es ist eher das Unsichtbare, das mich schon bei unserem ersten Besuch stutzig gemacht hat. Zum Beispiel ist dort alles zwanghaft ordentlich. Die Wohnung hat was Neurotisches, finde ich. Sie ist nicht gemütlich, sondern wirkt leblos. Wie eine Fassade, die mit aller Macht aufrechterhalten werden muss. Da ist nichts dem Zufall überlassen, sämtliche Möbelstücke sind millimetergenau arrangiert. Es gibt keinen Staub, keinen Schmutz; nirgendwo liegen Zeitungen herum. Und genau so benehmen sich auch Renés Eltern: neurotisch bis ins Detail. Meines Erachtens spricht dieses zwanghaft-rituelle Fischessen am Samstagabend Bände.«

Die Staatsanwältin beugte sich nach vorne. »Das ist aber alles reichlich spekulativ«, entgegnete sie unwirsch. »Hat der Alkoholkonsum der Mutter irgendeine Relevanz für die Suche nach dem Sohn?«

Natascha zuckte zurück. Der harte Tonfall der Anwältin schüchterte sie ein. »Nicht direkt ... Aber sein allgemeines Verhalten ist ganz bestimmt davon geprägt.«

Sie sah hilfesuchend zu Winterberg, der daraufhin an ihrer Stelle weitersprach.

»René ging schon seit Monaten nicht mehr zum Fußball, weder zum Training noch zum Spiel. Der Trainer hat ihn schon seit dem Winter nicht mehr gesehen. Trotzdem hat er auch weiterhin samstags sein Elternhaus verlassen und so getan, als würde er Fußball spielen. Wir fragen uns natürlich, wo er stattdessen war. Was hat er an diesen Tagen gemacht, und warum hat er seinen Eltern nichts davon erzählt? Außerdem wurde er von seiner Exfreundin – richtiger gesagt, von einem Mädchen, das die Eltern so bezeichneten haben – mehr oder weniger des Stalkings bezichtigt. René selbst ist wohl im Fußballverein gemobbt worden.« Winterberg zeigte auf Renés Foto, das hinter ihm hing. »Alles in allem ergibt sich das Bild eines Jugendlichen, der mit ganz schön vielen Problemen zu kämpfen hat. Zu Hause findet er wenig Beachtung, die Fußballkumpels akzeptieren ihn nicht, und bei den Mädchen kommt er mit seiner Art nicht an. Als es dann zwischen seinen Eltern zu einem lautstarken Streit kommt, packt er ein paar Habseligkeiten zusammen und haut ab. Er stellt sich an der Autobahn hin, um als Tramper mitgenommen zu werden. So weit ist das alles noch ganz schlüssig und nachvollziehbar. Aber dann ändert sich das Bild. Zwei abgeschnittene Finger werden gefunden, und zwar an völlig verschiedenen Stellen des Landkreises: im Dreiländereck bei Burbach und auf der Stöcker Höhe bei Freudenberg. Und wir können nicht ausschließen, dass es sich um die Finger von René handelt.« Etwas leiser fügte er hinzu: »Aber es ist immerhin eine Spur ... Schmitz' Spur.«

Natascha verstand, was er damit andeuten wollte. Wenn die Finger nicht von René waren, dann hatten sie eine unendlich große Zahl von Möglichkeiten, denen sie nachgehen mussten.

»Und falls es wirklich Renés Finger sind, so stellt sich für uns eine neue wichtige Frage«, fügte Winterberg in einem lauter Tonfall hinzu. »Warum liegen seine Finger in Geocachingverstecken?«

Kapitel 21

So kurz nach dem Aufstehen fiel ihm die Konzentration schwer. Der Körper befand sich in einer Art Stand-by-Modus, und die Gedanken flogen wie aufgeschreckte Vögel in seinem Kopf herum. Doch er wusste genau, wie er sie fokussieren konnte.

Der Computer konnte jedenfalls schneller hochfahren als er, und nach wenigen Mausklicks war er wieder im Netz und ging seiner Lieblingstätigkeit nach. Es war fantastisch! Die Nachrichten überschlugen sich förmlich. Über den ersten Fingerfund berichteten die lokalen Medien zwar recht ausführlich, doch er wurde so dargestellt, als handelte es sich um ein Stück von einem Tierkadaver. Scheinbar wusste da noch niemand, dass es ein menschlicher Daumen war. Komisch, dass die Leute das nicht direkt an der Form erkannt hatten. Er war aber auch davon ausgegangen, dass sich der Finger länger halten würde. Möglicherweise war jedoch der Polizei von Anfang an klar gewesen, dass es sich um einen Daumen handelte, und sie hatten das bloß noch nicht an die große Glocke gehängt. Von wegen Panik vermeiden und so ...

Genutzt hatte es am Ende wenig.

Unter den Geocachern hatte der Daumenfund weniger Aufsehen erregt, als er sich das vorgestellt hatte. Das hatte ihm eigentlich nicht so gut in den Kram gepasst. Er wollte doch die Cacher aufmischen und ihnen Angst einjagen. Richtige Angst. Doch gestern war es endlich besser geworden. Zwei Typen hatten den Zeigefinger gefunden, und dann war wohl auch dem Letzten klar geworden, dass das hier kein Spaß war. Dass da Finger in den Cacheverstecken lagen anstelle des üblichen Mists.

Von da an wurde es auch richtig spannend im Netz. Plötzlich regten sich die Cacher wahnsinnig auf, und es gab kaum noch ein anderes Thema in den Geocachingforen. Sogar auf vielen englischsprachigen Seiten ging es allein um die *Fingerbox*. Niemand interessierte sich mehr für belangloses Zeug wie geklaute Cachedosen oder verschwundene Multi-Hinweise.

Und heute war Tag drei des großen Spiels. Er war gespannt, was da noch an Reaktionen kommen würde. Und wann endlich jemand merkte, dass die Fingerboxen Teil einer großen Schnitzeljagd waren – eines Spiels, das nach seinen Regeln gespielt wurde.

Kapitel 22

Jockel hatte um eine kurze Raucherpause gebeten und nach dem Okay der anderen zusammen mit Winterberg den Raum verlassen. Natascha nutzte die wenigen Minuten, um endlich ihr Brötchen zu essen. Mehr als eine Stunde lang hatte es in der Papiertüte vor ihr gelegen und mit seinem frischen Duft und einem bunten Geruchsbild gelockt. Jetzt musste sie sich zusammenreißen, um beim Essen nicht zu schlingen. Natascha war ein ausgesprochener Frühstücksmensch und liebte die erste Mahlzeit am Tag. Umso mehr hasste sie es, morgens hungrig das Haus verlassen zu müssen.

Die Staatsanwältin war ans Fenster gegangen und hatte es geöffnet, um ein wenig frische Luft hereinzulassen. Morgens um acht war das noch möglich, doch in spätestens zwei Stunden käme nur noch ein Gemisch aus Abgasen und stickiger Stadtluft durch die Fenster. Der Straßenlärm war allerdings jetzt schon fast unerträglich und würde sich mittags sogar noch steigern. Dr. Kraft war am Fenster stehen geblieben und wirkte ein wenig hilflos. Schmitz stellte sich zu ihr, und die beiden sprachen leise miteinander. Der Kriminaltechniker würde die nächsten Minuten mit seinen Erkenntnissen ausfüllen. Natascha war froh, dass sie ihr Brötchen noch vorher essen konnte. Nach seinen Ausführungen würde ihr sicher der Appetit vergehen, und ohne das nachgeholte Frühstück hätte sie den ganzen Tag mit knurrendem Magen herumlaufen müssen. Darauf konnte sie getrost verzichten, und Lorenz sicher auch. Natascha konnte unerträglich werden, wenn sie Hunger hatte – worunter vor allem der Kollege litt, der mit ihr das Büro teilte.

Sie überlegte gerade, ob sie sich zu Lorenz setzen und ihm über die Schulter schauen sollte, als Winterberg und Jockel zurückkamen. Winterberg nickte Schmitz zu, der daraufhin zu seinem Platz zurückging. Auch die Staatsanwältin setzte sich wieder.

»Okay, dann kommen wir zum unappetitlichen Teil«, begann der Kriminaltechniker.

Er sprach die Dinge ohne Umschweife an, wie es seine Art war. Das gefiel nicht jedem, aber Natascha war die direkte Redeweise am liebsten – auch im Umgang miteinander. So ließen sich die meisten Missverständnisse und Verstimmungen vermeiden.

»Wir wissen ja, dass eine Familie beim Geocaching ein durch Verwesung zersetzes Stück Fleisch samt Knochen gefunden hat. Etwa daumengroß. Sie haben es ganz brav bei uns abgeliefert; es lag noch in dem Behältnis – einer Frischhaltebox. Die war jedoch stark verschmutzt, wahrscheinlich wurde sie regelmäßig geöffnet und dabei auch der Inhalt auf der Erde ausgebreitet. Jedenfalls fanden sich einige Insekten und Larven darin, und die lieben Tierchen haben fröhlich bei der Zersetzung mitgeholfen.«

Er räusperte sich kurz und blickte zur Staatsanwältin. Sie jedoch reagierte nicht auf seine laxe Ausdrucksweise und machte sich fleißig Notizen.

»Seit gestern Nachmittag wissen wir definitiv, dass es sich um einen Daumen handelt. Fast zur gleichen Zeit ist die Meldung hereingekommen, dass zwei Studenten etwas Makabres gefunden haben, und zwar ebenfalls beim Geocaching. Im Gegensatz zu dem Daumen war dieser Fund noch relativ gut erhalten und auch als Finger zu erkennen. Es war ein Zeigefinger ... Zunächst haben wir den Daumen weiter untersucht. Die Details erspare ich euch. Aber die Befunde kann ich mitteilen: Es ist der Daumen eines jungen Menschen. Das Skelett ist noch nicht komplett ausgewachsen, das Knochengewebe noch nicht verhärtet. Jünger als zwanzig, würde ich sagen. Wenn die weiteren Untersuchungen abgeschlossen sind, können wir mehr über die Statur sagen.« Er räusperte sich. »Dann haben wir uns den Zeigefinger vorgenommen. Es besteht kein Zweifel daran, dass beide Amputate zur gleichen Person gehören. Wir haben also nur ein Opfer.«

Winterberg seufzte. »Das ist gut und gleichzeitig schlecht. Verdammt!«

Schmitz nickte zustimmend und zog die Nase kraus. »Der Finger war noch gut genug erhalten, um Abdrücke nehmen zu können. Der Abgleich in unseren Datenbanken war negativ. Der Finger gehört also niemandem, der bereits irgendwo registriert worden ist.« Er blickte zu Winterberg. »Ein DNA-Abgleich hilft uns dann wohl eher weiter, sofern wir Vergleichsproben haben.«

Winterberg nickte. »Wir waren am Montag bei Renés Eltern und haben den Aufsatz seiner elektrischen Zahnbürste mitgenommen. Sie ist bereits im Labor.«

»Alles klar. Ich habe aber womöglich auch eine gute Nachricht: Es gibt keinerlei Anzeichen auf einen postmortalen Eingriff. Also lebte das Opfer zur Zeit der Amputationen noch ...« Schmitz stockte kurz. »Oder der Tod trat unmittelbar zuvor ein. Das kann man nicht ganz ausschließen.«

Ein Raunen erfüllte den Raum, und Natascha schloss für einen kurzen Moment die Augen.

»Wir haben bisher nur grobe Hinweise darauf, wann der Daumen amputiert wurde«, fuhr Schmitz fort. »Wie bereits gesagt: Trotz der Vakuumverpackung gibt es Maden und Larven, die den Verwesungsprozess beschleunigt haben und uns dabei helfen werden, das Zeitfenster zu bestimmen.«

Natascha schüttelte sich. Gänsehaut breitete sich auf ihrem Rücken aus: Es fühlte sich an, als kröchen unzählige dunkelblaue Kugelchen neben ihrer Wirbelsäule empor. »Ich frage mich, ob man das überhaupt überleben kann«, warf sie ein. »Verblutet man denn nicht, wenn einem die Finger abgeschnitten werden?«

Schmitz warf einen Seitenblick auf Natascha und antwortete: »Du hast natürlich recht – diese Gefahr besteht. Da aber das Opfer zumindest nach der Amputation des Daumens noch eine ganze Weile gelebt hat – denn der Zeigefinger muss aufgrund seines Zustands später abgetrennt worden sein –, ist anzunehmen, dass der oder die Täter sich wahrscheinlich gut mit Wundversorgung auskennen. Die Wunde muss vernünftig behandelt werden, sonst verblutet das Opfer oder erleidet eine Wundinfektion. Und die kann am Ende genauso tödlich enden wie der Blutverlust. Wir wissen noch nicht genau, wie viel Zeit zwischen den beiden Amputationen lag, aber es könnte gut ein ganzer Tag sein.«

Schmitz hielt inne und kramte in den Blättern, die vor ihm lagen. Eine gespenstische Ruhe breitete sich im Raum aus, die nur gestört wurde von dem Lüfter des Laptops, dem gedämpften Rauschen der Straße und dem Rascheln der Zettel, die Schmitz bewegte.

»Wir haben außerdem konkrete Hinweise auf die Waffe.« Der Kriminaltechniker hatte endlich das gesuchte Papier gefunden, hob es hoch und gab anschließend mit eigenen Worten die Informationen wieder, die darauf standen. »Wir haben eine glatte Schnittstelle, deren Ränder nicht ausgefranst sind. Die Waffe ist also nicht nur sehr scharf, sondern wurde auch von kräftiger Hand geführt. Und sehr gezielt und skrupellos. Der Schnitt ging einmal glatt durch, nur am Übergang vom Gewebe zum Knochen hielt der Täter kurz inne. Wahrscheinlich, weil er an dieser Stelle mehr Kraft aufwenden musste. Und vermutlich lagen die Finger auf einer festen Unterlage. Nach den bisherigen Untersuchungsergebnissen tendiere ich zu einem Jagdmesser oder etwas Ähnlichem.«

»Ein Jagdmesser?« Natascha starnte ihn an. »Wer kommt denn an so was? Nur Jäger?«

Sie musste kurz an den alten Herrn Robertson denken, neben dem sie und ihre Mutter früher in Köln gelebt hatten: Überall in der Wohnung des Nachbarn waren Hirschgewehe aufgehängt. Als kleines Kind hatte sie Angst gehabt, dass er auch sie töten und ihren Kopf häuten könnte. Deshalb hatte sie sich immer an die Beine ihrer Mutter geklammert, wenn sie ihm im Treppenhaus begegnet waren. Später konnte sie die vielen Gewehe als Ausdruck der Leidenschaft für die Jagd akzeptieren. Es fiel ihr jedoch bis zum Ende schwer, ihm offen und

ohne Vorurteile gegenüberzutreten – bis Herr Robertson starb und eine quirlige türkische Familie seine Wohnung bezog. Doch Jäger waren ihr auch heute noch suspekt.

»Im Prinzip kommt man ganz leicht an ein ordentliches Jagdmesser«, antwortete Winterberg nun anstelle des Kriminaltechnikers. »Du kannst einfach in den Fachhandel gehen und dir eines kaufen. Oder im Internet bestellen. Registriert wird da nichts.«

Jörg Lorenz blickte kurz von seinem Computer auf. »Na super, das grenzt den Kreis der Verdächtigen ja massiv ein.«

»Deshalb schauen wir uns auch zuerst einmal die Geocacher an«, erklärte Winterberg, drehte sich um und blickte auf die Karte mit den Fundmarken. »Den Besitzer dieser Dosen und die Leute, die, zumindest entsprechend den Internet-Einträgen, zuletzt am Cache waren. Und was die Suche nach unserem Vermissten anbelangt, so werde ich einen Hubschrauber – wenn es geht, sogar zwei – aus Düsseldorf anfordern. Die sollen die Fundstellen überfliegen, die Wälder von oben anschauen und Fotos machen. Mit Wärmebildkameras sollten wir dann hoffentlich schnell fündig werden – sofern sich das Opfer, also vermutlich René, in den Wäldern hier befindet.« Er breitete die Hände vor der Landkarte aus. »Leider haben wir mehr als genug Wald, den es zu überfliegen gilt. Aber ich bin da ganz optimistisch. Wir haben schon genug Vermisste mit den Hubschraubern wiedergefunden.«

Schmitz hüstelte. »Das funktioniert aber nur, wenn der Junge noch lebt. Ohne Körperwärme zeigt uns auch die beste Wärmebildkamera nichts.«

Winterberg seufzte. »Natürlich. Und für den anderen Fall fordern wir Hundertschaften aus Bochum an. Zwei sollen die Wälder rings um die Fundorte durchkämmen, und eine dritte noch die Gegend um den Wilnsdorfer Autobahnkreuz. Die Befragungen dort kommen nicht voran; keiner der Angestellten scheint den Jungen gesehen zu haben. Bis die Hundertschaften stehen, werden Rotes Kreuz und THW bei der Suche helfen. Und natürlich die Feuerwehr.«

»Das stimmt aber alles wenig optimistisch«, unkte Schmitz.

Winterberg funkelte ihn verärgert an. »Wir gehen grundsätzlich davon aus, dass das Opfer noch lebt.«

Schmitz hob abwehrend die Hände. »Weiß ich doch. Ich hab nur immer ein schlechtes Gefühl dabei, wenn junge Menschen spurlos verschwinden.« Er sah kurz auf seine Uhr. »Ich denke, dass wir die nächsten Ergebnisse heute Mittag bekommen könnten.«

»So schnell?«, entfuhr es der Staatsanwältin.

Schmitz grinste. »Schnellverfahren.«

»Gut. Wie ich sehe, sind Sie alle gut ausgelastet.« Sie stand auf und nahm ihre zitronengelbe Tasche vom Tisch. »Und ich hoffe, dass die Suchmannschaften schnell zusammenkommen. Uns läuft die Zeit davon! Vergessen Sie nicht, dass wir vielleicht den Jungen noch retten können!« Demonstrativ sah sie auf die Uhr. »Ich habe leider noch einen weiteren Termin, den ich nicht verschieben kann.« Dann wandte sie sich Winterberg zu. »Werden Sie den Abteilungsleiter über die neuen Entwicklungen in Kenntnis setzen, oder soll ich das machen?«

Winterberg winkte ab. »Ist schon gut, ich mach das. Ich wollte ohnehin noch mit Dr. Dreisler sprechen, dann kann ich das auch gleich miterledigen.«

Die Staatsanwältin verabschiedete sich, indem sie kurz die Hand hob, und verließ den Besprechungsraum. Die anderen schauten ihr hinterher und lauschten dann, wie ihre Schuhe auf dem Linoleum im Flur klapperten und dabei immer leiser wurden.

Als diese Geräusche schließlich ganz verschwanden, atmete Winterberg hörbar aus und sah die anderen an. »Ist schon okay, wenn sie sich nicht so stark einmischt. Ich weiß ohnehin noch nicht, wie wir das Ganze genau organisieren sollen. An erster Stelle kommen jetzt die Suchmannschaften, die uns so schnell wie möglich unterstützen müssen. Mit einer Hand voll Polizisten können wir schließlich nicht die Siegerländer Wälder durchkämmen.«

Lorenz nickte. »Und was ist mit Renés Handy? Konnte man das schon orten?«

Winterberg schüttelte den Kopf. »Die Anfrage läuft noch. Es wäre einfach zu schön, wenn er das Handy immer noch eingeschaltet hätte und wir ihn auf diese Weise finden könnten. Aber leider haben wir selten so viel Glück. Handys haben Akkus, die sich leeren, oder sie werden verloren, gestohlen oder weggeworfen. Aber es ist eine Möglichkeit.« Er schob seine Unterlagen zusammen und klemmte sich den Stapel unter den Arm.

Jockel trat zu Natascha. »Wir haben Münker, den Dosenbesitzer, für neun Uhr herbestellt. Ihr habt also noch eine gute Viertelstunde Zeit, bis er kommt. Falls du noch weitere Fragen hast, stehe ich dir gerne noch zur Verfügung. Wenn nicht, dann gehe ich nach unten. Du weißt ja, wo du uns findest.«

»Ja, danke.« Natascha dachte kurz an Simon, doch ganz schnell schob sich das Gesicht von René vor ihr inneres Auge. Es war zu einer grotesken Maske des Schmerzes und der Hilflosigkeit verzogen – alles Leid der Welt schien sich darin zu spiegeln.

Kapitel 23

Robert Münker sah so aus, wie sich Natascha einen Mitarbeiter der Arbeitsagentur vorstellte. Er trug ein hellblau und weiß kariertes Kurzarmhemd, eine gebügelte Jeans und schwarze Halbschuhe. Mit der ordentlichen Kurzhaarfrisur und der schmalen, randlosen Brille wirkte er ausgesprochen seriös und wie ein lebendiger Vorwurf an seine arbeitslosen Kunden.

»Es ist eine schreckliche Sache, das mit den Funden.« Er kniff die Lippen zusammen und blickte auf seine Hände, die gefaltet in seinem Schoß lagen.

»Wie kommen die Finger in die Dosen?«, fragte Natascha geradeheraus.

Münker sah sie an. »Das habe ich mich oft genug gefragt, das können Sie mir glauben. Wer tut so etwas? Und warum in meinen Caches?«

Natascha legte ihre Unterarme locker auf den Schreibtisch und lächelte ihr Gegenüber höflich an. »Ja, warum, Herr Münker? Haben Sie einen persönlichen Feind, der Ihnen eins auswischen will?«

Münker lehnte sich nach vorne und ließ kurz seinen Zeigefinger in die Höhe schnellen. »Genau das habe ich auch gedacht. Vielleicht ist da jemand, der mir etwas anhängen will. Immerhin bin ich dadurch doch wohl der Hauptverdächtige, oder?«

Er sah sie auffordernd an. Doch Natascha hob bloß die Schultern, was eine neutrale Haltung signalisieren sollte.

Münker schnaubte verächtlich. »Aber eigentlich ist das eine ausgesprochen naive Rechnung. Denn ein Täter wäre ziemlich dumm, wenn er die Finger in seine eigenen Caches legen und damit alle Aufmerksamkeit auf sich lenken würde. Das ergäbe doch überhaupt keinen Sinn. Oder täusche ich mich da?«

»Oh, Sie können sich nicht vorstellen, was es alles gibt. Und ja, mancher Täter würde die Finger in seine eigenen Dosen legen. Weil es so einfach ist. Oder weil einem gerade nichts Besseres einfällt.« Da sie sich Notizen machen wollte, nahm sie einen Kugelschreiber aus der Stiftebox und legte ihn neben die Schreibtischunterlage. »Sie arbeiten bei der Agentur für Arbeit. Was machen Sie da genau? Beraten Sie die Arbeitsuchenden?«

Münker nickte. »Ja, das auch. Aber wir machen natürlich viel mehr als das, was die Leute während der Öffnungszeiten zu sehen bekommen.«

»Und was?«

Natascha begann, auf ihrer Schreibtischunterlage zu kritzeln. Zwischen Arabesken und Blüten zeichnete sie einen dreidimensionalen Würfel. Irgendwann hatte sie einmal gelesen, dass solche Malereien etwas über die Persönlichkeit aussagten. Was verriet wohl dieser Würfel über sie?

»Wir müssen die Anträge natürlich bearbeiten, sie auf ihre Vollständigkeit überprüfen und die beigelegten Dokumente checken. Leider werden die wenigsten Anträge gleich beim ersten Mal vollständig ausgefüllt, also schreiben wir die Kunden an und teilen ihnen mit, was für Angaben sie noch machen müssen – oder dass diese und jene Unterlagen fehlen. Leider kommt auch recht häufig vor, dass die Angaben irgendwie nicht zusammenpassen oder offensichtlich fehlerhaft sind. Manche Antragsteller verstehen einfach nicht richtig, wie sie die Formulare ausfüllen sollen; andere machen bewusst falsche Angaben.« Er seufzte.

»Und was machen Sie, wenn jemand falsche oder fehlerhafte Angaben macht?«, erkundigte sich Natascha.

Münker lachte kurz auf. »Man bekommt schnell so ein Gefühl dafür, wer die Vordrucke nicht versteht oder wer etwas zu verbergen hat. Im ersteren Fall helfen wir dann beim Ausfüllen.«

»Und wenn jemand absichtlich Falschangaben macht?«

Münker wischte einer klaren Antwort aus. »Na ja, da haben wir auch so unsere Methoden.«

Aber Natascha ließ nicht locker. »Und welche?«

»Man kennt halt so seine Pappenheimer. Wiederholungstäter werden direkt vorbestellt.

Beim ersten Mal weisen wir noch höflich auf Ungereimtheiten hin, die uns auffallen. Na ja, und wenn das nicht hilft, werden eben die Gelder gekürzt, gestrichen oder erst gar nicht bewilligt. So einfach ist das.«

»Und wie gehen Ihre Kunden damit um, wenn ihnen Gelder gekürzt werden?«

Münker atmete hörbar aus. »Nicht unbedingt immer gut. Manche schreien uns an, andere drohen mit einem Anwalt. Aber da kommt natürlich nie was, die sind ja nicht im Recht. Tja, und manche rasten aus, schmeißen was auf den Boden oder springen gar über den Tisch, um einem an den Kragen zu gehen.«

Natascha hielt mit dem Zeichnen inne und sah Münker an. »Ist Ihnen so etwas schon einmal passiert?«

»Gott sei Dank nicht. Aber einer Kollegin von mir. Und nur weil sie sofort um Hilfe geschrien hat, sind Kollegen aus den Nachbarbüros gekommen und haben Schlimmeres verhindert. Aber mit Aggressionen werden wir generell häufig konfrontiert, was ja eigentlich nicht verwunderlich ist. Für viele Kunden hängt schließlich die eigene Existenz von der Bewilligung verschiedener Gelder ab. Das ist bestimmt hart, wenn dann ein Antrag abgewiesen wird. Aber uns sind natürlich auch die Hände gebunden, wir müssen uns an die Vorgaben und Richtlinien halten. Es gibt konkrete Gesetze, nach denen wir uns stets richten müssen. Das ist bei Ihnen hier ja sicherlich nicht anders.«

Natascha nickte zustimmend. »Also besteht tatsächlich die Möglichkeit, dass sich jemand an Ihnen rächen will«, folgerte sie. »Jemand, dem Sie bestimmte Zahlungen nicht bewilligt haben, der sich von Ihnen ungerecht behandelt fühlt oder dem Sie etwas vorenthalten haben, das ihm seiner Meinung nach zusteht.«

Münker starnte sie für einen kurzen Moment verblüfft an. »Sie meinen also, dass es mit meinem Beruf zu tun haben könnte?« Er rieb sich gedankenverloren am Kinn. »Ja, das wäre möglich. Man wird, wie gesagt, relativ häufig mit aggressivem Verhalten konfrontiert.«

»Oder könnte der Grund möglicherweise doch mit Ihrem Privatleben zu tun haben?«, hakte Natascha nach. »Vielleicht gibt es eine Verbindung zum Geocaching? Kennen Sie jemanden aus diesem Kreis, der Ihnen etwas missgönnen könnte?«

Münker überlegte kurz und hob dann die Schultern an. »Klar, da gibt es genug. Ich bin zum Beispiel schon seit neun Jahren dabei, gehöre zu den ersten Cachern überhaupt hier in der Gegend. Da gibt es ganz bestimmt Animositäten.«

»Welche zum Beispiel?«

»Neid?« Münker schlug das rechte Bein über das linke und legte beide Hände auf den oberen Knöchel. Er wirkte plötzlich nicht mehr wie ein verklemmter, leicht zu erschreckender Verwaltungsbeamter, sondern wie ein Mann, der sich souverän und entspannt seiner Lieblingstätigkeit widmete. Als hätte er quasi vom Dienst- in den Freizeitmodus gewechselt.

»Unter einer ganzen Reihe von Cachern gibt es Wettkämpfe. Keine offiziellen natürlich. Aber es ist nicht alles so kameradschaftlich, wie es Außenstehenden auf den ersten Blick erscheint. Da gibt es etliche, die ziemlich genau darauf schauen, wie viele Caches jemand gefunden hat. Und wer beispielsweise in kurzer Zeit viele Funde macht, kann sich bei den anderen großen Respekt verschaffen. Umgekehrt werden Cacher, deren Anzahl von Funden im niedrigen dreistelligen Bereich liegt, oftmals verächtlich angesehen.«

Natascha war erstaunt. »Ich habe gedacht, Geocaching sei ein harmloser Freizeitspaß. Mir war nicht bewusst, dass man da so unter Druck gesetzt wird.«

Münker lachte. »Nein, so schlimm ist es ja auch nicht. Die Geocacher verstehen sich

grundsätzlich gut untereinander, weil sie alle dem gleichen Hobby nachgehen. Trotzdem löst allein die Tatsache, dass die Funde automatisch gezählt werden, Konkurrenzgefühle aus, wenn ich das mal so sagen darf. Es gibt im Internet unzählige Programme, die alle nur denkbaren Statistiken aus den Daten der Funde erstellen können. So lässt sich der Wochentag mit den meisten Funden ermitteln; oder man kann für sich eine Landkarte erstellen, auf der die eigenen Funde pro Kontinent, Bundesland oder auch Landkreis angezeigt werden. Für Liebhaber von Statistiken gibt es eigentlich nichts, was es nicht gibt.«

Natascha schrieb das Wort »Statistik« neben den gezeichneten Würfel. »Verstehe. Und weil Sie schon so lange dabei sind, stehen Sie in einigen Statistiken wahrscheinlich ganz weit oben. Deswegen besteht die Möglichkeit, dass einige sauer auf Sie sind oder Sie sogar hassen.«

Münker blies beim Ausatmen die Wangen auf. »Ja, wenn man es so sehen will. Aber glauben Sie tatsächlich, dass mir meine langjährige Leidenschaft diese ... äh ... Unannehmlichkeiten beschert hat? Das wäre ja ungeheuerlich!« Er schüttelte entsetzt den Kopf. »Was für ein Mensch macht eigentlich so etwas?«

»Eine Antwort darauf erhoffen wir uns auch, Herr Münker. Fällt Ihnen denn jemand ein, der zu so etwas fähig wäre? Jemand, der einen jungen Menschen brutal verstümmelt, ihn womöglich sogar tötet und dann seine Finger in Ihre Geocachingverstecke legt?« Natascha fixierte ihr Gegenüber. Als sie die grausame Tat erwähnt hatte, war Münker zusammengezuckt.

»Nein. Ich weiß nicht ... Eigentlich kenne ich niemanden, der so etwas tun würde ...« Seine Stimme schwankte, und er schwieg einen kurzen Moment. Doch als er weitersprach, schien er sich wieder gefangen zu haben, obwohl immer noch ein leichtes Zittern in seiner Stimme lag. »Wenn der Täter wirklich unter den Geocachern zu suchen ist, dann möchte ich mich hiermit aufrichtig im Namen aller Cacher entschuldigen. Das hat nichts mit Geocaching zu tun. Das ist die abscheuliche Tat eines kranken Geistes – eines Außenseiters, der ganz sicher nichts mit uns zu tun hat.«

Natascha hob den Stapel auf ihrer rechten Seite an und fischte eine Tageszeitung daraus hervor. Sie hielt sie Münker hin.

»Ich nehme an, dass Sie die Medien verfolgen.«

Münker verzog den Mund und tat die Schlagzeile mit einer Handbewegung ab. »Kadaverfund beim Geocaching«, las er verächtlich vor. »Können Sie sich vorstellen, in welchem Licht wir jetzt stehen? Da erlaubt sich jemand einen makabren Scherz mit den Geocachern, und wir werden alle als brutale Perverse dargestellt. Wegen der Tat eines Einzelnen!«

Natascha überflog kurz den Artikel. Die Verfasserin hielt sich glücklicherweise mit Spekulationen zurück und berichtete wenig reißerisch über das Geocaching. Sie thematisierte auch das angeblich so große Gemeinschaftsgefühl unter den Cachern, das gut besuchte Forum und die Solidarität unter ihnen. Münkers negatives Urteil über die allgemeine Berichterstattung traf in keiner Weise auf diesen Artikel zu, und Natascha fragte sich, ob die Autorin wohl selbst Geocacherin war. Vielleicht kannten die beiden sich sogar.

»Stehen Sie mit anderen Geocachern in einem engeren Kontakt? Besuchen Sie das Forum, oder gehen Sie zu den Treffen?«

Während Natascha diese Fragen stellte, verschränkte Münker die Arme vor der Brust und lehnte sich auf dem Besucherstuhl zurück. Deutlicher hätte er seine Abwehr nicht zeigen können.

»Nein«, antwortete er. »Nicht mehr. Früher, als wir noch eine kleine, übersichtliche Gruppe waren, bin ich mit anderen gelegentlich zu einem besonderen Cache gefahren. Damals war noch nicht das ganze Land mit einfallslos versteckten Dosen übersät, und man musste teilweise weite Strecken fahren, um an einen Cache zu gelangen.« Er klang fast melancholisch; seine Stimme hatte einen weichen Glanz bekommen.

Natascha fragte sich, warum so viele Menschen glaubten, früher sei alles besser gewesen. »Und jetzt hat sich die Szene wirklich so stark verändert?«

Münker nickte zustimmend. »Es ist zu einer Massenveranstaltung verkommen. Viele halten sich nicht an die Regeln; es gibt Ärger mit Förstern und der Polizei, und die Gespräche drehen sich nur noch darum, wer die meisten Caches hat, wer die schwierigsten oder wer die besten.« Seine Stimme wurde lauter, und während er weitersprach, gestikulierte er aufgebracht. »Die Vermassung hat alles kaputt gemacht. Ich mache da nicht mehr mit! Deshalb habe ich mich von den anderen zurückgezogen. Ich mache lieber mein eigenes Ding. Das ist besser so.« Er schnaufte und nahm wieder seine abwehrende Körperhaltung ein.

Natascha legte die Zeitung zurück auf den Stapel und öffnete den Ordner über den Vermisstenfall. Sie holte das Foto von René hervor, betrachtete noch einmal kurz das lächelnde Gesicht des Schülers und legte das Bild vor Münker auf den Schreibtisch. »Kennen Sie diesen Jungen?«

Münker nahm das Foto und betrachtete es eingehend mit zusammengezogenen Brauen. Nach einer Weile legte er es zurück auf den Tisch und schüttelte langsam den Kopf. »Ich kann mich nicht erinnern, ihn jemals gesehen zu haben. Hat er etwas mit diesen Funden zu tun?«

Natascha nahm das Bild wieder an sich. Sie legte es zurück in die Mappe und schloss den Deckel. Irgendwie fühlte sie sich beobachtet, wenn Renés Konterfei sie so anstarre. Es wirkte vorwurfsvoll.

»Möglicherweise«, antwortete sie ausweichend. »Sie sind sich also sicher, dass Sie ihm noch nie begegnet sind? Vielleicht früher einmal auf einem Cachertreffen – oder zufällig im Wald? Irgendwo anders?« Sie beobachtete Münker eingehend.

Doch ihr Gegenüber schüttelte nur den Kopf. Er schien sich seiner Sache sehr sicher zu sein.

Ihr Blick streifte die Uhr, die über der Tür hing. Es war bereits halb zehn. In einer Viertelstunde würden sie und Lorenz von einem weiteren Geocacher erwartet: Herbert Schuster war der Letzte gewesen, der das Behältnis vor dem Daumenfund aufgesucht hatte, und er würde ihnen hoffentlich mehr erzählen können als Münker, der Dosenbesitzer.

»Dann habe ich im Moment keine weiteren Fragen an Sie.« Natascha stand auf und ging um den Schreibtisch herum. Als Münker sich ebenfalls erhob, reichte sie ihm die Hand und geleitete ihn zur Tür.

»Wenn Ihnen noch etwas einfällt, melden Sie sich bitte. Und bleiben Sie für uns erreichbar.«

»Mach ich, Frau Kommissarin.«

Er wirkte deutlich erleichtert, wie Natascha auffiel. Er steckte die Hände in die Hosentaschen und marschierte beschwingt auf die Fahrstühle zu.

Fehlt nur noch, dass er ein fröhliches Liedchen pfeift, dachte Natascha.

Kapitel 24

Natascha sah gedankenverloren zu, wie Lorenz den Blinker setzte und von der Hauptstraße abbog, die quer durch die ehemalige Stadt Hüttental führte. Bis in die Sechzigerjahre hinein war Hüttental Standort vieler Betriebe der stahlverarbeitenden Industrie gewesen. Die Hallen von Walzengießereien und anderen Betrieben standen nun in stummer Eintracht neben den riesigen Anlagen eines Stahlwerkes, das mit krachendem Getöse und bauschigen Dampfschwaden bis heute seine Funktionstüchtigkeit unter Beweis stellte. Doch mit dem Niedergang der Stahlverarbeitung im Siegerland verschwanden die meisten Walzengießereien, und selbst das Stahlwerk – obschon es weiterexistierte – musste viele seiner Mitarbeiter entlassen. Das Gesicht der kleinen Industriestadt wandelte sich dramatisch; und aufgrund des wirtschaftlichen Abstiegs kämpfte man hier schon lange mit Problemen wie hoher Arbeitslosigkeit und Jugendkriminalität. Das endgültige Aus kam dann in den Siebzigerjahren, als Hüttental in die Stadt Siegen eingemeindet wurde.

Doch Natascha dachte während ihrer Fahrt nur kurz an die Geschichte von Hüttental und nahm auch die riesigen Hallen des Stahlwerkes lediglich am Rande wahr. Immer wieder kehrten ihre Gedanken zu dem vermissten René und den Fingern in den Geocachingverstecken zurück. Erneut war sie froh darüber, die Geocachingtour mit Simon abgebrochen zu haben, bevor sie beide richtig mit der Suche begonnen hatten.

»Meinst du, dass der Täter aus dem Umkreis der Geocachingszene kommt?«, fragte sie Lorenz, der ein weiteres Mal abbog und dann an einer roten Ampel stehen blieb.

»Wahrscheinlich. Immerhin kennt sich der Täter – oder die, es können ja auch mehrere sein – mit dem Geocaching gut aus. Wir müssen herausfinden, ob René ebenfalls Geocacher ist. Doch bisher gibt es keine Hinweise darauf.«

»Ich habe mich gefragt, ob René gezielt ausgesucht wurde oder ob er zufällig das Opfer eines Wahnsinnigen ist ...«

Vor ihr inneres Auge schob sich das Foto von René. Sie dachte an das Gespräch mit Nina, an deren Gleichgültigkeit ihm gegenüber und an den Stalkingverdacht. Auch Winterbergs Schilderung des Gesprächs mit dem Trainer klang nicht so, als ob der Junge im Fußballverein klargekommen wäre. Offensichtlich war René einer jener Menschen, die niemand richtig mochte – die als komisch und kauzig verschrien waren. Und wenn sie an ihre Erlebnisse mit seinen Eltern dachte, verwunderte sie das nicht. Wie sollte ein junger Mensch normales soziales Verhalten erlernen, wenn ihm Vorbilder fehlten und wenn ihm niemand bei Schwierigkeiten zur Seite stand?

Die Alkoholkrankheit der Mutter hatte die Prioritäten innerhalb der Familie verschoben und nahm offenbar seit Langem den größten Raum ein: Der Handhabung dieses Problems musste sich alles andere unterordnen – auch der Sohn mit seinen Bedürfnissen. Wenn er wie andere Jugendliche seines Alters gegen die Eltern rebellerte, stieß er wahrscheinlich immer wieder gegen eine Wand aus Missachtung und Vernachlässigung. Natascha konnte in gewisser Weise verstehen, dass er von zu Hause weggelaufen war. Es musste unerträglich sein mit der Mutter, die täglich zu entgleisen drohte, und dem Vater, der seine gesamte Energie für die Aufrechterhaltung einer normalen bürgerlichen Fassade verschwendete.

Natascha nahm das Gespräch wieder auf. »René ist nicht gerade beliebt, und wer weiß, wen er mit seinem komischen Verhalten alles gegen sich aufgebracht hat.«

Die Ampel schaltete auf Grün, und Lorenz gab wieder Gas. »Aber dafür schneidet man niemandem die Finger ab. Die Methoden, mit denen man jemandem einen Denkzettel zu verpassen pflegt, sind in der Regel ein paar Nummern kleiner.«

Lorenz hat recht, dachte Natascha und erklärte: »Also doch das Geocaching. Wir sind übrigens gleich da. Herbert Schuster wohnt hier in einer Nebenstraße.« Sie wies auf die Straßennamen, die heimischen Vögeln zugeordnet waren – typisch für eine Neubausiedlung der Fünfzigerjahre. »Ich bin gespannt, was der uns zu erzählen hat.«

Lorenz fuhr langsam an einer Reihe von Mehrfamilienhäusern entlang. »Ich hasse diese engen Sträßchen. Stichstraßen ohne Wendehammer, aus denen man kaum noch herauskommt. Ich frage mich wirklich, wer so etwas konstruiert hat.«

Entschlossen stellte er den Jeep am Straßenrand ab. »Wir parken hier und gehen zu Fuß in den Zeisigweg.«

Beim Aussteigen rollte ihm ein Ball entgegen, den er geschickt zu drei Jungs im Grundschulalter zurückkickte. Sie hoben ihn auf und rannten lachend in eine schmale, nach unten führende Seitenstraße, obwohl sich direkt gegenüber ein Bolzplatz befand. Aber der war schon von größeren Jungs belegt. Hier gab es offensichtlich eine ganz klare Hackordnung.

Lorenz wies mit dem Daumen die ziemlich abschüssige Gasse hinunter. »Blöder Platz zum Ballspielen – so eine steile Straße.«

»Jetzt weiß ich auch, warum eure Fußballmannschaft so schlecht dasteht«, spöttelte Natascha. »Ihr lernt von klein auf, nur am Hang zu spielen! Die ganze Taktik bricht dann plötzlich zusammen, wenn die einstudierten Laufwege auf einem gewöhnlichen, flachen Fußballfeld nicht mehr funktionieren!« Sie lachte laut auf.

Lorenz warf ihr einen gespielt verächtlichen Blick zu. »Aber dafür sind wir wind- und wettererprob. Ihr Kölner kennt verschneite Sportplätze doch nur von Auswärtsspielen!«

Der Zeisigweg wurde auf beiden Seiten von zweigeschossigen Reihenhäusern geschmückt, die aussahen wie aneinandergepresste Würfel. Auf der linken Seite des Weges waren kleine Vorgärten zu sehen, hangabwärts blickte man auf Terrassen oder Wintergärten von Häusern einer tiefer gelegenen Straße.

»Das hier wäre ein Albtraum für mich«, flüsterte Lorenz und sah sich um. »Wenn wir hier mit einem Streifenwagen aufgetaucht wären, hätte Herbert Schuster für den Rest seines Lebens am Pranger gestanden. Gruselig.«

Sie betraten Schusters Grundstück durch die niedrige Gartenpforte. Der Rasen im quadratischen Vorgarten war akkurat gestutzt, Waschbetonplatten markierten den Weg zur Haustür. Ein Sechsender, der auf eine Baumscheibe montiert war, hing über dem Eingang. Natascha drückte die Klingel.

Ein verlegen wirkender Mann um die sechzig öffnete die Tür und bat sie ins Innere des Hauses. Herbert Schuster war klein und grauhaarig. Er trug eine dunkelbraune Cordhose, die ihm an den Oberschenkeln viel zu weit war. Natascha dachte unwillkürlich an ihren alten Geschichtslehrer, dessen grauer Schnäuzer bei jeder Jahreszahl, die ein Schüler vergaß oder verwechselte, vor Freude bebte. Sie gingen durch den Flur, der ungefähr bis auf Hüfthöhe mit beigefarbenen Kacheln gefliest war. Unbenutzte Kleiderhaken stachen wie drohende Finger in die muffige Luft; auf dem Boden standen drei Paar Männerschuhe gleicher Größe, die trotz ihrer Falten und Knicke irgendwie unbenutzt wirkten.

»Kommen Sie doch rein«, bat Schuster. Er wirkte distanziert höflich, fast ein bisschen demütig.

Im Wohnzimmer wurden sie zu einem Ungetüm von Sofa geführt, das man getrost als Sitzlandschaft betiteln durfte. Überhaupt wirkte das ganze Wohnzimmer wie aus einem Möbelhauskatalog gezaubert: eine Schrankwand aus lackiertem Kiefernholz, ein dazu passendes Bücherregal, in dem sehr viele Bildbände standen, und eine niedrige Kommode mit vielen Schubladen.

An der getäfelten Wand über dem Sofa hingen in einem Halbkreis mehrere lange Messer

– wahrscheinlich Hirschfänger – und verliehen der Atmosphäre etwas Bedrohliches und Unheimliches. Die Klingen waren teilweise von Rost überzogen, die Griffe aus Horn, manche mit Schnitzereien versehen. Sie wirkten alt und ungepflegt, als habe Schuster sie vor Jahren dort angebracht und dann vergessen. Natascha dachte bei den vielen Jägerutensilien unwillkürlich an Herrn Robertson, den Jäger aus ihrer Kindheit.

»Wir haben ein paar Fragen an Sie, Herr Schuster. Können wir uns setzen?«, bat Lorenz höflich.

Anstatt etwas zu erwidern, nickte Schuster verlegen. Er machte einen ziemlich hilflosen Eindruck und blieb unschlüssig im Raum stehen, während Natascha und ihr Kollege Platz nahmen.

Der Rentner rieb seine Hände aneinander und fragte schließlich: »Darf ich Ihnen einen Kaffee oder Wasser anbieten?«

»Ich hätte gern einen Kaffee, bitte.« Lorenz lächelte ihn breit an. »Und für meine Kollegin auch.«

Ein alter Trick. So konnten sie sich ungestört in dem erdrückenden Wohnzimmer umschauen. Die Einrichtung einer Wohnung verriet mehr über ihre Bewohner, als ihnen zumeist bewusst war.

»Gern. Das dauert nur einen Moment.« Schuster drehte sich um und ging in die Küche.

Natascha hörte ihn mit Geschirr klappern und Schranktüren öffnen und schließen. Mit einem Seitenblick auf die Hirschfänger an der Wand sagte sie zu Lorenz: »Auffällige Sammlung, oder? Ich würde mir so was jedenfalls nicht in die Wohnung hängen.«

»Für manche Menschen ist zudem der Schritt vom Töten eines Tieres zum Töten eines Menschen nicht allzu weit«, meinte Lorenz, erhob sich und begutachtete die uralten Messer.

Natascha stand ebenfalls auf und ging zum Bücherregal. Die Fotobände interessierten sie. Sie zog einen großformatigen Bildband heraus und hielt ihn Jörg Lorenz hin.

»Ein Buch über Damwild in Deutschlands Wäldern. Und hier: *Tierparks und Wildgehege im Münsterland*.« Sie bückte sich und betrachtete die Buchrücken. Natur- und Landschaftsaufnahmen schienen ein besonderes Hobby von Schuster zu sein, die Bildbände füllten ein gutes Drittel des gesamten Regals.

»Ich bin Jäger.« Natascha hatte nicht bemerkt, dass Schuster zurückgekommen war. Er hielt in jeder Hand eine weiße Porzellantasse; kleine silberne Löffel lagen auf den blumenverzierten Untertellern. »Mit Milch und Zucker?«

Natascha schüttelte den Kopf. »Schwarz. Mein Kollege ebenfalls.« Obwohl es ihr bei dem Gedanken an schwarzen Maschinenkaffee grauste, lächelte sie den Rentner höflich an. Man wusste nie, wie lange manche Menschen die Milchpackungen schon geöffnet hatten, und selbst Zucker vertrauten sie beide in fremden Wohnungen nicht. Lorenz hatte schon Zigarettenasche, tote Insekten und von Flüssigkeiten zusammengeklumpte Brocken in Zuckerdosen gefunden. Seither nahm er den Kaffee ohne Zusätze, wenn er ihm angeboten wurde. Und dass sie kein Wasser nahmen, stellte ebenfalls eine Vorsichtsmaßnahme dar, denn gekochter Kaffee war aus hygienischen Gesichtspunkten immer noch besser als abgestandenes Wasser.

Lorenz nahm wieder auf dem Sofa Platz. Schuster stellte die beiden Tassen auf den niedrigen Couchtisch und ging erneut in die Küche, um den Kaffee und eine Tasse für sich zu holen. Beides stellte er dann ebenfalls auf den Tisch und setzte sich Lorenz gegenüber in einen abgewetzten Sessel. Natascha ließ sich neben ihrem Kollegen nieder.

»Es geht um diese Dinge in den Caches, richtig?«, fragte Schuster. Seine kleinen, runden Augen huschten von einem Polizisten zum anderen.

Lorenz sah Schuster schweigend an und lächelte höflich, um ihn zum Weiterreden zu ermuntern. Es wirkte.

»Im Forum ist die Rede von einem Finger. Stimmt das? Oder geht da mal wieder mit jemandem die Fantasie durch?«

Natascha blickte kurz zu Lorenz. Als er kaum merklich nickte, antwortete sie: »Ja, es handelt sich um Finger. Einen Daumen und einen Zeigefinger.«

»Gütiger Gott!« Schuster sah sie entsetzt an. »Ich habe es nicht glauben wollen. Dann ist es also wirklich wahr.« Er senkte den Kopf und blickte auf seine Hände, die gefaltet in seinem Schoß lagen.

»Herr Schuster, Sie haben eine stattliche Messersammlung hier an der Wand hängen. Haben Sie noch mehr davon?« Natascha sah ihn auffordernd an.

»Selbstverständlich, ich bin Jäger! Möchten Sie meinen Waffenschein sehen?« Er schaute sie misstrauisch an. »Bei mir geht alles mit rechten Dingen zu. Doch seit diese verirrten Jugendlichen in ihren Schulen um sich schießen, kann man sich als Waffenbesitzer vor Anfeindungen ja kaum noch retten.«

»Und die Messer?«

»Ich bin, wie gesagt, Jäger. Zu meiner Grundausrüstung gehören ein Waidbesteck mit einem Waidblatt und ein Jagdnicker, falls das Tier nicht durch einen Schuss getötet werden kann; außerdem habe ich einen Skinner zum Häuten.« Er schenkte ihnen Kaffee ein. »Natürlich habe ich auch noch mehr, aber auf diese Messer bin ich ziemlich stolz. Es sind ganz besondere Exemplare, die mich ein halbes Vermögen gekostet haben. Aber dafür sind sie auch ausgesprochen gut.«

»Der Daumen in der Dose wurde mit einem Jagdmesser abgetrennt, Herr Schuster.« Lorenz sagte es wie beiläufig, doch es verfehlte seine Wirkung nicht.

Schuster starzte ihn an. Er brauchte einen Moment, um die Bedeutung des Gesagten zu verstehen. »Sie meinen damit doch nicht etwa, dass ich etwas mit dieser Sache zu tun habe? Niemals!« Er sprang auf und stieß dabei gegen seine Kaffeetasse, die laut polternd zu Boden fiel. Die braune Brühe floss über den Tisch und rann auf den beigefarbenen Teppich. Schuster wurde hektisch und zog ein altes Stofftaschentuch aus der Hose, um den Kaffee aufzuwischen.

Natascha ekelte sich vor dem Anblick des gebrauchten Taschentuchs, dennoch half sie dem Rentner und stellte die Tasse wieder auf.

»Ach herrje, ach herrje«, murmelte Schuster und tupfte auf dem Teppich umher.

Natascha nutzte seine Verwirrung, um in die Küche zu gehen und sich dort rasch umzusehen. Sie zog ein paar Schubladen der altmodischen Einbauküche auf, doch auf die Schnelle konnte sie keine weiteren Messer finden. Also nahm sie ein Spültuch vom Haken neben dem Ausguss und ging zurück ins Wohnzimmer. »Hier, tupfen Sie den Teppich doch damit ab.«

Schuster ergriff das Geschirrtuch und rieb damit über den Teppich. Dann setzte er sich wieder in den Sessel und sah die beiden Kommissare wütend an. »So eine Sauerei! Auch Ihre Verdächtigung, meine ich. Wie kommen Sie denn auf die Idee, ich könnte mit meinen Messern jemandem Finger abschneiden? Das ist absurd!«

»Für uns nicht, Herr Schuster«, entgegnete Lorenz. »Wir suchen einen schwerverletzten Jugendlichen, und da gehen wir allen Möglichkeiten nach. Und Sie müssen doch wohl selbst zugeben: Ein Geocacher mit Jagdmessern passt ziemlich gut ins Bild.«

Schuster schnappte nach Luft und sah dabei aus wie ein Fisch auf dem Trockenen. »Soll ich Ihnen meine Messer zeigen? Bitte! Sie können die auch alle mitnehmen und im Labor untersuchen lassen. Da werden Sie ganz bestimmt nichts finden! Jedenfalls kein Blut von Menschen. Spuren von Tierblut schon. Aber dafür sind die Messer schließlich da. Oder ist das jetzt verboten?«

»Wir werden die Messer untersuchen lassen.« Natascha nahm einen Schluck Kaffee. Er schmeckte schrecklich, aber sie versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. »Sie waren der letzte

Finder in Burbach, bevor der Daumen in der Dose entdeckt wurde. Ist Ihnen dort etwas Ungewöhnliches aufgefallen?«

»Etwas Ungewöhnliches?«, wiederholte Schuster. »Nein. Es war wie immer. Eine Frischhaltdose, versteckt an einer Baumwurzel. Kein besonders raffiniertes Versteck, sondern ein ganz gewöhnliches. Doch die ganze Reihe ist so. Normal, aber trotzdem ganz nett.« Er zuckte hilflos mit den Schultern.

Natascha sah ihn irritiert an. »Sie sagten ›die ganze Reihe‹. Was heißt das?«

»Na, die beiden Caches mit den ...« – er geriet ins Stocken, sprach dann aber weiter – »... die Caches mit den Fingern gehören doch zu einer Reihe.«

»Was für eine Reihe?« Lorenz wäre wohl verblüfft aufgesprungen, wenn das Sofa nicht so weich gewesen wäre und er nicht so tief in der Sitzmulde gesessen hätte.

»Gibt es etwa noch mehr Caches mit Fingern drin?«, rief Natascha aus. Sie und Lorenz sahen einander an. Sie merkte, wie ihr Gesicht heiß wurde. Lorenz riss die Augen auf.

Schuster nickte. »Es sind insgesamt vier Caches. Die Reihe dreht sich um Werkzeuge, die man im historischen Hauberg benutzt hat.«

»Hauberg?«, wiederholte Natascha. »Was ist denn das?«

Lorenz seufzte. »Der Hauberg gehört zur Siegerländer Geschichte wie die Erzgruben und Hütten. Weil früher für die Verhüttung des Eisenerzes sehr viel Holz benötigt wurde, hat man ein besonderes System für die Nutzung von Niederwaldflächen entwickelt. Sie wurden mithilfe dieses Systems so bewirtschaftet, dass es sowohl genug Holzkohle für die Hütten als auch landwirtschaftlich nutzbare Flächen gab. Ein Hauberg ist nun ein auf diese Weise bewirtschafteter Niederwald. Auch heute haben noch viele Leute Haubergsanteile, aber mittlerweile wird das nur noch genutzt, um sich Brennholz zu beschaffen. Niemand baut zum Beispiel noch Getreide im Hauberg an.«

Natascha verzog das Gesicht. »Und was hat das mit Geocaching zu tun?«

Schuster grinste die beiden Kommissare an. »Alle Caches haben einen Namen. Und die Caches der Haubergsreihe heißen nach den Werkzeugen, die man damals verwendet hat. *Knipp* zum Beispiel. Oder *Schöwwel*.«

Lorenz starzte den Rentner mit offenem Mund an. »O Gott, wie konnten wir nur so blind sein?« Er schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. »Wir haben nicht auf die Namen geachtet! Die Caches mit den Amputaten heißen *Gräfer* und *Knipp*.« Er sah Natascha an. »*Knipp* nennt man hier verschiedene Messer.« Doch sogleich wandte er sich wieder an Schuster. »Aber was ist ein *Gräfer*?«

»Eine Sichel für die Körnernte.«

Lorenz schüttelte den Kopf. »Was für ein Mist! Warum haben diese Caches so seltsame Namen? Wie soll da jemand draufkommen, dass es sich um eine Reihe handelt? Dafür muss man diese speziellen Begriffe aus der Region und den alten Dialekt kennen, den kaum noch einer spricht! Von einem *Gräfer* habe ich noch nie etwas gehört, und ich bin hier geboren.«

»Das kann ich mir gut vorstellen«, meinte Schuster. »Cacher beschäftigen sich eben gern mit Rätseln. Und die Leute von hier finden diese Idee ganz nett; das kann man in den Kommentaren zu den Caches lesen. Für Leute von außerhalb ist es natürlich schwieriger, all diese Zusammenhänge zu verstehen. Aber solche kleinen Rätsel machen auch den Reiz beim Geocaching aus.«

»Und was ist mit den anderen Caches dieser Reihe? Wo liegen die?«, fragte Natascha. Sie war sichtlich erstaunt über die Mentalität der Cacher: Offenbar liebten sie es, hochmoderne Technik mit alten Kenntnissen und Spracheigentümlichkeiten aus der Region zu verbinden.

»Die Verstecke haben alle einen Bezug zu Siegen. Einer liegt im Norden, einer im Westen. Und in denen, die im Süden und Osten waren, lagen die *Finger* drin.« Er verzog

angewidert das Gesicht.

Lorenz stöhnte und schüttelte müde den Kopf. »Hauberg – was für eine blöde Idee. Und wir zermartern uns das Gehirn nach Zusammenhängen zwischen den beiden Verstecken.«

Natascha sprang auf. »Wir müssen Winterberg anrufen! Herr Schuster, wo genau sind die anderen beiden Caches? Geben Sie uns die Koordinaten!« Ihre Stimme überschlug sich fast. »Schnell!«

Schuster starre sie nur an – unfähig, sich zu regen. Lorenz griff zum Handy, wählte Winterbergs Nummer und hievte sich aus dem Sofa. Während er telefonierte, lief er vor dem Couchtisch unruhig auf und ab; die freie Hand bewegte er nervös und ballte sie immer wieder zur Faust. Dabei murmelte er so leise ins Telefon, dass Natascha nicht verstehen konnte, was er sagte. Aber an seiner Mimik erkannte sie, dass Winterberg noch nicht auf anderem Wege von den beiden weiteren Caches erfahren hatte.

Natascha hätte Schuster am liebsten aus seinem alten Sessel gezogen. Doch endlich erwachte er aus seiner Erstarrung. Wie ein aufgescheuchtes Eichhörnchen lief er in ein Zimmer am Ende des Flures und kam mit einem großen Ordner wieder.

»Hier habe ich die Computerausdrucke. Sie können die gern mitnehmen. Ich will jetzt sowieso erst mal nicht cachen gehen; ich will nicht noch weiter verdächtigt werden. Das reicht mir jetzt!«

Er holte zwei Blätter aus dem Ordner und zeigte sie Natascha, die sie überflog und dann an Lorenz weiterreichte. Ihr Kollege gab die Koordinaten an Winterberg weiter.

»Danke«, sagte Lorenz zum Rentner. »Und jetzt brauchen wir noch Ihre Messer. Wo haben Sie die?«

»Im Keller. Soll ich die grad holen?« Schuster schien plötzlich von neuer Energie getrieben. Er zeigte auf eine Tür im Flur, hinter der sich vermutlich die Kellertreppe befand.

Doch Lorenz marschierte selbst dorthin, öffnete die Tür und suchte den Lichtschalter. Als er ihn eingeschaltet hatte, befahl er Schuster: »Sie gehen vor! Und wir folgen Ihnen.«

Schuster stieg die Treppe hinab, und Lorenz marschierte hinter ihm her. Natascha folgte ihrem Kollegen. Angesichts der engen Kellertreppe beschlich sie eine unbestimmte Angst. Wer konnte schon wissen, was sie dort unten erwartete?

Unten gelangten sie zunächst in einen Gang. Lorenz leuchtete ihn mit seiner Taschenlampe aus, da die kleine Deckenlampe nur ein dämmriges Licht spendete. Der Keller schien in seinem Grundriss dem Erdgeschoss zu ähneln; und Schuster öffnete die Tür zu einem Raum, der in etwa unter dem Wohnzimmer liegen musste. Lorenz leuchtete in den Raum und hob die Augenbrauen an, während Schuster hineinging.

Lorenz drehte sich zu Natascha um. »Das musst du dir anschauen!«

Der Raum, den sie betraten, erinnerte an die Kulisse eines Gruselfilms aus den Siebzigerjahren. An der Wand gegenüber der Tür stand ein wuchtiger Wohnzimmerschrank: Stil Gelsenkirchener Barock. Die Wände waren ungefähr bis auf Brusthöhe holzvertäfelt, an der Decke hingen mehrere Lampen mit rechteckigen grünen Glasschirmen. Sie sahen aus, als entstammten sie einem Spielcasino, und spendeten nur eine schummrig grünliche Beleuchtung. Doch Lorenz' Taschenlampe warf helle Lichtkreise an die Wände, sodass gut zu sehen war, was sich dort befand: riesige Greifzähne, bloßgelegte Lefzen und scharfe Krallen. Auch mehrere Krähen sowie ein Hahn mit aufrechtem Kamm und buntem Gefieder waren zu erkennen.

Auf kleineren Tischen unter den Kasinolampen gab es weitere ausgestopfte Tiere: auf dem einen Mäuse, auf einem anderen ein Marder. Ein Fuchs und ein Dachs standen in stiller Eintracht nebeneinander und nahmen die Raummitte in Anspruch.

Lorenz leuchtete jedes einzelne Tier an. Schließlich ging er näher an einen Greifvogel heran und betrachtete ihn aus der Nähe. »Präparieren Sie die Tiere selbst?«

Schuster betrachtete voller Freude seine Sammlung. »Die Tiere sind alle selbst erlegt. Meinen ersten Fuchs, einen Winterfuchs, habe ich mir präparieren lassen, ebenso meinen ersten Marder. Doch der Dachs hier ist mein ganzer Stolz.« Er ging zu der Dermoplastik und berührte zaghaft das Fell. Plötzlich schien er sich wieder an Lorenz' Frage zu erinnern. »Leider kann ich sie nicht selbst präparieren. Die Taxidermie erfordert ein besonderes Geschick, das mir leider nicht gegeben ist. Ich habe aber einen Bekannten, der mir gegen einen Freundschaftspreis verschiedene Schätze herstellt.« Er grinste, als habe er sie gerade an einem pikanten Geheimnis teilhaben lassen. »Der Raum ist allerdings langsam ein bisschen zu klein für all die guten Stücke. Ich überlege, noch einen zweiten Kellerraum dafür zu opfern. Aber ich bin mir da noch nicht ganz sicher.«

Natascha spürte, wie sie auf den Armen und dem Oberkörper eine Gänsehaut bekam. Und das lag nicht allein an der Kälte hier unten. Der Geruch war einfach ekelregend. Es stank nach muffigem Keller, vergammelten Lebensmitteln und feuchtem Tierfell. Über allem lag noch ein anderer Geruch: etwas bräunlich Gelbes, das an die Struktur von regennassem Fichtenholz erinnerte. Vielleicht waren das die Ausdünstungen eines der Präparationsmittel, vermutete Natascha.

»Und wofür benutzen Sie diesen Raum?«, erkundigte sich Lorenz. »Nur, um Ihre Präparate auszustellen? Warum machen Sie das nicht oben in Ihrer Wohnung?«

Schuster sah verlegen nach unten und nahm die Hände hinter den Rücken. »Die Frauen mögen das nicht sonderlich«, erwiederte er leise.

»Welche Frauen?«, wollte Natascha wissen. Die ganze Szenerie war ihr unheimlich. Sie wusste, dass die Tiere tot waren, aber sie wirkten dennoch sehr lebendig – als ob sie nur in der Bewegung erstarrt wären.

Schuster rang um Worte. Mehrmals öffnete er den Mund, brachte jedoch keinen einzigen Laut hervor.

»Sie treffen sich mit Frauen, und die mögen Ihre Präparate nicht. Ist es so?«, fragte Lorenz.

Schuster sah ihn dankbar an. »Ja. Ich kenne sie von Anzeigen oder aus dem Internet.« Plötzlich schien ihm etwas einzufallen. »Aber das ist alles ganz normal und harmlos!« Seine Stimme wurde lauter. »Wirklich! Ich mache nichts Perverses oder so. Wir treffen uns nur und trinken Kaffee oder gehen spazieren. Mehr nicht.«

»Und begleiten sie Sie auch beim Geocaching?«, hakte Lorenz nach und leuchtete noch einmal den Dachs an. Seine Augen stierten trüb ins Leere.

Natascha unterdrückte den Drang zur Flucht.

»Die meisten interessieren sich nicht fürs Cachen, genauso wenig wie für meine Präparate oder die Jagd«, antwortete Schuster mit einem Ton des Bedauerns. »Soll ich Ihnen jetzt meine Messer geben? Sie sind hier in der Schublade.«

Er ging zum großen Wohnzimmerschrank und machte sich an einer Schublade zu schaffen. Lorenz stellte sich mit der Taschenlampe schräg neben ihn, um genau zu sehen, was er tat. Natascha beobachtete das Geschehen und stellte sich darauf ein, ihrem Kollegen zur Seite zu springen, falls der Rentner wider Erwarten etwas Dummes anstellen sollte.

Doch Schuster öffnete nur die Schublade, in der die Messer samt Scheiden fein säuberlich nebeneinanderlagen, und trat zur Seite. »Bitte, nehmen Sie sich, was Sie brauchen. In den beiden Schubladen daneben sind noch mehr.«

Lorenz zog sich Gummihandschuhe über, nahm die Messer und packte sie in eine Tüte, die Natascha ihm hinhieß; sie nahm immer ein paar Beutel in ihrem Rucksack mit. Das Gleiche geschah mit den Messern, die in den anderen Schubladen lagen.

»Vielen Dank«, sagte Lorenz. »Wir melden uns, wenn wir mit den Untersuchungen fertig

sind. Das wird allerdings ein paar Tage dauern.«

Sie gingen nach oben, und Natascha fühlte sich von der Helligkeit in der Wohnung regelrecht geblendet. Der Keller war gruselig und düster gewesen; und sie konnte nur zu gut verstehen, dass Schusters Frauen kein Interesse an den Tierpräparaten zeigten. Damit konnte man höchstens andere Jäger beeindrucken.

Natascha reichte Schuster ihre Karte. »Wenn Ihnen doch noch irgendetwas zu den Cacheverstecken einfallen sollte, melden Sie sich.«

Anschließend verabschiedeten sie sich.

Draußen war es angenehm warm, und Natascha genoss die Sonnenstrahlen, die ihre Haut wärmten. Ihrem Kollegen schien es ähnlich zu ergehen, denn er hob den Kopf und drehte das Gesicht zur Sonne hin.

Lorenz wendete in einer Garageneinfahrt und fluchte erneut über die Enge der Straße. Die Tüte mit den Messern lag auf der Rückbank des Jeeps.

»Was hat Winterberg am Telefon gesagt?«, fragte Natascha, während sie das Fenster nach unten kurbelte.

»Er hat erklärt, er würde sofort Streifen zu den fraglichen Cacheverstecken schicken. Und er wollte die Kollegen darauf vorbereiten, dass sie möglicherweise etwas finden werden.«

»Vielleicht haben wir ja Glück – und wir finden keine weiteren Finger. Immerhin sind viele der Cachedosen inzwischen von den Besitzern aus den Verstecken geholt worden.«

»Ja, das wäre schön.«

Nach einer Weile bog Lorenz auf die Hauptstraße und fuhr mit leicht überhöhter Geschwindigkeit in Richtung Innenstadt. »Jetzt besuchen wir die anderen Finder, diese Reitmanns.« Er grinste verlegen. »Wer weiß, was die für Leichen im Keller haben.«

Aber Natascha war nicht nach Scherzen zumute.

Kapitel 25

Hannes Winterberg blickte in gelangweilte Gesichter. Desinteressiert lümmelten sich die Schüler auf ihren Stühlen. Manche sahen auf die Bücher und Blöcke vor ihnen, als ob sie das, was ihnen der Lehrer gerade erzählt hatte, überhaupt nicht beträfe. Andere beschäftigten sich mit irgendetwas unter den Tischen. Und drei hellblonde Mädchen rechts von Winterberg blickten ihn gar an, als würde er sie von ihrem Schicksal als Schülerinnen befreien und sie augenblicklich zu einer Castingshow einladen.

»Herr Hauptkommissar Winterberg wird Ihnen nun ein paar Fragen stellen. Es geht, wie bereits gesagt, um René Staudt.« Oberstudienrat Habermann, ein schmaler Endfünfziger im dunkelgrauen Anzug und mit schütterem Haar, räusperte sich kurz und wies dann mit der Hand auf Winterberg. Die Störung des Unterrichts passte ihm offensichtlich überhaupt nicht, denn schon im Vorfeld hatte er den Kriminalhauptkommissar mit zusammengekniffenen Lippen begrüßt und dessen Hand nur so kurz geschüttelt, wie es die Höflichkeit gerade gebot.

»Guten Morgen«, begrüßte Winterberg die Klasse, und augenblicklich schienen alle völlig konzentriert und blickten nach vorn. Offenbar erkannten sie nun die Chance, wenigstens für kurze Zeit etwas anderes zu erleben als den üblichen Mathematikunterricht. »Wie Herr Habermann schon erwähnte, geht es um Ihren Mitschüler René Staudt. Er wird vermisst. Wir wissen, dass er schon am Freitag nicht in der Schule war. Vielleicht ist er nur abgehauen, vielleicht ist ihm aber auch etwas passiert ...«

Er hielt kurz inne, und das verfehlte seine Wirkung nicht. Plötzlich entstand Unruhe im Raum. Eine der drei Blondinen hielt sich die Hand vor den Mund, die anderen beiden sahen einander mit großen Augen an. Ein Junge mit Zopf hob die Augenbrauen und nickte wissend.

Winterberg sprach ihn sogleich an. »Können Sie mir mehr darüber erzählen? Sind Sie mit René befreundet?«

Der Schüler bewegte den Kopf hin und her, als ob er die Antwort erst abwägen müsste. »Das kommt drauf an, wie Sie Freundschaft definieren. Im Sinne von ›Wir kommen gut miteinander aus und haben keine Konflikte‹ schon. Wenn Sie jedoch mit Freundschaft gegenseitige Besuche und gemeinsames Abhängen am Wochenende meinen – dann nein.«

Das Mädchen neben dem Schüler grinste, und der Zopfträger richtete sich noch weiter auf. Offensichtlich gefiel er sich in der Rolle des Besserwissers. Das konnte ja heiter werden, dachte Winterberg.

»Danke für die Antwort«, sagte er und blickte in die Gesichter vor sich. »Wer von Ihnen *hängt* denn an den Wochenenden mit René *ab*?« Niemand meldete sich.

Das Mädchen neben dem Besserwisser sah den Hauptkommissar fragend an. »Haben Sie denn eine Vermutung, wo René jetzt ist?«

»Leider haben wir keine Ahnung, wo er sich im Moment befindet. Deshalb sind wir auch ganz dringend auf Ihre Hilfe angewiesen, um René zu finden. Wo könnte er sein? Vielleicht weiß jemand von Ihnen, was er am Freitag oder Samstag vorhatte. Mit wem ist er befreundet?«

Doch auch diesmal bekam er keine befriedigende Antwort. Die meisten Jugendlichen zuckten mit den Schultern, andere sahen einfach woandershin. Winterberg war erstaunt über das Desinteresse an ihrem Mitschüler.

»Wissen Sie, das finde ich jetzt sehr komisch«, fuhr er fort. »Da ist ein Mitschüler von Ihnen, den Sie jeden Tag sehen, mit dem Sie täglich mehrere Stunden im gleichen Raum sitzen. Und dann wollen Sie behaupten, dass Sie nichts über ihn wüssten?« Er blickte von einem zum anderen. »Das nehme ich Ihnen nicht ab.«

Ein Schwarzhaariger mit nach hinten gegelten Haaren meldete sich. »Er spielt Fußball.

Fragen Sie doch da mal nach. FV Setzetal, Kreisliga B.« Bei den letzten Worten zeigte er ein spöttisches Grinsen. Vermutlich spielte er in einer höheren Klasse und wollte dies allen anderen zeigen.

»Das haben wir bereits getan«, entgegnete Winterberg. »Was fällt Ihnen sonst noch ein? Ging er auf Partys oder in Discos? LAN-Partys?«

Wieder reagierten die Schüler nur verhalten und schienen sich schon wieder zu langweilen. Die Befragung durch den Kommissar war wohl doch nicht so spannend, wie sie sich das erhofft hatten.

Winterberg wandte sich mit leiser Stimme an den Lehrer. »Können Sie mir mehr zu René sagen? Wie war er in der Schule? Hatte er Probleme?« Er warf einen Blick auf die Klasse. »Wo können wir reden? Im Lehrerzimmer?«

Der Oberstudienrat hob einen Mundwinkel und sah zu seinen Schülern. »Okay, wir können ins Lehrerzimmer gehen.« Er holte ein Mathematikbuch aus seiner schwarzen Aktentasche, öffnete es und blätterte kurz darin. Dann sagte er laut zu seinen Schülern. »Bearbeiten Sie die Aufgaben auf Seite dreiundsiebzig. Ich werde in wenigen Minuten wieder hier sein; es lohnt sich also nicht, die kurze Unterbrechung für private Dinge zu nutzen.«

Er ließ das Buch geöffnet auf dem Pult liegen und ging mit Winterberg hinaus.

Das Lehrerzimmer war recht geräumig. In der Mitte hatte man mehrere Tische zusammengestellt, an denen etwa fünfzehn bis zwanzig Stühle standen. Auf vielen Plätzen lagen Ordner und Papierstapel, an anderen standen Kaffeetassen. Zwei junge Lehrerinnen standen vor einem großen Regal und unterhielten sich. Sie schauten auf, als der Oberstudienrat mit dem Polizisten den Raum betrat, wandten sich aber sogleich wieder ab und sprachen leise weiter.

Hier also lief ein Großteil des Schulbetriebes ab, dachte Winterberg. Informell, bequem unter vier Augen und auf dem kurzen Dienstweg. Ob auch hier über Niklas Winterberg und seine Sünden gerichtet wurde? Und über die anderen Schüler, die man ebenfalls zu diesem Drogentest bestellt hatte?

»Setzen Sie sich.« Habermann wies ihm einen Platz zu und setzte sich ihm schräg gegenüber. »Leider weiß ich auch nicht, was René in seiner Freizeit macht.« Seine Hände lagen flach auf dem Tisch, was ihn noch steifer wirken ließ.

»Wie ist er denn in der Schule?«, fragte Winterberg. »Hat er Schwierigkeiten mit Lehrern oder Schülern? Ist seine Versetzung gefährdet?«

Habermann sah ihn mit großen Augen an. »Nein! Natürlich nicht. Ich meine, René gehört nicht zu den schlechten Schülern. Allerdings auch nicht zu den guten. Er zeigt durchschnittliche Leistungen – in allen Fächern. Jedenfalls haben mir die anderen Lehrer das erzählt.«

»René wurde von seinen Eltern am Sonntag vermisst gemeldet. Aber er war schon am Freitag nicht in der Schule. Von Ihrer Schulleiterin haben wir erfahren, dass sein Vater ihn rückwirkend seit Freitag krankgemeldet hat. Dabei ist René nicht krank, sondern verschwunden. Ich weiß nicht, wie es Ihnen damit geht, mir erscheint das jedenfalls höchst merkwürdig.«

Winterberg hatte die letzten Worte wie beiläufig geäußert, und Habermann schluckte den Köder.

»Ja, das ist wirklich seltsam«, stimmte er dem Polizisten zu. »Ich ... also wir, ich meine die anderen Lehrer ... wir wussten ja gar nichts. Wir haben auch erst heute Vormittag davon erfahren. Natürlich dachten wir, René sei krank. Aber jetzt sieht das natürlich ganz anders aus.« Er hatte seine Stimme erhoben, und die beiden Kolleginnen am Regal sahen verstohlen zu ihm. Sie hatten ihr Gespräch unterbrochen und taten nun beide so, als müssten sie Unterlagen sortieren.

»Wissen Sie ...« Der Lehrer beugte sich verschwörerisch nach vorn und senkte nun die Stimme. »Wirklich verwundert bin ich darüber nicht. Die Eltern des Jungen sind bisher nur

wenig in Erscheinung getreten. Früher, in der Unterstufe, sind sie wohl bisweilen zu Elternabenden gekommen, wie ich gehört habe. Aber das hat dann aufgehört, und ich habe sie noch nicht ein einziges Mal persönlich zu Gesicht bekommen. Ich glaube, René hat es nicht immer leicht mit ihnen.«

»Wie meinen Sie das?«, wollte Winterberg wissen.

Der Lehrer ballte die rechte Hand zur Faust. Es war eine unbewusste Geste. »Ich kann es nicht genau benennen. Vielleicht ist es das Geld. Wenn wir Geld eingesammelt haben für Material oder eine Studienfahrt, dann war René eigentlich immer der Letzte, der bezahlt hat. Manchmal musste ich das Geld sogar anmahnen.« Er öffnete die Hand wieder. »Aber es ist nichts Konkretes, das ich sagen könnte. Nein ...« Jetzt sprach er wie zu sich selbst. »Es ist wirklich nur ein Gefühl.« Unvermittelt stand Habermann auf. »Ich muss jetzt aber wirklich wieder zu meiner Klasse zurück. Wenn Sie mich also entschuldigen ...«

Kaum war Winterberg aus dem Schulgebäude getreten, klingelte sein Handy. Es war Lorenz, und was er ihm mitzuteilen hatte, konnte schlimmer nicht sein. Die Geocaches mit den Fingern waren Teil einer Serie: Es gab noch zwei weitere Verstecke, in denen sich möglicherweise noch mehr Finger befanden. Oder vielleicht sogar etwas anderes.

»Oh, Scheiße«, entfuhr es ihm.

Auch Lorenz hatte es erst einmal die Sprache verschlagen.

Die Gedanken in Winterbergs Kopf rasten. Er musste dringend Streifenwagen zu diesen Verstecken schicken. Außerdem würde er nachher noch einmal bei Renés Eltern sein. Was sollte er ihnen bloß sagen, wenn noch mehr Finger auftauchten? Dass René gar nicht weggelaufen war, sondern dass er sich in den Fängen eines Irren befand, der ihn folterte und verstümmelte?

»Ich schicke zwei Streifen zu den Verstecken und werde die Kollegen darauf vorbereiten, was sie eventuell dort finden werden«, flüsterte er schließlich ins Telefon. »Kannst du mir sagen, wo die hinmüssen?«

Lorenz gab ihm die Koordinaten durch, und Winterberg notierte sie mit Kugelschreiber auf einem Zettel.

»Okay, Lorenz. Ab jetzt heißt es: beten. Beten, dass die Suche nach den Cacheverstecken ohne Ergebnis bleibt.«

Er unterbrach das Telefonat – jetzt musste er dringend die Streifen zu den Verstecken beordern.

Kurze Zeit später saß er wieder in seinem Wagen. Ein Anfall von Übelkeit hatte ihn kurzzeitig außer Gefecht gesetzt. Kam das von der Hitze oder dem Stress? Winterberg wischte sich mit einem Zipfel seines Hemdes den kalten Schweiß von der Stirn und schloss die Augen. Im Radio sang eine Sängerin mit Piepsstimme über einen Taxifahrer. In manchen Momenten wünschte sich Winterberg, selbst ein Taxifahrer zu sein. Die konnten unliebsame Fahrgäste nach relativ kurzer Zeit absetzen. Er hingegen hatte die undankbare Aufgabe, sich um unliebsame Fälle zu kümmern, bis sie abgeschlossen waren – und das konnte lange dauern. Außerdem würde er als Taxifahrer die Jagd nach dem Fingerschneider bequem im Radio verfolgen können, ohne hinterher für alle möglichen Folgen verantwortlich gemacht zu werden.

Im Hintergrund schrillten die Sirenen zweier Polizeiwagen und verebbten dann im Rauschen des Straßenverkehrs.

Kapitel 26

Nach einer Fahrt über Schleichwege, die dieser Bezeichnung alle Ehre machten, erreichten Natascha und Lorenz den Fischbacherberg. Nachdem sie die Bungalows mit den großzügig angelegten Grundstücken hinter sich gelassen hatten, fuhren sie nun an mehrstöckigen und ineinander verschachtelten Flachdachbauten vorbei: ein sozialer Brennpunkt wie aus dem Lehrbuch für Soziologen. Großformatige, bunt bemalte Schilder wiesen auf pädagogische Einrichtungen für Kinder und Jugendliche hin, und deren Zielgruppe saß gelangweilt daneben auf den Waschbetonkästen für die Mülltonnen und rauchte. Die parkenden Autos wirkten vor dem grauen Beton der Häuser wie aggressive Farbkleckse und enthüllten so das trostlose Dasein derer, die hier leben mussten.

Natascha dachte an einen lange zurückliegenden Wochenendtrip mit Tine nach Berlin. Damals waren sie auf eines der höchsten Häuser in der Trabantenstadt Gropiusstadt gestiegen, um einen weiten Blick auf die Hauptstadt zu werfen. Doch sie waren enttäuscht worden. Berlin hatte von oben ziemlich langweilig ausgesehen. Vom oberen Stockwerk eines der Häuser hier auf dem Fischbacherberg wäre der Ausblick auf jeden Fall atemberaubend. Und aufschlussreich.

Ihr Ziel war jedoch nicht die Anhäufung von Beton auf der Bergkuppe, sondern eine Seitenstraße, die einige Hundert Meter davon entfernt war. Hier gab es drei- und viergeschossige Häuser, die nicht so deprimierend wie die Wohnklötze zuvor wirkten. Lorenz parkte den Jeep auf einem der ausgewiesenen Parkplätze, und dann marschierten sie zu dem Gebäude, in dem die Reitmanns wohnten.

Mit einem Ruck schob Natascha die Eingangstür auf, und kleine Lacksplitter landeten auf einem ihrer Chucks. Sie schüttelte den Fuß, betrat das Treppenhaus und machte sich mit ihrem Kollegen auf den Weg nach oben. Verwundert blickte sie sich um: Die Treppen waren gewischt, vor jeder Tür lag eine Fußmatte, und an den Wänden hingen, je nach Etage, aufgeklebte Puzzles mit Sonnenuntergangsmotiven oder gestickte Blumenbilder in Holzrahmen. Der Altersdurchschnitt in diesem Haus schien deutlich im Rentenalter zu liegen. Die altmodische Heimeligkeit des Treppenhauses, überdeckt vom grellgelb beißenden Geruch nach Desinfektionsmitteln, passte nicht zu Nataschas Vorstellung von Geocachern.

»Wenn die Leute aus diesem Haus etwas im Wald verstecken, sind es entweder alte Armeehelme oder Liebesbriefe von der Front«, witzelte Lorenz. Seine Stimme war leise, als habe die Umgebung sie gedämpft.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand aus diesem Haus mit einem satellitengesteuerten Navigationsgerät im Wald herumläuft«, erwiderte Natascha; sie sprach ebenfalls im Flüsterton. »Die sind doch bestimmt schon mit der Fernbedienung für den Fernseher überfordert.«

»Hier ist es«, sagte Lorenz, als sie den dritten Stock erreicht hatten. Er wies auf ein getöpfertes Namensschild, das neben dem Türrahmen oberhalb des Klingelknopfes hing. Kaum hatte er geschellt, wurde die Tür schon aufgerissen.

»Ja?«

Falls es sich bei dem Mann um Jochen Reitmann handelte, so war er unerwartet jung – oder zumindest jünger, als es die Dekoration des Treppenhauses vermuten ließ. Natascha schätzte ihn auf Anfang vierzig, und trotz seines unmodernen schlammfarbenen Trainingsanzugs passte er nicht zu der Altenheimatmosphäre.

»Kriminaloberkommissar Lorenz, meine Kollegin Kommissarin Krüger. Dürfen wir reinkommen?«

Der Mann nickte und hielt ihnen eine Hand hin. Lorenz erwiderte den Händedruck.

»Jochen Reitmann. Kommen Sie doch herein. Ich weiß schon, worum es geht; einer Ihrer Kollegen hat uns Bescheid gesagt.«

Er strahlte eine Unruhe aus, die durch seinen schlaksigen Gang noch verstärkt wurde. Sie folgten ihm durch einen Flur, der schmal und dunkel war. Großformatige Katzenbilder in Pastellfarben hingen an den Wänden und ließen die Diele noch enger wirken.

Reitmann führte sie ins Wohnzimmer. Am Esstisch in der Zimmermitte saß seine Frau über ein riesiges Puzzle gebeugt und betrachtete es konzentriert. Es handelte sich um Edvard Munchs *Schrei* in fünftausend Teilen, wie der aufrecht stehende Deckel verriet. Sie schaute auf, als die Besucher den Raum betreten hatten.

»Monja, das sind die beiden Kommissare aus Weidenau«, stellte Reitmann sie vor. »Sie sind wegen der Cachegeschichte hier.«

Monja Reitmann stand auf und gab ihnen die Hand. Ihr Händedruck war schlaff – genau wie die Frau selbst. Sie sah ungesund blass aus und hatte einen teigigen Teint mit großen Poren. Das dunkle Haar, das an einigen Stellen ziemlich ausgedünnt wirkte, war ungepflegt, und einzelne Strähnen hingen ihr ins Gesicht.

»Schlimme Sache, das mit den Fingern«, sagte sie. »Besuchen Sie uns, weil wir Zeugen sind, oder sind wir irgendwie verdächtig?« Ihre Stimme war rau, als hätte sie jahrzehntelang geraucht.

»Setzen Sie sich doch«, forderte Reitmann seine Gäste auf und wies auf zwei einfache Holzstühle am Esstisch. Sie sahen aus wie Kneipenstühle, auch der Tisch passte dazu.

Natascha und Lorenz setzten sich, und Reitmann stellte Gläser und eine Wasserflasche neben das Puzzle. Er wollte ihnen etwas von dem Wasser einschenken, aber Natascha lehnte mit einem Seitenblick auf Lorenz dankend ab.

»Sie waren die letzten Finder an dem Cache, bevor der Finger entdeckt worden ist. Wann waren Sie dort?«, fragte Lorenz.

»Am Donnerstag«, antwortete Reitmann. »Wir haben eine große Runde gedreht. Das Wetter war schön, und es gab einige neue Caches, die wir suchen wollten. Wir hatten sicherlich fünfzehn Funde, und dafür sind wir auch eine ziemlich lange Strecke gefahren. Aber uns ist nichts Besonderes aufgefallen. Absolut gar nichts. Alles war völlig normal, so wie immer. Wir haben lange darüber geredet, nicht wahr, Monja?«

Seine Frau nickte und fuhr sich mit der schmalen Hand durch die dünnen Haare. Es half nichts, die Strähnen fielen ihr immer wieder ins Gesicht. Irgendwie wirkte sie krank. Natascha erkannte eine Mischung aus Scham und Trotz im Blick der Frau.

»Wir haben erst durch das Forum erfahren, was in einer der Dosen drin lag«, berichtete Monja Reitmann und hustete kurz. »Nach uns hat den Cache niemand mehr geloggt; es gibt keine Einträge auf den Cacheseiten. Wir haben jedenfalls keinen einzigen Hinweis darauf gefunden, dass noch jemand nach uns da war. Und wir haben wirklich danach gesucht.«

»Wie sieht das mit den anderen Caches aus, die Sie am Donnerstag gesucht haben?«, erkundigte sich Lorenz. »Wurden einige von ihnen anschließend noch von jemandem gefunden, der das vermerkt hat?«

Monja Reitmann blickte Hilfe suchend zu ihrem Mann.

Er füllte zwei Gläser mit Wasser und reichte seiner Frau eines davon. »Na ja, manche wurden am gleichen Tag von jemandem gefunden, andere bisher noch gar nicht. Das ist ganz unterschiedlich.« Er trank einen Schluck. »Meinen Sie etwa, dass da auch noch was drin liegt?«

Er setzte das Glas heftig auf dem Tisch ab, und zwar genau auf ein paar Puzzleteile, sodass es umzukippen drohte. Natascha hielt es rasch fest und stellte es gerade.

Lorenz reagierte betont neutral auf Reitmanns Fragen. »Unsere Kollegen überprüfen das gerade. Gehen Sie öfter wochentags cachen? Arbeiten Sie etwa im Schichtdienst?«

Das Ehepaar tauschte einen Blick aus, dann antwortete Reitmann: »Schichtdienst? Das wäre schön! Ich bin schon seit langer Zeit arbeitslos. Uns hat die Wirtschaftskrise voll erwischt.« Er rieb sich nervös die Hände. »Angefangen hat es mit Kurzarbeit, dann kam unbezahler Urlaub und am Ende die Kündigung. Betriebsbedingt, wie es so schön heißt. Und das nach zwölf Jahren in derselben Firma.« Er seufzte. »Tja, und dann sitzt man hier zu Hause rum, und die Decke fällt einem auf den Kopf. Da kann man auch an einem Donnerstag cachen gehen.«

Natascha nickte mitfühlend. »Das ist sicher eine schwierige Situation.« Die Atmosphäre im Raum hatte sich für sie verändert: ein Stück Leere wurde greifbar und legte sich über das Ehepaar.

»Tja, und wenn dann die Ehefrau das fehlende Gehalt nicht ausgleichen kann, wird es richtig eng«, fügte Monja Reitmann leise hinzu. »Schauen Sie sich um, so sieht es in einer Hartz-IV-Wohnung aus. Das Sofa ist durchgesessen, die Waschmaschine funktioniert nur mit gutem Zureden, und einen Backofen haben wir seit drei Wochen auch nicht mehr. Und dabei haben wir immer gedacht, wir hätten alles richtig gemacht. Wir haben beide gearbeitet, und das in ordentlichen Berufen: Mein Mann ist Elektriker, ich bin Landschaftsgärtnerin. Wir haben nie über unsere Verhältnisse gelebt und waren weder faul noch leichtsinnig. Und dann hat das Schicksal so grausam zugeschlagen.« Sie seufzte und griff sich an den Brustkorb. »Mit Atemnot hat es angefangen, und ich dachte zuerst, ich hätte irgendeine Allergie bekommen. Heuschnupfen vielleicht. Oder schlimmstensfalls Asthma. Und als ich dann endlich vom Arzt die Diagnose erhalten habe, hatte ich das Gefühl, die Erde hört plötzlich auf, sich zu drehen: Lungenkrebs. Tja, das kommt vom Rauchen, dachte ich mir. Aber dann ging es erst richtig los: Operationen, Bestrahlungen. Ich musste dauernd kotzen und verlor viele Haare.« Sie fuhr sich unwillkürlich über den Kopf. »Und dann wurde ich meinen Job los. So kann ich schließlich nicht arbeiten. Jetzt sitze ich hier und warte auf meine Reha, und wir beschäftigen uns hauptsächlich damit, Formulare auszufüllen, aufs Amt zu gehen und zu cachen. Aber was erzähle ich Ihnen. Sie sind ja wegen etwas anderem hier.«

Reitmann stellte sich hinter seine Frau und strich ihr sanft über den Rücken. Doch sie schien das überhaupt nicht zu bemerken.

»Und so sieht sozialer Abstieg aus«, fügte sie hinzu. »Da fragt man sich, wofür man sich all die Jahre krumm gemacht hat. Hierfür?« Sie schaute nacheinander in alle Richtungen und vollführte eine Geste, die den gesamten Raum umfasste.

Natascha sah sich ebenfalls um. Ja, auf den ersten Blick war alles relativ ordentlich gewesen. Aber wenn man genauer hinschaute, entdeckte man an allen Ecken und Enden den Verfall. Ein Bein am Esstisch war provisorisch mit zwei kleinen Kanthölzern befestigt, am Fernsehschränkchen fehlte ein Türgriff, und die Glasscheibe in der Wohnzimmertür war mit Tesafilm notdürftig geflickt.

Natascha überlegte, ob sie auf die Ausführungen der Frau in irgendeiner Form eingehen und ihr etwas Aufbauendes sagen sollte. Ja, das Leben war in der Tat ungerecht. Aber Natascha wurde gerade in ihrem Beruf ständig mit himmelschreienden Ungerechtigkeiten konfrontiert, und sie hatte lernen müssen, die Schicksale der Menschen nicht zu dicht an sich heranzulassen. Das würde sie auf Dauer fertigmachen, das wusste sie.

Lorenz reagierte gelassener als sie. »Es tut mir leid, dass Sie so viel erleiden mussten«, sagte er zu den Reitmanns und kam sogleich wieder zum eigentlichen Thema ihres Besuchs zurück. »Da ist es sicherlich schön, wenn man als Ausgleich ein interessantes Hobby hat. So wie das Geocaching.«

Reitmann lächelte erleichtert. Auch er schien über den Themenwechsel froh zu sein. »Ja, wir legen auch selbst gerne Caches aus. Da kann man sich so richtig ausleben. Intellektuell, meine ich.«

Lorenz sah ihn und seine Frau fragend an.

Monja Reitmanns Leidensmiene verschwand, und ein Lächeln huschte über ihr Gesicht.

»Wir haben hier in der Gegend schon einen gewissen Ruf. Wenn wir einen Mystery-Cache machen, überlegen wir uns immer ein Rätsel, das nicht einfach zu lösen ist. Meist etwas Mathematisches. Es ist spannend, die Leute beim Rätseln zu beobachten – zu entdecken, wie lange jemand für die Lösung gebraucht hat, welche Irrwege er gegangen ist und ob er sich irgendwo Hilfe geholt hat.«

Lorenz' irritierter Blick zeigte, dass er die Frau nicht ganz verstanden hatte. Er sah ein wenig hilflos aus, und seine unbequeme Haltung auf dem Kneipenstuhl ließ ihn noch kleiner wirken.

»Bei einem Mystery-Cache muss man erst ein Rätsel lösen, um die Versteckkoordinaten zu ermitteln«, erklärte ihm Natascha. Davon hatte ihr Simon gestern auf der Heimfahrt erzählt.

Monja Reitmann wandte sich an ihren Mann. »Schatzi, hol doch mal den Ausdruck und zeig ihn den beiden Polizisten.«

Er ging zu dem kleinen Eckschreibtisch neben dem Fernseher, hob mehrere Papierstapel an und fand schließlich das gesuchte Blatt. Dann kam er zurück an den Tisch und legte es vor Natascha hin.

»Hier ist eines unserer Rätsel.« Er rieb mit dem Daumen über die Fingerknöchel und blickte aufgereggt.

Auf Natascha wirkte er wie ein Junge vor einer Schüssel mit Süßigkeiten, der sich nicht traute, nach ein paar Bonbons zu fragen.

»Das ist ein verschlüsselter Text«, fuhr er fort. »Man kann ihn mit einem bestimmten Dechiffriersystem entziffern. Diesen Text kann man mit einer Mischung aus *ROT 13* und dem *Cäsar*-Code lösen. Beides sind gängige Codes, und wenn man sie anwendet, erhält man das Rätsel zum Lösen der Koordinaten.«

Natascha betrachtete die Buchstabenreihen, die auf den ersten Blick überhaupt keinen Sinn ergaben. Reitmann wies auf einen kleinen Absatz am unteren Seitenrand.

»Das ist die Formel zur Errechnung der Koordinaten«, erläuterte er. »Wenn Sie den Code entschlüsselt und das Rätsel gelöst haben, kennen Sie die Koordinaten des Cacheverstecks.« Er wendete das Blatt, und sie sahen zwei Zahlenreihen. »Hier oben steht die Nordkoordinate, darunter die Ostkoordinate. Die geben Sie in Ihr GPS-Gerät ein und können sich dann damit auf die Suche machen.«

Natascha blickte neugierig auf die Buchstaben, die sich auf wundersame Weise in brauchbare Zahlen verwandelt hatten. Sie lächelte unwillkürlich. Spiele mit Zahlen hatten ihr schon immer gut gefallen. Vielleicht könnte sie einmal den Spieß umkehren und Simon etwas zeigen – doch zuerst mussten sie diesen Fall hier lösen. Und wenn sie sich danach noch für Geocaching interessierte, würde sie selbst einmal etwas für Simon im Wald verstecken. Und bei diesem Gedanken ging es ihr nicht nur um ein Spiel mit Zahlenrätsel.

»Eine ähnliche Basis hat auch der Bonuscache der Reihe mit den Fingern drin«, fügte Reitmann hinzu, drehte das Blatt wieder um und zeigte auf die Formel.

Natascha hatte plötzlich das Gefühl, als wäre sie in Watte gepackt, als hätten sich ihre Sinneseindrücke in ein dumpfes Einerlei verwandelt.

Sie drehte ihren Kopf langsam, wie in Zeitlupe, in Reitmanns Richtung. »Wie bitte? Es gibt einen Bonuscache?«

Lorenz blickte sie an. »Was ist denn schon wieder ein Bonuscache?« Er nahm Reitmann die Cachebeschreibung aus der Hand und besah sich das Rätsel.

»Die Caches mit den Fingern drin gehören zu einer Reihe«, erklärte Reitmann. »Und wenn man alle vier gefunden hat, kann man mithilfe der eingelegten Zahlen den Bonuscache

ermitteln.«

Natascha starrte ihn noch immer an – unfähig, sich zu regen. Von einem Bonuscache hatten sie bislang noch nichts erfahren. Wirre Gedanken fuhren ihr durch den Kopf, und sie hatte große Mühe, sie richtig miteinander zu verbinden. Sie schloss die Augen und drückte die Fingerspitzen gegen ihre Schläfen, um sich konzentrieren zu können. Das konnte doch alles nicht wahr sein!

»Es gibt also nicht nur zwei weitere Caches, die möglicherweise noch Finger enthalten, sondern noch einen dritten«, folgerte sie schließlich. »Einen Bonuscache. Das macht zusammen fünf.« Sie seufzte.

»Scheiße!« Lorenz fluchte selten. Und wenn doch, dann stand er unter ziemlich großem Druck. Er hatte bereits das Handy in der Hand, um Winterberg anzurufen.

Natascha entriss Reitmann den Zettel mit der Cachebeschreibung und suchte hektisch nach einem Kugelschreiber in ihrer Tasche. »Ich brauche einen Stift. Und dann die Koordinaten für diesen Bonuscache. Schnell!«

Monja Reitmann hatte sich inzwischen langsam von ihrem Stuhl erhoben. »Sie meinen doch nicht etwa, dass da noch mehr Finger in den Caches liegen? Fünf Stück – also alle Finger von einer Hand!« Sie schlug vor Entsetzen die Hände vor den Mund.

Ihr Mann durchsuchte derweil hektisch den Papierstapel auf dem kleinen Schreibtisch. Wenige Sekunden später fiel der Stapel um, und mehrere Blätter segelten langsam auf den Teppich. Irgendwo darunter befand sich auch eine weitere Cachebeschreibung, und er bückte sich, um sie aufzuheben. »Wir haben die Finalkoordinaten noch nicht errechnet! Dazu fehlen uns noch zwei Zahlen, die sich in den anderen beiden Caches befinden. Aber da kommen wir nicht mehr dran, die sind ja offiziell deaktiviert!«

Lorenz nahm den Zettel von Reitmann und wählte dabei Winterbergs Nummer. Mit wenigen Worten erklärte er dem Kollegen am Telefon den neuen Sachverhalt und fügte dann hinzu: »Verdammt ... hat Münker uns davon erzählt? Frag ihn nach den Koordinaten für den Bonuscache.«

Er schwieg einen Moment und lauschte Winterbergs Ausführungen. Natascha beobachtete ihn ungeduldig.

»Okay. Meld dich dann so schnell wie möglich, wir treffen uns dann an der Stelle.« Lorenz beendete das Telefonat und wandte sich mit lauter Stimme an Reitmann. »Gibt es noch etwas, das Sie uns sagen könnten? Noch mehr Caches vielleicht? Wir ermitteln in einem Fall von schwerer Körperverletzung, und wir haben ein potenzielles Opfer, das vielleicht noch gerettet werden kann, wenn wir schnell genug sind. Es kann nicht angehen, dass uns die wichtigen Informationen häppchenweise zugespielt werden, als wäre dies hier eines Ihrer Geocaching-Rätsel!«

Monja Reitmann sah ihn zerknirscht an. »Entschuldigung. Aber woher sollen wir wissen, was Sie für Informationen haben und welche nicht?«

Lorenz tat ihren Einwand mit einer Handbewegung ab. »Was gibt es noch, das wir wissen müssen?«

Reitmann schüttelte den Kopf. »Nichts. Ihnen stehen jetzt alle Informationen zur Verfügung.«

Kapitel 27

Dreißig Minuten später erreichten Natascha und Lorenz den Wanderparkplatz Dautenbach. Winterberg hatte sich die Koordinaten von Münker besorgt und sie telefonisch weitergegeben. Zum Glück war der Weg nicht sehr weit gewesen, denn das ausgedehnte Waldstück gehörte noch zum Stadtgebiet. Spätnachmittags und am Wochenende wimmelte es hier deshalb auch von Spaziergängern und Hobbysportlern auf den Waldwegen. Jetzt, an einem späten Vormittag mitten in der Woche, war jedoch kaum etwas los. Die Hundebesitzer hatten ihre Morgenrunde gedreht, die Jogger ebenfalls; und die Mütter mit den Kinderwagen, die hier oft anzutreffen waren, bereiteten wahrscheinlich gerade das Mittagessen vor. Die beiden Streifenwagen auf dem Parkplatz wirkten fehl am Platze, mit ihren reflektierenden Schriftzügen störten sie die ländliche Idylle.

Winterberg saß in seinem Octavia zwischen den Polizeiwagen und hatte offensichtlich nur auf sie gewartet. Er winkte ihnen kurz zu und wartete, bis Lorenz neben ihm hielt.

»Die anderen sind schon vorgefahren«, teilte er ihnen mit.

Mehr sagte er nicht, doch Natascha konnte aus den wenigen Worten seine Anspannung heraushören.

Winterberg wartete nicht auf eine Reaktion von ihr oder Lorenz, sondern startete den Motor und steuerte rasch auf einen breiten Feldweg zu, der in den Wald hineinführte. Ehe er im dichten Gebüsch verschwand, war Lorenz ihm bereits gefolgt; auch er fuhr viel zu schnell über den holprigen Untergrund. Natascha wurde im Beifahrersitz unsanft hin und her geschüttelt, der Gurt rieb unangenehm über ihre Schulter.

Der Waldweg war relativ breit und auf beiden Seiten von niedrigen Büschen und Fichten gesäumt. Der Regen vom Vortag hatte viele Kuhlen auf dem Weg mit Wasser gefüllt, und sowohl Winterberg als auch Lorenz fuhren immer wieder durch eine der breiten Pfützen.

Lorenz umklammerte das Lenkrad und schaute angestrengt nach vorn, um kleineren Pfützen auszuweichen. »Ich habe darüber nachgedacht, ob die Caches dieser Reihe eventuell extra für die Finger gelegt wurden«, mutmaßte er und hielt geradewegs auf eine breite Pfütze zu, die er nicht umfahren konnte. Schmutzwasser spritzte empor und verdreckte die Scheiben.

»Aber dann wäre der Dosenbesitzer, also Münker, der Täter. Meinst du, dass es so einfach ist?« Natascha hatte ebenfalls über diese Theorie nachgedacht, sie aber dann verworfen. Es schien ihr zu unwahrscheinlich.

»Er hat uns nichts von den anderen Caches erzählt.«

»Ja, das stimmt. Doch möglicherweise hat er nicht geglaubt, dass diese Caches für unseren Fall von Bedeutung sind. Außerdem liegen sie schon seit Januar da – wie erklärst du dir das, wenn er der Täter ist?« Natascha hielt sich am Türgriff fest, als der Jeep erneut durch eine große, tiefe Pfütze schaukelte.

»Vielleicht, weil er kein passendes Opfer gefunden hat?« Lorenz sah sie an.

»Schau nach vorne, Lorenz! Winterberg wird uns noch davonrasen. Eigentlich sollte er den Jeep haben, so wie der fährt.«

Offensichtlich hatte sie damit Lorenz' Ehrgeiz angestachelt, denn er schaltete in den dritten Gang und verringerte den Abstand zu Winterbergs Octavia.

»Angenommen, du hast recht: Wäre der Bonuscache denn dann nicht für etwas Besonderes vorgesehen?«, dachte Natascha laut nach. »Sonst wäre er ja kein Bonus.« Wieder kamen grauenhafte Bilder in ihr auf: Vor ihrem inneren Auge erblickte sie René, wie er mit einer verstümmelten Hand winkte.

Lorenz erwiderte nichts.

»Aber warum René?«, fuhr Natascha fort. »Was hat er damit zu tun?« Eine schreckliche Ahnung stieg in ihr auf. »Könnte es sein, dass der Täter ihn in eine Falle gelockt hat – dass er also gar nicht spontan abgehauen ist? Vielleicht haben sie sich verabredet, und René wurde dann überfallen.«

»Ist durchaus möglich«, erwiederte Lorenz. »Wir wissen einfach noch viel zu wenig über René. Außerdem sollten wir uns nicht allein auf den Schüler konzentrieren. Bisher vermuten wir nur, dass es seine Finger sind; und dies auch nur, weil wir von ihm keine Spur haben. Es sind noch unzählige junge Männer verschwunden, die zum Profil passen, das sich aus den gefundenen Fingern ergibt. Männlich, unter zwanzig. Wie viele Ausreißer, Entführte, Obdachlose oder Illegale haben wir allein in Deutschland, die ein Opfer des Fingerschneiders sein könnten?«

Er starnte durch die Windschutzscheibe, die immer wieder von schmutzigem Pfützenwasser bespritzt wurde. Da er das Tempo erhöht hatte, schaukelte der Jeep noch mehr als zuvor, und Natascha stieß mit der Schulter schmerhaft gegen die Beifahrertür.

»Kollege Hanke stellt eine Datei zusammen«, berichtete Lorenz. »Er sitzt schon seit heute Morgen daran. Es gibt einfach viel zu viele potenzielle Opfer. Die müssen ja schließlich nicht von hier kommen. Wir müssen einfach auf die Ergebnisse der DNA-Analyse warten.«

Natascha schwieg. Lorenz hatte recht; sie durften sich nicht auf René fixieren. Sie starnte aus dem Fenster und ließ die Baumreihen an sich vorüberziehen. Ob dort irgendwo, inmitten der Stämme und Wurzeln, noch mehr Geocaches versteckt waren?

Plötzlich bemerkte sie, dass Winterberg scharf rechts ab bog und den Octavia langsam an den Wegesrand fuhr. Lorenz parkte hinter ihm, und fast gleichzeitig sprangen sie aus den beiden Autos. Sie betraten den Parkplatz eines idyllisch gelegenen Grillplatzes. Wenige Meter weiter stand ein großer Aussichtsturm, aber auch schon vom Parkplatz aus hatte man einen atemberaubenden Blick auf das Rothaargebirge im Nordosten.

Ein ganzer Trupp von Polizisten lief geschäftig umher. Im Zentrum ihrer Aufmerksamkeit stand eine offene Holzhütte, die etwa fünfundzwanzig Quadratmeter groß war. Sie besaß ein riesiges Vordach, und die Fläche darunter hatte fast die gleichen Ausmaße wie die des Häuschens: Platz genug für eine Grillparty mit vielen Gästen. Ein gemaueter Grill stand etwas abseits, aber immer noch in sicherer Entfernung zu den Bäumen. Um den Boden vor herabfallender Glut zu schützen, hatte man ein etwa drei mal drei Meter großes Betonfundament gegossen. Eine geschlossene Metallplatte deckte den Grillrost ab.

Auf dem Schotterplatz davor waren mehrere Uniformierte damit beschäftigt, das Gebiet abzuriegeln. Natascha hatte gehofft, Simon hier anzutreffen, aber er war wohl immer noch mit dem Sommerfest beschäftigt. Auch Jockel war nirgends zu sehen. Einer der Kollegen schoss draußen Fotos, ein anderer saß im Streifenwagen und sprach mit jemandem über die Funkanlage. Lorenz blieb neben Winterberg stehen und hielt einen Block parat, um sich Notizen zu machen. Im Moment aber schrieb er nichts auf, sondern suchte mit den Augen den Waldrand ab. Die Stimmung auf dem Platz war geprägt von der unterschwelligen Angst, dass sich gleich etwas Schreckliches ereignen würde.

»Hier ist es!« Einer der uniformierten Kollegen, der am Rand des Schotterparkplatzes stand, wies mit dem ausgestreckten Arm auf die leichte Anhöhe vor sich, wo Himbeersträucher wuchsen. Es war André Fischer; Natascha kannte ihn von einigen Fahrten im Streifenwagen. Fischer, der ein GPS-Gerät in der Hand hielt, marschierte zielstrebig in die gezeigte Richtung.

»Los, kommt!«, rief Winterberg über den Platz.

Aber Natascha war schon losgelaufen und rannte auf die Büsche zu. *Wilde Himbeeren*, schoss es ihr durch den Kopf. *Iss nichts aus dem Wald, mein Kind. Dat gibt Würmer im Magen.* Es war die Stimme ihrer Großmutter, die in ihrem Bewusstsein widerhallte – warum auch immer.

Fischer winkte sie zu sich und zog sich ein Paar Gummihandschuhe über. Zweimal kurz

hintereinander gab es ein schnalzendes Geräusch, als er sie losließ. Natascha sah ihm ins Gesicht: Man merkte ihm die Anspannung deutlich an. Aber auch über dem Rest des Teams lag eine gespannte Erwartung. Sie alle wussten, was jetzt auf sie zukommen könnte. Ein weiterer Finger. Vielleicht sogar noch mehr. Lorenz ballte die Hände zu Fäusten, Winterberg rieb sich nervös über den Lockenschopf. Fischer räusperte sich und ging in die Hocke. Natascha beugte sich nach vorne, um ihm über die Schulter schauen zu können. Der Polizist mit der Kamera bückte sich ebenfalls, um den Fund und seine Lage fotografisch festzuhalten.

Zwischen den Wurzeln eines dornigen Busches lagen Reisig und Steine übereinander. Wer nur flüchtig hinsah, würde an dieser Stelle nichts Auffälliges bemerken. Bei genauerer Betrachtung erkannte man jedoch, dass dieser kleine Haufen von einem oder mehreren Menschen angelegt worden war.

Fischer entfernte vorsichtig die oben liegenden Zweige und ein paar der Steine darunter. Ein weißer Streifen wurde sichtbar. Dann nahm Fischer auch die anderen Steine fort. Er hielt zwischendurch kurz inne, damit auch der Fotograf seine Arbeit machen konnte. Schließlich legte Fischer eine weiße Frischhalitedose frei. Sie fasste ungefähr zwei Liter, und auf dem Deckel prangte ein großer Aufkleber mit der Aufschrift: *Bitte nicht entfernen, dieser Behälter ist Teil eines weltweiten Spiels.*

Natascha musste sich zusammenreißen, um die Dose nicht einfach unter den Himbeersträuchern hervorzuholen und sogleich zu öffnen. Sie hatte das Gefühl, vor Ungeduld zu platzen, und kaute nervös auf ihrer Unterlippe. Fischer hingegen war die Ruhe in Person. Vorsichtig ergriff er die Dose und hob sie hoch. Sie schien nicht besonders schwer zu sein.

Aber was wiegt schon ein Finger, dachte Natascha.

Fischer trug die Cachedose zu dem Polizeibus neben der Grillhütte; seine Sohlen knirschten auf dem Kies. Mehrere der anderen Polizisten folgten ihm. Ein Mitarbeiter der Kriminaltechnik, leicht erkennbar am weißen Schutzanzug mit großer Kapuze, nahm das Behältnis in Empfang und stellte es auf einen kleinen Tisch im Bus. Als er den Kopf hob, erkannte Natascha, dass es sich um Schmitz handelte.

Er zwinkerte ihr zu. »Ihr wollt wahrscheinlich zugucken, während ich die Dose öffne.«

»Ja«, bestätigte Winterberg. »Und wenn es nötig ist, dann erklär uns, was du gefunden hast. Vielleicht muss ja jemand von uns wegschauen.« Die letzten Worte waren nicht scherhaft gemeint.

Schmitz setzte sich an den Tisch und zog eine Schutzmaske über Mund und Nase. Natascha stand mit Winterberg und Lorenz vor der geöffneten Bustür, André Fischer und ein weiterer Kollege hatten sich daneben gestellt. Der Kollege mit der Kamera kam von der Fundstelle angelaufen, hinter ihm sicherten andere Polizisten die Stelle im Himbeerbusch.

Die Anspannung in der Gruppe war weiter angewachsen. Niemand sprach, alle schauten gebannt zu Schmitz im Bus. Natascha hielt unwillkürlich den Atem an. In wenigen Sekunden würden sie erfahren, ob in dem Bonuscache ein besonders grausiger Fund versteckt war. Vielleicht eine ganze Hand, dachte Natascha, und sofort krochen ihr dunkelblaue Kugelchen des Grauens die Wirbelsäule empor: Das geschah jetzt schon das zweite Mal, seit sie sich mit den Fingerfunden beschäftigen musste.

Schmitz öffnete die Dose langsam mit seinen behandschuhten Fingern. Es gab ein leises Plopp. Der Kriminaltechniker beugte unbewusst den Kopf nach hinten, als könnte er sich so vor plötzlichem Verwesungsgestank schützen. Natascha stellte sich auf die Zehenspitzen, um mehr sehen zu können, und die Männer schoben sich noch näher an den Bus heran.

Schmitz packte den Deckel in einen Klarsichtbeutel, beschriftete ihn und nahm sich dann die Dose vor. Seiner Augenpartie oberhalb der Schutzmaske war keine Regung anzusehen, er kaute noch nicht einmal Kaugummi. Zuerst holte er ein kleines Notizbuch aus der Dose, dann

einen Traumfänger mit roten Federn. Beides packte er ebenfalls in Beutel und verschloss sie. Als Nächstes nahm er ein Kartenspiel heraus. »Binokel«, murmelte er. »Jetzt liegt nur noch ein Zettel hier drin.« Er zog ein laminiertes DIN-A5-Blatt hervor und zeigte es seinen Zuschauern.

»Herzlichen Glückwunsch«, las Natascha laut vor. »Du hast das Rätsel um die Siegerland-Caches gelöst!«

»Sonst ist da nichts?«, fragte Winterberg.

Schmitz schüttelte den Kopf. »Mehr ist nicht in der Dose. Keine sichtbaren Blutspuren, auch sonst nichts Auffälliges. Einfach nur die Dinge, die ich eben rausgeholt habe. Wir werden Dose und Inhalt natürlich noch genauer untersuchen, aber auf den ersten Blick ist alles unauffällig.«

Natascha schloss erleichtert die Augen. Kein Finger. Lorenz neben ihr atmete laut aus, Fischer stöhnte leise.

»Wir müssen uns das Büchlein anschauen«, sagte Natascha. »Das ist das Logbuch, darin sind alle Finder aufgeführt. Und vielleicht steht da noch mehr.«

Schmitz nahm den Beutel mit dem kleinen Buch und holte es daraus hervor. Er reichte Natascha ein paar Handschuhe, die sie sich sogleich überstreifte, und dann das Buch. Behutsam öffnete sie den rot-schwarzen Deckel.

»Hier steht nur der Name des Caches. *Die Haubergsuhr*.« Sie wandte sich an Fischer. »Dieser Cache ist ein sogenannter Bonus. Man muss erst die anderen Dosen gefunden haben, um die Koordinaten dieses Verstecks ermitteln zu können. Und die anderen sind alle nach Haubergswerkzeugen benannt.«

»Klingt logisch«, meinte Fischer.

Natascha dachte kurz, dass sie unter anderen Umständen sogar Gefallen an diesem Rätsel gefunden hätte.

Winterberg ächzte. »Ausnahmsweise wäre hier mal ein Heimatkundelehrer hilfreich gewesen. Aber egal, wir haben die Dose gefunden, und sie war leer. Bei aller Erleichterung hilft uns das bei unserem Fall wohl nicht weiter. Was steht noch in dem Buch?«

Natascha blätterte, fand aber nur Einträge verschiedener Finder. Die ersten stammten aus dem Januar, der letzte war drei Wochen alt. Seither hatte offensichtlich niemand mehr diese Dose gefunden.

»Nur die Finder, sonst nichts«, antwortete Natascha. »Wir sollten Namen und Daten noch mit den anderen beiden Logbüchern abgleichen.«

Sie gab das Büchlein an Schmitz zurück und zog sich die Handschuhe wieder aus. Er packte das Logbuch in die Tüte und verschloss sie gut. Dann zog er die Schutzmaske nach unten und kam aus dem Bus.

Er räusperte sich. »Ich weiß jetzt übrigens mehr über die Finger in den Dosen. Wir haben die Daten aus der Rechtsmedizin, sie sind gerade reingekommen.«

Er hatte es wie beiläufig gesagt und dabei auf sein Handy gezeigt. Doch alle hielten in ihren Bewegungen inne und drehten sich zu dem Kriminaltechniker um.

»Und?«, fragte Winterberg. »Sind es Renés Finger?«

Schmitz nickte langsam.

Natascha glaubte plötzlich, die Erde würde leicht beben. »O nein!« entfuhr es ihr.

Winterberg hieb mit der rechten Faust in seine geöffnete linke Hand. »Verdamm!«

»Aber ich habe auch eine gute Nachricht«, erklärte der Kriminaltechniker. »Es gibt Hinweise darauf, dass der Junge während der Amputation möglicherweise noch gelebt hat. Wir suchen also nicht unbedingt nach einer Leiche.«

»Wie sicher ist diese Information?«, wollte Winterberg wissen und bewegte abwechselnd seine Schultern. Es sah aus, als wollte er die Last von Schmitz' Worten einfach von sich werfen.

»Das Ergebnis besitzt natürlich nur eine hohe Wahrscheinlichkeit. Stell dir einfach mal den Blutkreislauf als grobes Schema vor, so wie in einem Schulbuch. Der Körper pumpt und pumpt, und wenn da ein Leck im System ist, wird viel Blut durch das Leck gepresst. Das funktioniert aber nur so lange, wie auch gepumpt wird. Schaltet man die Pumpe aus, sinkt der Druck, und das Blut sickert mehr, als dass es spritzt. Irgendwann verdickt das Blut und sickert auch nicht mehr. Dann sehen die Wundränder anders aus. Die Schnittflächen von Daumen und Zeigefinger zeigen uns ganz deutlich an, dass die Pumpe noch lief.« Er hielt einen kurzen Augenblick inne. »Oder dass sie erst kurz vorher ausgeschaltet worden war.«

Lorenz schüttelte den Kopf. »Warum stehen wir dann hier noch rum? Wir müssen die Suche intensivieren!«

Winterberg zog eine Grimasse. »Ich habe heute Morgen zwei Hundertschaften angefordert, aber du weißt doch selbst, dass die nicht nach einer halben Stunde hier sind. Aber zumindest sind schon Feuerwehr und THW an den beiden Fundstellen. Wenn es also etwas zu finden gibt, wird es schnell gehen.« Er sah auf die Uhr. »Wir haben noch nicht einmal Mittag. Ich werde gleich noch einmal zu Renés Eltern fahren, und Natascha kommt mit.« Er wandte sich wieder an Schmitz. »Weißt du auch, wann die beiden Finger amputiert wurden?«

Schmitz steckte sich ein Kaugummi in den Mund und begann zu kauen. Er sprach undeutlich, als er antwortete: »Laut Rechtsmedizin wurde der Daumen zuerst amputiert, dann der Finger. Zwischen beiden Taten liegen zwanzig bis dreißig Stunden. Den Spuren in der Dose nach zu urteilen, waren die Finger jeweils mehr als vierundzwanzig, eventuell bis zu achtundvierzig Stunden drin.«

»René wurde Freitagmittag zuletzt gesehen. Wir gehen jetzt erst mal davon aus, dass er da noch unverletzt war. Also fand die Daumenamputation frühestens am Freitagnachmittag statt. Der Zeigefinger wurde am Dienstagvormittag gefunden, und wenn er so lange in der Dose lag, wie du gesagt hast, dann wurde er irgendwann zwischen Sonntagmorgen und Montagvormittag amputiert. Wenn wir die Zeit zwischen beiden Taten hinzunehmen, dann muss der Daumen ungefähr am Samstagvormittag amputiert worden sein.«

Winterberg atmete laut aus. »Das ist alles sehr, sehr vage. Kriegt ihr das nicht doch noch genauer hin?«

Schmitz sah ihn tadelnd an. »Du weißt genau, dass wir uns dann in den Bereich von unseriösem Kaffeesatzlesen begeben. Tut mir leid, dass es nicht konkreter geht.«

»Ja, schon gut. Trotzdem danke, Schmitz.«

»Noch was: Die Verwesung hat wesentlich langsamer begonnen, als sie später voranschritt. Die Ärztin aus der Rechtsmedizin tippt auf sachgemäße Lagerung kurz nach der Amputation, auf Kühlung und dergleichen. Später wurde der Verwesungsprozess beschleunigt – vor allem beim Daumen –, wahrscheinlich durch Organismen, die sich in den Dosen befanden.« Es klang, als wollte Schmitz die unkonkreten Angaben wiedergutmachen.

»Na, das ist ja immerhin etwas«, meinte Lorenz, der versuchte, die neuesten Entwicklungen in ihrem Fall aus einer optimistischen Perspektive zu betrachten. »Jetzt wissen wir genau, dass René das Opfer einer Entführung geworden ist und wir nur nach ihm suchen müssen. Außerdem können wir hoffen, dass ihm nicht noch Schlimmeres passiert ist.«

Natascha wollte nicht darüber nachdenken, was da noch Schlimmeres kommen könnte.

»Schickst du uns die Unterlagen aus der Rechtsmedizin, wenn du sie komplett hast?«, fragte Winterberg den Kriminaltechniker.

Schmitz nickte. Er ging wieder in den Bus zurück und begann, die Asservate in einem Koffer zu verstauen. »Klar. Ich hoffe, dass die heute noch kommen. Die Ärztin hat es mir jedenfalls versprochen.«

Winterberg ging zurück zu der Fundstelle, die in der Zwischenzeit abgesperrt worden

war. Natascha folgte ihm. Ein weiterer Mitarbeiter der Kriminaltechnik war damit beschäftigt, Spuren zu sichern. Er beugte sich über das Absperrband und pickte Fasern, Fusseln und andere winzige Objekte aus den Himbeersträuchern.

»Fahren wir jetzt zu Renés Eltern?«, erkundigte sich Natascha und nahm ihren Rucksack von den Schultern. Sie hatte einen unglaublichen Durst, die Hitze und die Anspannung machten ihr zu schaffen. Winterberg erging es nicht anders; er hatte Flecken unter den Achseln und einen glänzenden Schweißfilm im Gesicht. Sie bot ihm ihre Wasserflasche an, doch Winterberg hob abwehrend die Hand.

»Ich hab selbst Wasser im Auto«, sagte er. »Zu Staudts fahren wir in einer halben Stunde, das ist ja quasi gleich um die Ecke hier. Ich muss mich noch einmal um die Suchmannschaften kümmern. Jetzt ist wirklich Eile geboten!«

Er nahm das Handy aus der Tasche, doch bevor er eine Nummer wählen konnte, klingelte es. *Radar love* von Golden Earring war zu hören. Es passte zu Winterberg.

Er wandte sich zum Telefonieren von ihr ab, ging ein paar Schritte in Richtung Grillhütte und blieb stehen. Bewegungslos hörte er dem Anrufer zu, kratzte sich an der Stirn und begann, im Kreis zu laufen. Er wirkte mit einem Mal grau und irgendwie eingefallen. Natascha überlegte, ob es etwas mit dem Alter zu tun hatte. Oder mit der Hitze.

Sie setzte sich in den Schatten der Bäume und betrachtete das Geschehen auf dem Platz: die Kriminaltechniker und ihren Bus, die uniformierten Beamten mit Funkgeräten und Absperrbändern. Einige von ihnen suchten an den Baumwurzeln, ob sie nicht doch noch etwas Auffälliges fanden. Die Hitze waberte in durchsichtigen Schlieren über den Autodächern. Über all dem Lärm, den die Polizisten hier verursachten, lagen die Geräusche des Waldes: Vogelgezwitscher, ab und zu ein Knacken im Gehölz, das Klopfen eines Spechts. Ein farbiges Bild schob sich vor Nataschas inneres Auge – ein Zeichen dafür, dass ihre Sinne offen waren, dass ihre Synästhesie ihr Eingebungen schenken konnte. Rote Wellenbewegungen und grüne Kugeln wogten umeinander, im Hintergrund gab es grellgelbe, beißende Blitze. Natascha seufzte. Manchmal wünschte sie, die Bilder festhalten zu können, um sie später zu malen.

»Natascha! Lorenz!«

Winterberg riss sie abrupt aus ihren Gedanken. Sie sprang auf und ging zu ihm, Lorenz kam von der Grillhütte her. Auch Schmitz eilte herbei.

Winterberg sah aus, als hätte er ein Gespenst gesehen. »Es ist wieder passiert. Die Kollegen haben in den anderen beiden Cacheverstecken noch weitere Finger gefunden.«

Natascha merkte, wie ihr übel wurde; schlammig braun sah die Empfindung aus. Sie hielt sich an Lorenz' Arm fest und legte die andere Hand auf die Magengegend. Sie würde sich doch jetzt nicht übergeben!

»Natascha, ist alles klar?« Lorenz strich ihr mit der freien Hand unbeholfen über die Schulter.

»Geht schon.« Mit tiefen Atemzügen versuchte sie, wieder Herrin über ihren Körper zu werden. Es half, wenn auch langsam. Sie ließ Lorenz los und murmelte eine kurze Entschuldigung, aber niemand achtete darauf. Die neuen Erkenntnisse waren viel zu schockierend.

Winterberg sah seine Kollegen an. »Okay, wir haben Alarmstufe rot. Wir konzentrieren uns jetzt ausschließlich auf die Suche nach René Staudt, alles andere wird bis auf Weiteres hintangestellt. Die Suche läuft ja bereits an; und die angeforderten Suchmannschaften werden bald zu uns stoßen. Entweder weise ich nachher die neuen Leute ein – oder du, Lorenz. Ansonsten kümmерst du dich um die Zusammenfassungen und koordinierst die Suche. Ich werde wie geplant mit Natascha zu Renés Eltern fahren, auch wenn wir da jetzt definitiv nichts Gutes mehr zu erzählen haben. Schmitz, du kümmерst dich um die Laboruntersuchungen.«

Winterberg war voll in seinem Element, verteilte Anweisungen und koordinierte die Arbeit der Kollegen. Jeder kannte seine Aufgaben. Jetzt mussten sie richtig loslegen. Neue Energie durchflutete sie und stachelte ihren Ehrgeiz an.

»Wir treffen uns um halb drei zu einer ersten Zwischenbesprechung im Sitzungsraum«, erklärte Winterberg zum Schluss. »Und bringt mir bis dahin vernünftige Hinweise mit – oder den Jungen. Bis dahin!«

Er trabte zu seinem Auto. Kies flog beiseite, die Fernsteuerung des Autos piepte. Natascha folgte ihm rasch. Sie mussten René finden, bevor es zu spät war!

Kapitel 28

Renés Eltern waren in kürzester Zeit gealtert.

Michael Staudt wirkte kleiner und eingefallen, auch seine Frau hatte ihre aufrechte Haltung verloren. Ihre Haare standen wirr vom Kopf ab, unter den Augen hatten sich dunkle Tränensäcke gebildet. Sie war ungeschminkt und wirkte bleich und mitgenommen. Alkoholdunst waberte um sie herum.

Auch das Wohnzimmer war verändert; offensichtlich hatten beide die wohlgehütete Fassade bürgerlicher Ordnung aufgegeben. Auf dem Sofa lag eine zusammengeknüllte Wolldecke; zwei Weinflaschen waren unter den Sofatisch gerollt, auf dem zwei Teller und eine Tasse standen. Die Tischdecke war verrutscht und mit Krümeln übersät. Kalter Zigarettenrauch erfüllte den Raum.

»Wir haben neue Erkenntnisse über René«, verkündete Winterberg. »Sollen wir uns nicht lieber setzen?«

Er wartete, bis Staudts sich gesetzt hatten, dann nahm er wie beim letzten Mal auf der Couch Platz. Natascha setzte sich neben ihn auf die Sofalehne – bereit, sofort aufzuspringen, falls dies nötig sein würde.

Karin Staudt führte eine zitternde Hand zum Mund und knetete ihre Unterlippe. »Ist es schlimm? Ich meine, ist ihm was Böses passiert?« Sie sah Winterberg mit aufgerissenen Augen an.

Winterberg nickte leicht. »Es gibt deutliche Hinweise auf ein Gewaltverbrechen.«

Sie schloss die Augen und stöhnte.

Michael Staudt drückte unbeholfen ihren Unterarm. »Wie geht es ihm?«

»Das wissen wir zum jetzigen Zeitpunkt nicht«, antwortete Winterberg. »Es gibt aber Hinweise darauf, dass er zumindest am Sonntag noch gelebt hat.«

»Sonntag.« Karin Staudt wimmerte. »Am Sonntag hat er noch gelebt. Und was bedeutet das? Wie steht es jetzt um ihn?«

Natascha stand auf, ging zu ihr und hockte sich neben den Sessel. »Wir haben ein Großaufgebot zusammengestellt, das nach René sucht. Es sind ganz viele Leute dabei: freiwillige Helfer vom Technischen Hilfswerk, dem Roten Kreuz und viele Feuerwehrleute. Alle werden uns helfen, Ihren Sohn wiederzufinden.«

»Was genau ist ihm passiert?«, verlangte Staudt zu wissen. »Sie haben gesagt, dass es ein Gewaltverbrechen gegeben hat.«

Natascha blieb neben seiner Frau, während Winterberg antwortete: »Wir gehen davon aus, dass ihm wahrscheinlich Finger amputiert wurden.«

Karin Staudts Kopf ruckte nach oben. »Was?«

Ihre Stimme war viel zu hoch, und Natascha befürchtete, dass sie gleich anfangen würde zu schreien. Sie legte eine Hand auf ihren Unterarm.

»Wie meinen Sie das – seine Finger wurden amputiert?«, fragte Renés Mutter. »Was soll das heißen?« Sie sah verwirrt aus. Offensichtlich war die Bedeutung der Worte noch gar nicht zu ihr durchgedrungen.

»Jemand hat René Finger abgetrennt und sie im Wald versteckt. Sie wurden von Geocachern gefunden. Wissen Sie, was das ist?« Winterberg versuchte, das Gespräch auf sachliches Terrain zu führen. Wenn die Eltern die grausame Wirklichkeit in ihrem vollen Umfang erfassten, wären sie nicht mehr ansprechbar. Sie stünden unter Schock und wären nicht vernehmungsfähig. Und dann könnten sie keine Antworten mehr geben.

Michael Staudt schien in eine Art Starre verfallen zu sein. Er blickte von einem zum

anderen und schüttelte immer wieder den Kopf. »Ich verstehe das nicht. Was hat René mit Geocaching zu tun? Entschuldigen Sie, aber was Sie sagen, klingt absurd.«

Er hatte schleppend gesprochen – ein Anzeichen für einen Schock, wie Natascha wusste. Sie musste versuchen, ihn zu beruhigen.

»Kennen Sie Geocaching?« Sie sprach langsam, betonte jedes Wort und legte einen Hauch Optimismus in die Stimme, auch wenn sie sich nicht so fühlte. »Man sucht mit einem GPS-Gerät nach versteckten Dosen. Das ist so eine Art Schnitzeljagd, ein neuer Volkssport.«

Die beruhigende Redeweise verfehlte nicht ihre Wirkung. Die Mimik von Staudt war nicht mehr so starr, als er Natascha anblickte. »Ja, davon hab ich schon gehört. Aber René hat kein GPS-Gerät, das weiß ich ganz sicher. Er hat auch noch nie von so was erzählt.«

»Vielleicht hat er es zusammen mit einem Freund gemacht.« Natascha lächelte, um weiterhin ein wenig Optimismus auszustrahlen. Doch sie kam sich dabei heuchlerisch vor. An der Situation war nichts, was Anlass für ein Lächeln gab.

Staudt zog die Mundwinkel nach unten. »Nein, das glaube ich nicht.«

»Doch.« Karin Staudt sprach leise, und es klang fast krächzend. Sie setzte sich aufrecht, alle sahen sie an. »Manuel. René hat manchmal von ihm erzählt.«

»Erzählen Sie mir von Manuel«, bat Natascha. Sie setzte sich wieder zu Winterberg auf die Sofalehne. Renés Mutter erschien ihr mittlerweile gefasst genug, um nicht mehr plötzlich hysterisch zu werden.

»Manuel Siebert heißt er. Er ist in Renés Stufe; ich glaube, sie kennen sich aus einer Sport-AG. Handball war es, soweit ich mich erinnern kann. René hat manchmal von ihm erzählt, und er war auch schon mal hier. Aber nach einiger Zeit war René irgendwie genervt von ihm; da hat er sich am Telefon verleugnen lassen, wenn Manuel ihn sprechen wollte. Und dann hat er nicht mehr angerufen. Vielleicht hat er was mit Geocaching zu tun?«

»Möglich«, erwiderte Winterberg. »Können Sie uns bitte Manuels Adresse geben? Dann werden wir ihn fragen.« Er holte einen Stift hervor und suchte nach einem Stück Papier in seiner Tasche.

Aber Karin Staudt winkte ab. »Natürlich habe ich schon bei Manuel angerufen. Aber René ist nicht da. Er hat ihn schon eine Weile nicht mehr gesehen, sagt er. Ich glaube ihm. Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, dass René zu ihm geht. Er war doch so genervt von ihm!«

»Trotzdem werden wir Manuel befragen. Es kann ja sein, dass ihm in der Zwischenzeit etwas eingefallen ist.« Winterberg hatte einen zerknitterten Zettel in seiner Hosentasche gefunden und notierte sich nun die Nummer, die Karin Staudt ihm diktierte.

»Da ist noch was«, flüsterte sie. Dann aber begann sie, mit den Fingern wieder ihre Unterlippe zu kneten, und sprach nicht weiter. Als hoffte sie, dass ihr jemand die Worte aus dem Mund nahm, damit sie sie nicht sagen müsste.

»Ja?« Natascha überlegte kurz, ob sie sich erneut zu ihr setzen sollte, blieb dann aber doch neben Winterberg sitzen. Sie wollte Renés Mutter nicht bedrängen.

»Das ist jetzt ein paar Wochen her. Drei oder vier vielleicht. Ich weiß es nicht mehr so genau. Jedenfalls hatte ich Kochwäsche, und dann gehe ich vorher immer im Haus rum und sammle die schmutzige Kleidung ein. Also alles, was gekocht werden muss. Und da wollte ich auch Renés Bett abziehen. Als ich dann den Bettbezug anhob, da habe ich es sofort gesehen.« Sie hielt sich die schmalen Hände vors Gesicht und atmete tief ein. Ihre Schultern bebten, als ob sie weinte.

Ihr Mann strich ihr über den Rücken. »Was? Was hast du gesehen?«

Sie schluchzte und senkte wieder die Hände. Tränen rannen über ihre Wangen, rote Flecken breiteten sich dort aus. Sie kniff die Lippen zusammen, bevor sie weitersprach. »Ein T-Shirt. Es lag zusammengeknüllt unter dem Bettlaken. Am Fußende. Und es war völlig

blutverschmiert.« Sie schloss die Augen.

»Wie, blutverschmiert?« Michael Staudt starre sie an. »Was meinst du damit?«

»Überall war getrocknetes Blut! Hier ...« – sie rieb sich über den Brustkorb und über den Saum ihres Shirts – »... und hier.«

»Was haben Sie mit dem T-Shirt gemacht?« Natascha hoffte, dass sie es aufgehoben hatte, auch wenn das unwahrscheinlich war.

»Ich habe es wieder unter das Bettlaken geschoben und hab das Bett dann auch nicht frisch bezogen. Ich hab einfach alles so gelassen, wie es war. Damit René nicht merkt, dass ich das gefunden habe.« Sie senkte den Kopf und sah Natascha von unten an. »Das war falsch, ich weiß. Ich hätte ihn einfach darauf ansprechen müssen!« Ihre Stimme brach.

»Haben Sie das Shirt danach noch einmal gesehen? Liegt es in Renés Zimmer, oder war es in der Wäsche?«

Doch Karin Staudt schüttelte den Kopf. »Am nächsten Tag wollte ich noch einmal gucken. Vielleicht hätte ich ja dann mit ihm darüber geredet. Aber das T-Shirt war weg. Er hat es bestimmt weggeworfen, aber nicht in unsere Mülltonne.« Sie warf ihrem Mann einen kurzen Blick zu. »Ich hab nachgeguckt, aber es war nicht in der Tonne.«

»Haben Sie eine Idee, was das bedeuten könnte? War es vielleicht Renés Blut?«, fragte Winterberg.

Staudt starrte nur noch seine Frau an; es hatte ihm die Sprache verschlagen.

Karin Staudt stand auf und ging vor dem Tisch auf und ab. »Ich weiß es nicht. Ich habe lange darüber nachgedacht und immer wieder überlegt, ob ich das ihm gegenüber ansprechen soll. Aber gemacht habe ich nichts. Wenn ich nur was gesagt hätte – vielleicht wäre René dann nichts passiert!« Sie hob verzweifelt die Hände vors Gesicht und ließ sich auf die Knie fallen. Ihr Mann sprang auf und griff ihr unter die Achseln, um ihr aufzuhelfen. Doch sie blieb auf dem Teppich hocken und schüttelte ihn unwirsch ab. »Lass mich! Du sollst mich nicht wie eine Irre behandeln!«

Die beiden gaben ein absurdes Bild ab. Karin Staudt saß völlig niedergeschmettert auf dem Teppich; ihr Mann stand wie unter Schock daneben und sah die beiden Polizisten Hilfe suchend an.

Winterberg stand auf, nahm Michael Staudt am Arm und führte ihn zum Sessel zurück. »Setzen Sie sich bitte. Meine Kollegin bringt Ihnen ein Glas Wasser. Ich werde mit einem Kollegen sprechen, der sehr viel Erfahrung mit Menschen in außergewöhnlichen Situationen hat. Wenn es Ihnen recht ist, wird er sich bei Ihnen melden und Ihnen Gespräche anbieten. Wenn Sie das nicht möchten, können Sie ihm das auch gern sagen. Er versteht das gut.«

Natascha ging in die Küche, um für die beiden Wasser zu holen. Anders als das Wohnzimmer sah die Küche noch einigermaßen aufgeräumt aus. Auch hier roch es nach Zigarettenrauch, allerdings nicht so stark. Renés Eltern taten ihr leid. Sie mussten sich fürchterliche Vorwürfe machen. Anfangs war Natascha empört über sie gewesen, weil sie ihren Sohn offensichtlich vernachlässigten, und hatte es irgendwie verstanden, dass René es hier nicht mehr aushielte. Aber die Situation hatte sich verändert. Die Eltern gaben sich zumindest teilweise die Schuld für das, was ihrem Sohn passiert war. Wenn sie am Freitagmorgen sofort bemerkt hätten, dass René fortgelaufen war ... vielleicht wäre er dann schon längst gefunden worden – möglicherweise sogar unverletzt, wenn die Amputationen tatsächlich am Samstag begonnen hatten. Aber erst seit Montag hatten sie einen Hinweis darauf, dass eine Gefährdung von Leben oder Gesundheit vorliegen könnte.

Natascha nahm zwei Gläser aus dem Küchenschrank, füllte sie mit Leitungswasser und ging zurück ins Wohnzimmer. Mittlerweile saß auch Karin Staudt wieder im Sessel und wischte sich über das nasse Gesicht. Sie nahm das Wasser und trank es in einem Zug leer; ihr Mann nahm

einen langsamen Schluck und hielt das Glas mit beiden Händen fest.

»Frau Staudt? Ich möchte gern noch einmal mit Ihnen über das T-Shirt mit dem getrockneten Blut reden.« Winterberg sprach sanft und leise. »Sehen Sie einen Zusammenhang zu Renés Verschwinden?«

Karin Staudt schniefte und holte ein zerknülltes Taschentuch aus ihrer Jeans. Sie schnäuzte sich laut und drückte das Tuch in ihrer rechten Faust zusammen. »Ich weiß es nicht. Ich kann das alles überhaupt nicht verstehen. Was treibt mein Sohn? Was passiert hier?« Sie sah ihren Mann flehend an. »Mit welchen Leuten treibt er sich rum? Vielleicht hat Manuel doch was damit zu tun? Womöglich hat er unseren Jungen in was reingezogen, gegen das René sich nicht wehren kann?« Sie wandte sich wieder an die beiden Polizisten. »Bitte! Reden Sie mit Manuel!«

Winterberg stand auf. »Ja. Wir werden mit Manuel Siebert sprechen. Und es wäre gut, wenn immer jemand von Ihnen sich zu Hause aufhalten würde. Auch das Telefon sollten Sie so wenig wie möglich benutzen. Denn schließlich möchten Sie doch erreichbar sein, falls René sich meldet.«

Karin Staudt sah dankbar zu ihm auf. Winterberg hatte ihr mit wenigen Worten Hoffnung gegeben, und daran konnte sie sich nun festhalten. Doch Natascha fragte sich, wie viel Kraft sie wohl haben möchte – und ob ihr nicht der Alkohol mehr Halt versprechen würde.

Kapitel 29

Er klappte seinen Laptop wieder zu und zog den Netzstecker aus der Steckdose.

Die Bedienung mit dem engen Rock und dem breiten Hintern stand hinter der Theke und hantierte an der Kaffeemaschine. Es gab ein zischendes Geräusch, und er stellte sich vor, wie heiße Milch in ein Glas floss. Er dachte daran, wie die Blonde mit ihren schmalen Fingern das Glas umfasste und langsam Espresso hineingoss. Und dass sie das für ihn tun würde. Einfach nur, weil er sich das gewünscht hatte und weil er momentan der König war. König Kunde.

»Bitte schön.« Sie stellte den Latte macchiato vor ihn auf den Tisch, vermied dabei aber jeglichen Blickkontakt. Sie war noch neu in dem Café und viel zu schüchtern für diesen Job. Vielleicht eine Studentin, die das Geld brauchte, dachte er.

Er teilte den Milchschaum auf dem Getränk und schüttete Zucker aus zwei Beutelchen in den Latte macchiato. Danach schloss er die Haube aus Schaum wieder und beobachtete, wie der Zucker in dem beigefarbenen Getränk versickerte. Der Prozess verlief ihm zu langsam, also half er mit dem langstieligen Löffel nach und rührte seinen Kaffee um. Schluss mit der Gelassenheit, dachte er, jetzt muss endlich was passieren!

Wie bei den Fingern. Inzwischen hatte die Polizei alle vier Finger gefunden; das hatte er im Internet entdeckt. Das war einerseits gut, andererseits aber schlecht. Entsprechend seinem Plan hätte alles ganz anders ablaufen sollen. Natürlich sollten die Finger gefunden werden – aber von Cachern, nicht von der Polizei! Natürlich hätten die dann die Ordnungshüter angerufen – aber in erster Linie ging es ja darum, den Cachern eins auszuwischen und ihnen einen Denkzettel zu verpassen.

Er nahm einen Schluck aus dem Glas und hielt es nachdenklich in den Händen. Es fühlte sich angenehm warm an.

Die Polizei hatte das System offenbar schneller entschlüsselt, als er gedacht hatte. Das bedeutete, dass er seinen Plan ändern musste. Das große Finale! Eigentlich hatte er damit noch warten wollen, aber offensichtlich zwangen ihn die Ereignisse, es vorzuziehen. Sonst würde es am Ende gar nichts damit werden, und alles wäre umsonst gewesen. Nein, das ging nicht!

Er trank den Latte macchiato aus, aber diesmal ließ er den Milchschaum am Boden des Glases zurück. Heute hatte er keine Zeit, ihn auszulöffeln. Aus dem Portemonnaie holte er ein paar Münzen heraus, die er für die neue Bedienung mit dem prallen Hintern auf den Tisch legte. Trinkgeld in angemessener Höhe war schon dabei; er wollte schließlich nicht durch irgendeine kleine Unachtsamkeit auffallen.

Mit seinem Laptop unter dem Arm verließ er das Café. Draußen vor der Tür schloss er kurz die Augen, um sie vor der gleißenden Sonne zu schützen.

Die heiße Phase konnte beginnen!

Kapitel 30

»Okay, auf ein Neues.«

Winterberg sah in die Gesichter der Kollegen vor sich. Diesmal war auch der Abteilungsleiter dabei. Dreisler sah blass und teigig aus, als habe er in diesem Sommer noch gar keine Sonne gesehen – was vielleicht auch der Fall war. Dreislers Frau hatte ihn vor einigen Wochen verlassen, und Gerüchten zufolge lenkte er sich mit Kontaktbörsen im Internet ab. Doch so schlecht, wie er momentan aussah, konnte er wohl kaum hoffen, in naher Zukunft eine neue Partnerin zu finden. Er sollte weniger arbeiten und ab und zu mal frische Luft schnappen, fand Winterberg.

Lorenz saß wieder hinter dem Laptop, das Durcheinander aus Papieren, Ordnern und Mappen um ihn herum war gewachsen. Mittlerweile brauchte er nicht nur den Zweiertisch, an dem er saß, sondern auch schon den Tisch daneben. Am Morgen hatte die Staatsanwältin dort gesessen, aber Eleonore Kraft hatte sich entschuldigen lassen. Winterberg war das nur recht; er fühlte sich von ihr oft beobachtet und eingeschränkt, obwohl das eigentlich unsinnig war. Er sollte lockerer werden. Auch wenn sie die Staatsanwältin war, so führte er doch die Ermittlungen. Möglicherweise würde sich das ändern, wenn es plötzlich eine Leiche gäbe und sie in einem Mordfall ermittelten. Dann würden zwar die Zuständigkeiten wechseln und die Mordkommission aus Hagen anrücken, aber auch dann bliebe die Leitung wahrscheinlich weiterhin bei ihm. Zumindest für die meisten Hagener Kollegen.

Winterberg nahm einen Stapel Papiere und schob ihn von links nach rechts. Es gab zum jetzigen Zeitpunkt keine Leiche – und er wollte auch, verdammt noch mal, keine haben!

Er räusperte sich kurz, bevor er mit seiner kleinen Rede begann. »Seit heute Morgen ist viel passiert, und wir sollten einander auf den aktuellsten Stand bringen. Dass die beiden Geocacheverstecke mit den Fingern zu einer Serie von vier Dosen gehören, habt ihr ja nun alle mitbekommen. Dann haben wir herausgefunden, dass zu dieser Serie auch noch ein Bonuscache gehört. Wir hatten die berechtigte Vermutung, dass wir dort noch mehr finden würden. Aber das Gegenteil war der Fall: Die Dose enthielt keine weiteren Körperteile. Das Gebiet rund um den Fundort ist mittlerweile abgesperrt und wird regelmäßig von Kollegen von der Streife angefahren. Ich habe mich gegen eine kontinuierliche Bewachung entschieden, weil wir jeden Mann für die Suche nach René brauchen. Da können wir es uns eigentlich nicht erlauben, dass sich einer von uns in einem gut besuchten Naherholungsgebiet die Beine in den Bauch steht, nicht wahr?« Er blickte zu Dreisler.

Der Abteilungsleiter nickte und ließ seinen Kugelschreiber zwischen den Fingern wippen. »Ist in Ordnung. Das Gebiet ist weitläufig untersucht worden, einschließlich der Hütten. Deren Besitzer werden gerade ermittelt.«

»Hütten?« Natascha sah irritiert von einem zum anderen.

»Das wäre mein nächster Punkt«, erklärte Winterberg. »Im näheren Umfeld, ungefähr dreihundert Meter von dem Cacheversteck entfernt, stehen drei primitive Holzhütten auf kleinen, eingezäunten Grundstücken. Die Kollegen haben sie untersucht, aber außer einfachen Ausstattungsgegenständen, wie Tische und Stühle oder kleine offene Regale, haben sie nichts Besonderes gefunden. Wahrscheinlich sind das Rückzugsorte für Jäger oder Wandervereine. Wir müssen noch herausfinden, wem die gehören ...« Er hielt kurz inne. »Jedenfalls wurde dort weder René noch ein Hinweis auf ihn gefunden. Aber das wäre auch zu schön gewesen.«

Winterberg blickte zu Lorenz, um zu schauen, ob der Kollege auch diese neuen Informationen dokumentierte. Lorenz' Finger flogen über die Tastatur, und das leise Klackern der Tasten füllte den Raum mit einem monotonen Hintergrundgeräusch. Nichts würde verloren

gehen, was sie in diesem kleinen Kreis besprachen.

»Eine der Hundertschaften ist vor einer Viertelstunde angekommen und wird sich das Gebiet mit dem Daumenfund vornehmen«, fuhr Winterberg fort. »Sie werden die Helfer vom THW ablösen ... Das ist der aktuellste Stand.«

Natascha runzelte die Stirn. »Was ist mit den Hubschraubern?«

Winterberg kniff die Lippen zusammen und schüttelte langsam den Kopf. »Die haben natürlich Personen ausfindig gemacht, aber das waren nur Spaziergänger, ein Liebespaar auf einer Parkbank und der Förster mit seinem Hund. Und eine Reiterin. Die fliegen zwar noch mal, aber was die Erfolgsaussichten betrifft ... Da möchte ich lieber keine falschen Hoffnungen wecken.«

»Du hast recht.« Nataschas Finger nestelten an der Brötchentüte, die noch von der Morgenbesprechung auf dem Tisch lag. »Wenn das THW noch nichts gefunden hat, wird die Hundertschaft wahrscheinlich auch nichts entdecken. Und wie sieht es bei der Feuerwehr und dem DRK aus?« Sie winkte ab, als spräche sie mit sich selbst. »Du hättest es uns schon längst gesagt, wenn die was gefunden hätten. Da niemand auf irgendeine Spur von René stößt, fange ich langsam an zu glauben, dass er möglicherweise überhaupt nicht mehr hier in der Gegend ist. Wir haben ja noch nicht einmal eine Tasche oder einzelne Kleidungsstücke oder sonst was von ihm entdeckt.«

Lorenz blickte von der Tastatur auf. »Und deshalb müssen wir uns noch einmal genauer mit der Person René Staudt beschäftigen. Wir müssen ihn besser kennenlernen, seine Motivationsstruktur herausfinden – müssen wissen, wie er tickt. Dann finden wir vielleicht einen Anhaltspunkt darauf, an welche Leute er sich gewandt haben könnte, als er von zu Hause wegrief; und möglicherweise ist einer von ihnen sein Entführer.«

»Irgendwo ist er bestimmt; er kann ja schließlich nicht vom Erdboden verschluckt sein«, merkte Schmitz an und versuchte ein Grinsen, aber ihm gelang nur eine schiefe Grimasse.

Winterberg musste daran denken, dass Schmitz ein Spürhund war, ein Spurensucher. Für ihn gab es immer etwas zu finden, selbst wenn es die Größe eines Staubkorns hatte. Er und die anderen hingegen mussten sich bei ihrer Ermittlungsarbeit mit Indizien herumschlagen – und mit Lügen, Vertuschungsversuchen und mit mentalen Schwächen wie das Vergessen und Verdrängen.

Winterberg seufzte. »Vorhin war ich mit Natascha bei Renés Eltern, um die schlechten Nachrichten zu überbringen. Natürlich waren sie ziemlich fertig, als sie von den Fingern hörten. Aber sie haben uns auch einen weiteren Hinweis gegeben. Ein blutverschmiertes T-Shirt.«

Sofort setzte Schmitz sich aufrecht. »Ein blutverschmiertes T-Shirt? Wird es schon untersucht?« Er sah ihn an, als ob ihn die Information begeistern würde.

Winterberg musste jedoch seine Euphorie bremsen. »Es ist verschwunden. Die Mutter fand es vor wenigen Wochen, als sie den Bettbezug abnehmen wollte, hat es dann aber wieder unter das Laken zurückgelegt. Sie schiebt es auf den ersten Schreck. Als sie am nächsten Tag noch einmal nachschauen wollte, war es verschwunden. Sie hat wohl sogar im Müll danach gesucht, aber es war weg. Und wir wissen nicht, wessen Blut das war.«

»Das Shirt lag also im Bett, nicht wahr?«, vergewisserte sich Schmitz. »Dann können wir trotzdem noch was an der Bettwäsche oder der Matratze finden. Ich werde jemanden hinschicken.« Er wies mit dem Zeigefinger auf die Tür und blickte fragend.

»Geh und sag Bescheid, die sollen sich beeilen!«, erwiderte Winterberg. Er war erleichtert. Die Kollegen von der Kriminaltechnik würden ganz sicher eine Spur entdecken – irgendetwas, das ihnen weiterhelfen konnte. Denn was sie bisher herausgefunden hatten, war mehr als nur dürfzig. Er dachte an Karin Staudt, die voller Verzweiflung auf dem Wohnzimmerteppich gehockt hatte, und an die Hoffnung in ihren Augen, als er die Möglichkeit

erwähnte, dass René sie anrufen könnte. Doch er selbst vermochte diese Hoffnung nicht zu teilen – nicht nach dem, was sie bisher wussten. Im Unterschied zu Natascha ging er immer noch davon aus, dass sich René irgendwo in der Nähe aufhielt: Und dass weder die Hubschrauber noch die Helfer von THW, DRK oder Feuerwehr etwas gefunden hatten, stimmte ihn pessimistisch.

»Damit sollten wir weiterkommen«, sagte Dreisler, nachdem Schmitz fortgegangen war, und stand ebenfalls auf. Er nahm Block und Stift und ging zur Tür. »Sie schaffen das, Winterberg. Fahren Sie Ihre Tour weiter und melden Sie sich, wenn es Schwierigkeiten gibt. Sie wissen ja, wo Sie mich finden können.« Dreisler hob kurz die Hand zum Gruß und verließ den Raum.

Winterberg fiel der sprichwörtliche Stein vom Herzen. Dreisler vertraute ihm und hatte nicht vor, ihm in irgendeiner Weise hineinzureden. Das war gut und nahm ihm eine Last von den Schultern.

»Und was ist mit Renés Kumpel, diesem Manuel? Hast du ihn erreicht?«, erkundigte sich Natascha.

Lorenz sah sie erstaunt an. »Wer ist Manuel?«

»Ein Schulkamerad. Die beiden waren eine Zeit lang befreundet, aber René war irgendwann von ihm genervt. Ich wüsste gern, was das für ein Typ ist und was dazu geführt hat, dass die Freundschaft zwischen den beiden in die Brüche gegangen ist. Schließlich verfügte René nicht unbedingt über eine große Auswahl an potenziellen Freunden.«

»Ich werde den Jungen zu mir ins Büro bestellen, und zwar am späten Nachmittag«, entschied Winterberg. Er blickte auf die Uhr. »Wir haben jetzt halb vier. Und du wirst dabei sein, Natascha. Vorher fahren wir beide jedoch zum Lahnhof. Da oben im Rothaargebirge wurde am späten Vormittag ein Mittelfinger gefunden. Lorenz begibt sich zur gleichen Zeit nach Kreuztal, weil man dort einen Ringfinger entdeckt hat. Zum Glück wussten wir vor den Cachern Bescheid und haben Streifen zu den beiden Geocaches geschickt. Ich will mir nicht ausmalen, was passiert wäre, wenn schon wieder ein kleiner Junge so etwas gefunden hätte.«

Ihn schauderte bei dem Gedanken.

Es klopfte kurz an der Tür, dann wurde sie aufgerissen. Schmitz kam zurück und setzte sich auf seinen Platz. »Ich habe zwei Kollegen zum Haus der Familie Staudt geschickt; sie werden sich die Matratze und die Bettwäsche vornehmen. Ich hab außerdem die Eltern angerufen, damit sie Bescheid wissen.« Er stützte sich mit den Unterarmen auf der Tischplatte ab. »Mannomann, die Frau klang am Telefon echt fertig. Es wird Zeit, dass wir diesem Arschloch von Fingerschnippler den Garaus machen. Und wir sollten den armen Jungen finden und zu seinen Eltern zurückbringen. Was sagen die denn überhaupt zum Thema Geocaching?«

»Nichts.« Winterberg lief vor der großen Wandtafel auf und ab. Das Foto von René auf der Tafel mahnte die Ermittler, dass es bei ihrer Arbeit darum ging, einen realen Menschen vor weiterem Leid zu bewahren und sein Leben zu retten. Diese Erinnerung war jedoch im Prinzip überflüssig. Niemand von ihnen würde Renés Leid vergessen.

»Was genau meinst du mit ›nichts‹?«, hakte Schmitz nach.

»Die Eltern glauben nicht, dass René etwas damit zu tun hat«, erklärte Winterberg. »Jedenfalls hat er nichts davon erzählt, und er hat kein GPS-Gerät.«

»Und auch keinen Computer«, ergänzte Natascha. »Und ohne Internetzugang kommt er nicht an die Koordinaten. Oder er bräuchte jemanden, der die Daten besorgt ... Allerdings haben wir den Rechner des Vaters noch nicht untersucht.«

»Da hast du völlig recht«, stimmte Winterberg ihr zu, hielt in seiner Wanderung inne und blieb vor Schmitz' Tisch stehen. Doch bevor er seinen Gedanken aussprach, hatte sein Kollege schon begriffen, worum es ging.

»Ich sag den Leuten in der Wohnung der Eltern Bescheid; die kümmern sich drum«,

erklärte Schmitz, stand auf und marschierte auf die Tür zu.

»Danke!«, rief Winterberg ihm nach. »Hanke soll sich den Computer vornehmen. Er saß heute Morgen an der Vermisstendatei und ist deshalb im Thema drin; ihm müssen wir nicht mehr viel erklären.« Winterberg nahm seine Wanderung wieder auf und warf einen Seitenblick auf das Foto von René. »Wir müssen dringend Manuel zum Geocaching befragen. Möglicherweise ist er die Schlüsselperson in der ganzen Geschichte.«

»Haben wir denn mittlerweile die Daten des Netzbetreibers von Renés Handy?«, fragte Natascha, während sie einzelne Krümel aus der Brötchentüte pickte.

Winterberg spürte, wie sein Magen knurrte. Er sollte dringend etwas essen, dachte er kurz und blickte dann zu Lorenz. »Du hast doch die ganzen Daten. Lies mal vor!«

»Ist gut.« Lorenz setzte sich aufrecht, öffnete die Hauptakte und blickte gleichzeitig auf den Computerbildschirm. »René wurde das letzte Mal am Freitag gegen halb zwölf in Wilnsdorf gesehen. Da war er am Kreisel und ist höchstwahrscheinlich in Richtung Autobahn gegangen. An dieser Stelle hat sich auch sein Handy das letzte Mal bei einem Funkmast angemeldet und wurde dann nach wenigen Minuten ausgeschaltet – um elf Uhr dreiundvierzig, um genau zu sein. Es blieb insgesamt sieben Minuten im Bereich dieser Funkwabe. Seither ist es aus und wurde auch zu keinem Zeitpunkt wieder eingeschaltet. Das jedenfalls sind die Angaben des Netzbetreibers. Der Radius der jeweiligen Funkmasten dort ist recht groß, sodass wir nur ungefähre Angaben über den Standort des Handys zur fraglichen Zeit haben.«

Winterberg seufzte. »Das hab ich mir fast gedacht. Schaut euch mal an, wie wenige Leute da leben. Wir haben hier ja immer noch Gegenden mit Funklöchern.« Er schüttelte den Kopf. »Ich bin froh, dass wir nicht in Wittgenstein arbeiten müssen, da ist es ja noch schlimmer.«

»Seit Freitag ist sein Handy aus, doch es wurde bisher nicht gefunden«, stellte Natascha fest. »Also hat er es möglicherweise noch bei sich. Vielleicht ist der Akku leer, oder der Täter hat es ihm weggenommen und zerstört. Würde jemand mit einem schwachen Akku eine längere Reise planen?«

»Es kommt drauf an, ob du geplant wegährst oder abrupt aufbrichst«, antwortete Winterberg. »Im letzten Fall vergisst man womöglich das Kabel. Wir werden Renés Eltern noch einmal explizit danach fragen. Nur weil sie es nicht gefunden haben, bedeutet das ja nicht zwangsläufig, dass er es mitgenommen hat. Vielleicht hat er es nur ordentlich weggeräumt.« Er dachte an das aufgeräumte Zimmer, das sich so sehr von denen seiner Söhne unterschied.

Natascha stützte ihr Kinn in die Hand. »Stimmt irgendwie. Hat einer von euch schon mal daran gedacht, dass René möglicherweise von jemandem entführt worden ist, der das von langer Hand geplant hat?«, fragte sie. »Vielleicht von einem Erpresser, der Lösegeld von den Eltern haben will?«

Lorenz schüttelte schon den Kopf, bevor Winterberg zu antworten begann: »Bei nur einem Fingerfund hätte die Idee noch nahegelegen, aber da es weitere gibt, muss man sie verwerfen. Wenn jemand die Eltern erpressen wollte, hätte er oder sie sich doch schon längst bei den Eltern gemeldet. Und warum sollten Erpresser einzelne Finger in Geocachingverstecke legen? In einem solchen Fall lässt sich doch überhaupt nicht vorausberechnen, wann die Finger gefunden werden! Das ergibt keinen Sinn – so funktionieren Erpressungen einfach nicht. Und nebenbei bemerkt: Abgeschnittene Finger klingen ein bisschen stark nach Mafiaklischee.«

Natascha ließ jedoch nicht locker. »Aber René könnte doch auch entführt worden sein, ohne dass man seine Eltern erpressen wollte. Vielleicht, um ihn zu bestrafen oder zu bedrohen.«

»Ja, das ist möglich«, erwiderte Winterberg. »Ich halte das sogar für recht wahrscheinlich. Aber trotzdem hilft uns das leider nicht weiter. Wir brauchen noch mehr Hinweise für die gezielte Suche. Außerdem sollten wir nicht vergessen, dass René nicht einfach von der Straße weggeholt wurde, sondern dass er zumindest eine Tasche mit Wechselwäsche gepackt und

sowohl Handy als auch Portemonnaie und Ausweise mitgenommen hat. Ob er nun freiwillig mit seinem Entführer fortgegangen ist oder nicht, müssen wir noch herausfinden. Und zwar schnell.« Er rieb eifrig an seiner Nase, als könnte er auf diese Weise Antworten heraufbeschwören. »Wir müssen uns und unsere Gedanken sortieren. Uns läuft die Zeit davon. Wir stehen vor dem sprichwörtlichen Heuhaufen und wissen nicht einmal, ob wir überhaupt eine Stecknadel suchen.« Er sah auf die Uhr. »Wir haben jetzt kurz vor vier. Natascha, du fährst mit mir zu der Fundstelle im Rothaargebirge, Lorenz wird, wenn er das hier fertig hat, zur Fundstelle nördlich von Kreuztal fahren. Und Schmitz hat auch mehr als genug zu tun; ich werde vorher noch einmal kurz bei ihm reinschauen.«

Anschließend packten sie ihre Sachen zusammen und lösten die Sitzung auf.

Winterberg ging in sein kleines Büro und schloss ausnahmsweise die Tür hinter sich zu. Es waren die ersten Minuten seit der Besprechung am Morgen, die er allein verbrachte. Er brauchte dringend eine Pause, eine Tasse Kaffee und irgendwas zum Essen. Doch gleichzeitig fand er den Gedanken an Essen irgendwie abstoßend. Es war viel zu heiß und die Lage zu stressig, um über eine Mahlzeit nachzudenken.

Von draußen hörte er das Rauschen der Straße; es drang gedämpft durch die geschlossenen Fenster herein. Die hereinfallenden Sonnenstrahlen erzeugten ein leuchtendes Rechteck auf dem Schreibtisch und erhellten das Telefon: ein Bild trügerischer Idylle. Das Telefon würde gleich wieder klingeln, der Schreibtisch sich unter Untersuchungsakten biegen und er vor lauter Kopfschmerzen das Verkehrsrauschen nicht mehr bewusst wahrnehmen.

Winterberg stöhnte auf und lehnte seinen Hinterkopf an die Wand. Wenigstens einen Kaffee brauchte er jetzt.

Kapitel 31

Tiefe Schwärze zog über den Himmel, der Horizont verschwand im Nichts. Wasser. Überall war schwarzes Wasser. Eben noch schwamm er oben, konnte sehen, fühlen und atmen. Dann plötzlich wurde es dunkel. Die nasse Schwärze umfing ihn, packte ihn, zog ihn nach unten. Über ihm schwamm die Kälte zusammen und drückte ihn tiefer nach unten. Atmen ... Er musste atmen, aber es ging nicht. Sein Mund war verschlossen, und durch die Nase drang beißendes schwarzes Wasser in ihn hinein. Es brannte. Langsam, mit unfassbarer Macht, rollte eine Welle der Panik auf ihn zu, brüllte ihn an, riss ihn mit sich fort. Seine Arme ruderten, die Beine wollten strampeln, doch der Schmerz ließ sie verkrampfen ...

Plötzlich hörte er einen Schrei und spürte ein Kratzen in der Kehle. Er riss die Augen auf und sah – nichts. Denn grelles Licht blendete ihn, schmerzte in den Augen, stach bis hinter die Stirn. Das Traumbild war verschwunden. Instinktiv schloss er sofort wieder die Augen, aber die roten Lichtreflexe blieben und schimmerten durch die Lider. Er hatte das Gefühl, sie nie wieder öffnen zu können.

»Halt den Mund, verdammt noch mal!«

Die Stimme kam ihm bekannt vor, aber im ersten Moment konnte er sie nicht zuordnen. Dann traf ihn die Erkenntnis wie ein Faustschlag und presste einen weiteren Schrei aus ihm heraus. Sofort drückte sich eine schwere Hand auf seinen Mund und verschloss ihn, sodass er nur noch gedämpft knurren konnte. Er warf den Kopf hin und her, weil er auf keinen Fall wieder geknebelt werden wollte. Blitzlichter leuchteten vor seinem inneren Auge auf: Er sah wieder die Spritze und das Messer. Und Blut. Sein Blut.

Die Hand hielt seinen Kopf starr geradeaus; kräftige Oberschenkel klemmten ihn ein wie ein Schraubstock.

»Jetzt hör mir mal zu, Büschchen. Kannst du mich hören? Verstehst du, was ich sage?« Die Stimme wurde mit jedem Satz schriller.

Er wollte nicken, aber es ging nicht. Also wimmerte er. Die Stimme kam näher, damit auch der Atem. Er roch nach Zwiebeln und Bier.

»Du wirst, verdammt noch mal, etwas essen! Ich lasse es nicht zu, dass du krepierst. Du sollst am Leben bleiben, hörst du? Wenn du die Nahrung verweigerst, nehme ich mir auch die restlichen Finger vor. Ist das klar?«

In Panik riss er die Augen auf und blickte wieder direkt in die Taschenlampe. Sein Kopf schmerzte so entsetzlich, dass er leise wimmerte. Unwillkürlich zuckten seine Beine; es verstärkte nur den Schmerz in den gefesselten Gliedern. Er unterdrückte den aufkommenden Schrei.

»Ich habe noch eine bessere Idee: Falls du nicht spurst, ist dein nutzloser Schwanz an der Reihe.« Ein fester Griff zwischen die Beine. »Iss, oder ich schneide dir deinen Schwanz ab, sodass du nicht einmal mehr pinkeln kannst.« Der Mann ließ ihn plötzlich los, nahm auch die starke, schwere Hand von seinem Mund.

Er japste nach Luft, keuchte verzweifelt. Sofort wurde ihm etwas in den Mund geschoben. Reflexartig wollte er es ausspucken, doch im letzten Moment unterdrückte er den Würgeimpuls.

Ganz langsam und vorsichtig kaute er. Es fühlte sich an wie Fleisch. Er spürte, wie seine Zähne das Gewebe zerdrückten, und schmeckte einen leichten Hauch von Gebratenem. Er kaute, aber das Fleischstück schien nicht kleiner zu werden. Seine Gedanken jagten durcheinander. Er dachte an den Wahnsinn und die Grausamkeit seines Peinigers. Hoffentlich stammte das Fleisch von einem Tier. O Gott, er musste seine Gedanken im Zaum halten, sonst würde er noch durchdrehen. Angekelt schob er den dicken Klumpen von einer Seite zur anderen, unfähig, ihn

herunterzuschlucken.

»Schluck!«

Mit einem enormen Aufwand an Kraft und Überwindung versuchte er, die zähe Masse herunterzuwürgen. Sein Magen rebellierte. Er spürte den sauren Geschmack der aufkommenden Magensäure. Er schluckte mühselig. Magensäure und Fleisch vermischtten sich zu einem brennenden Klumpen. Beißende Tränen liefen ihm über das Gesicht, rannen in die rechte Ohrmuschel. Er kaute und hoffte inständig, dass es nicht menschliches Fleisch war.

Kapitel 32

Winterberg parkte den Wagen auf dem Wanderparkplatz und ging mit Natascha zusammen zu dem abgesperrten Bereich. Polizisten in weißen Schutzanzügen suchten das Waldstück ab, förderten Bonbonpapiere, zwei Bierflaschen, eine Limonadendose und mehrere zerknüllte Taschentücher zutage. Es gab unzählige Spuren von Hunden, Hasen und Rehen, und die überall verteilten Ziffernschilder ließen das Ganze wie ein modernes Kunstwerk erscheinen. Der Bus der Kriminaltechniker stand am Rande des eingegrenzten Bezirks, durch die offene Tür konnte man Utensilienkoffer sehen.

Winterberg stellte sich neben das im Wind flatternde Absperrband. Die Szene dahinter wirkte wie ein Theaterstück auf der Bühne, mit dem er nichts zu tun hatte. Hier war er vorerst nur Zuschauer, und er wünschte sich einen kurzen Moment lang, zu den wenigen Schaulustigen gehören zu können, die neben ihm standen. Dann würde er am Abend nach Hause fahren, seiner Frau von den Aufregungen am Nachmittag berichten und sich mit einem reinen Gewissen ins Bett legen. Doch darauf musste er vorerst verzichten.

»Ich frag die Kollegen der Kriminaltechnik, was die bisher gefunden haben.« Natascha stieß ihn leicht in die Seite. »Kommst du mit? Du siehst so nachdenklich aus.«

»Ich frage mich, warum sich der Täter die Mühe macht, die Finger in solch einem großen Radius zu verstecken. Wir wissen, dass es unzählige Geocaches hier in der Gegend gibt. Warum liegen die Verstecke nicht näher beieinander? Wir sind eine halbe Stunde lang über Höhenwege und marode Kreisstraßen gefahren, um hier oben anzukommen. In der Nähe gibt es nicht viel mehr als eine Gaststätte, einen Wanderparkplatz und hektarweise Fichtenwald mit riesigen Schneisen, die der Orkan Kyrrill hinterlassen hat. Und bei den anderen drei Fundorten sieht es nicht anders aus. Alle sind eine halbe Stunde von einer Stadt entfernt, liegen mitten in der Pampa und gehören zu dieser Geocachingserie. Ich kann einfach den Sinn des Ganzen nicht erkennen. Du vielleicht?« Er sah Natascha fragend an.

Doch sie schaute nur zu Boden und kickte einen Stein vor sich her. »Lass uns die Techniker fragen, was sie gefunden haben.«

»Hier sind die bisherigen Fundsachen.« Der Kollege von der Kriminaltechnik wies auf den geöffneten Kofferraum des Busses. Er reichte Winterberg eine Liste, auf der die einzelnen Gegenstände aufgelistet waren. Auf den ersten Blick schien es sich überwiegend um Zivilisationsmüll von Wanderern und Ausflüglern zu handeln.

»Zeigst du mir die Dose und ihren Inhalt? Ich will mir das selbst anschauen«, bat Winterberg.

Der Kriminaltechniker holte den Koffer mit den Fundsachen hervor. Er nahm einzelne transparente Plastiktüten daraus hervor und hielt sie Winterberg hin. Der Finger schien zu fehlen, wahrscheinlich war er längst bei Schmitz. Der Rest ähnelte dem Zeug in den anderen Dosen: mehrere kleine Gegenstände ohne erkennbaren Wert, ein Notizblock nebst Bleistift und Anspitzer, eine billig aussehende Münze, auf der statt eines Zahlenwertes ein Geierkopf geprägt war.

Winterberg nahm einen Beutel, hielt ihn Natascha entgegen und wies auf die Münze mit dem Geierkopf. »Das ist doch eine von diesen Geocachingmünzen. Ich dachte, das wäre nur Nippes. Aber vielleicht steckt noch mehr dahinter.«

»Was meinst du damit?«, fragte Natascha. Sie ging mit dem Gesicht ganz nah an den Beutel heran, berührte ihn jedoch nicht. Es wirkte ehrfurchtsvoll.

Winterberg fuhr sich durch das Gesicht und spürte dabei seine Bartstoppeln. »Vielleicht bedeuten diese Münzen etwas anderes, als wir uns vorstellen können. Eigentlich sollen sie doch

dazu da sein, um von einem Geocachingversteck zum anderen zu wandern. Richtig?«

»Ja. Worauf willst du hinaus? Dass die Münzen irgendwie mit den Fingern zusammenhängen?« Natascha dachte kurz nach. »Man kann ja schnell herausfinden, wem die Münze gehört und in welchen Caches sie bisher schon war. Aber inwiefern hat das etwas mit René zu tun?«

»Ach, ich weiß es nicht!« Winterberg schlug sich mit einer Hand auf den Oberschenkel. Es tat weh, konnte aber den Druck in seinem Inneren nicht lösen. Er hatte das Gefühl, als würde ihm jemand die Lungen zusammenpressen. »Der Täter will uns doch irgendetwas sagen. Aber was? Es gibt kein Schreiben an die Eltern, keine Anrufe, keine Drohungen. Nichts. Nur diese Amputate.«

Er musste sich bewegen. Wie ein Tier im Käfig lief er auf und ab, dachte an Niklas, an Ute und Fabian. Wie würde er reagieren, wenn jemand seine Söhne entführte und deren Finger im Wald versteckte? Was würde Ute machen? Plötzlich spürte er, wie mit jedem Schritt der Druck auf seinen Brustkorb abnahm. Seine Gedanken kehrten wieder zu dem Fall zurück. Den Beutel mit der Münze hielt er immer noch in seiner Hand. Ein weiteres Mal betrachtete er die Geocoin, deren Form an eine Lupe erinnerte, von beiden Seiten: Auf der einen war der Geierkopf, auf der anderen das Konterfei eines Pfeifenrauchers, das an eine Darstellung von Sherlock Holmes erinnerte.

»Was bedeutet das hier unten? PC3NV3. Ist das die Registrierungsnummer?« Er zeigte auf die Gravur auf dem Griff. »Könnte noch mehr dahinterstecken? Ein Chiffriercode oder ein Rätsel?«

»Die Codes werden willkürlich vom Hersteller aufgedruckt; darauf hat man normalerweise keinen Einfluss«, erklärte Natascha. »Die Codes sind alle unterschiedlich, und man kann mit ihnen die einzelnen Münzen identifizieren. Ich glaube nicht, dass sich mehr dahinter verbirgt. Aber das können wir ja leicht herausfinden. Wenn Hanke noch am Computer sitzt, könnte er eben nachschauen.«

»Ich ruf ihn an.« Winterberg holte sein Handy aus der Tasche und wählte die Nummer der Wache in Weidenau. Mit wenigen Worten erklärte er Hanke, was er machen sollte. Dann wandte er sich wieder Natascha zu. »Lass uns zurückfahren; Manuel Siebert wartet sicherlich schon auf uns. Hier oben werden wir nichts Neues mehr erfahren. Hanke ruft zurück, wenn er die Münze identifiziert hat. Außerdem soll er mal einige Dechiffiersysteme auf die Registriernummer anwenden. Wer weiß, ob sich nicht vielleicht doch noch etwas anderes dahinter verbirgt.«

Sie ließen die Szenerie hinter dem Absperrband hinter sich, gingen zum Auto und machten sich auf den Rückweg nach Siegen. Winterberg hoffte inständig, dass ihm Manuel Siebert die benötigten Puzzleteile für das rätselhafte Verschwinden von René Staudt liefern würde.

Kapitel 33

Manuel Siebert saß vor Winterbergs Schreibtisch und war offensichtlich sehr nervös. Sein rechter Fuß wippte hektisch auf und ab. Die Bewegung übertrug sich auf das Bein und ließ den ganzen Körper vibrieren. Der Schwingstuhl, auf dem er vor Winterbergs Schreibtisch saß, verstärkte noch das Schaukeln.

Manuel hatte die dunklen Haare zu einer modischen asymmetrischen Frisur geschnitten und warf den Kopf immer wieder nach links, damit die Fransen sein Gesicht verdeckten. Fast konnte man den Eindruck gewinnen, er wollte seine Mimik verbergen.

»Renés Mutter hat uns erzählt, du hättest immer wieder den Kontakt zu René gesucht, aber dass er dich hat abblitzen lassen. Stimmt das so?« Winterberg gab sich betont locker und hatte die Beine entspannt übereinandergelegt. Er saß neben dem Schreibtisch, um die Situation nicht gar so förmlich zu gestalten.

Natascha hatte hinter dem Tisch Platz genommen und konnte den Jungen gut beobachten. Manuel warf gerade erneut den Kopf nach links und blickte sie von unten an. Diese Frisur muss große Mühe bereiten, dachte Natascha leicht amüsiert.

»Weiß nicht«, erwiderte Manuel. »Schon irgendwie.«

»Und was wolltest du von ihm, wenn er sich doch nicht für dich interessiert hat?«

Manuels Fuß wippte noch hektischer; er rieb die Hände zwischen den Beinen aneinander. »Nur so halt. Ich dachte irgendwie, dass wir uns mal treffen könnten, oder so.«

»Zum Geocaching?«, fragte Winterberg.

Natascha suchte in Manuels Gesicht nach einer Reaktion. Der Junge zog die Stirn kraus und sah Winterberg erstaunt an.

»Was ist das?«, entgegnete Manuel. »Hab ich noch nie von gehört.«

»Man sucht mit einem GPS-Empfänger nach versteckten Dosen im Wald«, antwortete Winterberg. »Macht ihr so was?«

Manuel sah sie beide belustigt an. »Was ist das denn? Nee, keine Ahnung. Ich geh nicht in den Wald. René, glaub ich, auch nicht.«

Winterberg beugte sich nach vorne. »Okay, ihr geht nicht in den Wald. Aber ihr macht was anderes zusammen. Und ich glaube, dass es nichts Gutes ist. Richtig?«

Manuel hörte abrupt mit dem Wippen auf und setzte sich gerade hin. »Nein. Ich mache kein blödes Zeug. Ich hab doch keinen Bock auf Ärger!«

»Ah«, entfuhr es Winterberg, »wir nähern uns der Sache. *Du* machst nichts Blödes. Aber René. Und du wolltest gern mitmachen. Doch er wollte dich nicht dabeihaben. Bist du deswegen sauer auf ihn?«

»Hä?« Manuel saß jetzt stocksteif auf dem Besucherstuhl. »Was soll 'n das werden? Wollen Sie mir irgendwas anhängen, oder was? Ich hab nichts gemacht!«

»Und René?«, fragte Natascha.

Manuel sah sie verwundert an. Er zuckte mit den Schultern. »Weiß nicht.«

»Du weißt es nicht, oder du willst es nicht sagen?«, hakte Winterberg nach. Er wollte Manuel in die Ecke drängen, um eine Antwort zu bekommen.

Es schien zu wirken, denn der Jugendliche wirkte noch nervöser als zuvor und knetete sein Ohrläppchen mit der rechten Hand. »Kriegt René dann Ärger?«

Winterberg lehnte sich scheinbar entspannt auf die Armlehne. Doch so entspannt wie er wirkte, konnte er gar nicht sein, dachte Natascha. Es lag etwas in der Luft, sie mussten es nur einfangen.

»Manuel, René ist verschwunden«, entgegnete Winterberg mit Nachdruck. »Wir suchen

ihn, und zwar dringend. Er befindet sich in einer gefährlichen Situation, und wir wollen ihn da rausholen. Es geht hier nicht um Ärger oder nicht – sondern darum, René zu retten.«

Manuel sah den Polizisten erschrocken an. Langsam schien die Bedeutung von Winterbergs Worten in sein Bewusstsein zu sickern.

»Und, fällt dir jetzt etwas ein?«

»Ja ... Da war was ...« Manuels Stimme war leise, die Worte kamen ihm nur stockend über die Lippen. »René hat sich da in was reinziehen lassen, und ich wollte ihn warnen. Aber er wollte nicht auf mich hören.«

»Er hat sich in etwas reinziehen lassen? Was war das?«, wollte Natascha wissen.

Manuel sah zu Boden. »Ich weiß nicht genau, ob René da mitgemacht hat. Aber ich glaube schon.«

»Wobei hat er mitgemacht?«, fragte Winterberg.

Manuel schaute zu Natascha, verhinderte aber jeglichen Augenkontakt. »Na ja«, begann er und drehte sich zu Natascha; unbewusst wandte er sich von Winterberg ab. »An unserer Schule läuft was. Viele machen dabei mit.« Aus den Augenwinkeln blickte er zu Winterberg, sah dann schnell wieder zu Boden.

Natascha beobachtete Manuel. Was lief da nur ab?

Winterberg fragte sich wohl das Gleiche, denn er sprang ruckartig vom Schreibtischstuhl auf. »Was passiert an eurer Schule?«

»Das sollte alles irgendwie geheim bleiben, aber das war es nicht wirklich.« Manuels Stimme war so leise, dass man ihn kaum hörte.

Natascha starre Winterberg an, der sich drohend vor Manuel aufgebaut hatte. Sie zog ihn am Hosenbund nach hinten. »Hey, setz dich.«

Winterberg nahm widerwillig Platz und behielt Manuel dabei im Auge.

Als ob der Junge jetzt irgendwas machen würde, dachte Natascha. Er ist viel zu eingeschüchtert. Seine Lippen bewegten sich plötzlich lautlos, als hätte es ihm jetzt ganz die Stimme verschlagen.

In die plötzliche Stille hinein schrillte Winterbergs Handy. »Nicht jetzt!«, schimpfte er und zog das Telefon aus der Hosentasche. »Mist!«

Er stand auf und ging zum Fenster. Während er leise telefonierte, wandte er Natascha und Manuel den Rücken zu. Dabei tippte er nervös mit den Fingerspitzen auf die Fensterbank und nickte ab und zu. Natascha beobachtete nicht nur ihren Kollegen, sondern auch Manuel. Langsam schien er sich wieder zu fangen, denn er setzte sich aufrecht und atmete tief ein. Er warf sogar den Kopf wieder zur Seite, um die Haare in Positur zu bringen.

Winterberg beendete das Telefonat, setzte sich wieder und wandte sich kurz an Natascha. »Es gibt Neuigkeiten. Jetzt hören wir uns aber erst einmal an, was es denn am Gymnasium so Spannendes gibt.« Er zwinkerte Manuel zu, doch es sah nicht halb so kumpelhaft aus, wie es wahrscheinlich wirken sollte.

Manuel rückte sich wieder in Positur und sah nun etwas selbstbewusster in Winterbergs Richtung. »An unserer Schule läuft so ein Ding. Ein paar Jungs machen da mit, und soweit ich weiß, soll das alles geheim bleiben. Das klappt aber nicht. Manche von denen haben Bilder auf ihrem Handy und zeigen sie anderen. Ich hab zufällig was davon gesehen.«

»Wovon?« Winterberg war ungeduldig und sah aus, als würde er gleich noch einmal aufspringen und Manuel bedrohen.

Natascha wusste, dass seine Söhne in dieselbe Schule gingen. Fast bewunderte sie ihren Kollegen dafür, dass er noch einigermaßen ruhig blieb. Sie hätte Manuel an seiner Stelle wahrscheinlich schon längst geschüttelt, damit er endlich mit der Sprache herausrückte.

Der Junge seufzte und fügte sich ins Unvermeidliche. »Es geht um brutale Bilder und

Filme. Die drehen die selbst, filmen das Blut und alles.«

Natascha hatte das Gefühl, als läuteten unzählige Glocken in ihrem Kopf. Das blutverschmierte T-Shirt bei René!

Winterberg musste Ähnliches gedacht haben, denn sein Gesicht hellte sich auf, und er atmete erleichtert aus. »Bingo! Dann wissen wir jetzt wenigstens, was es mit dem T-Shirt in Renés Bett auf sich hat. Auch wenn wir noch nicht wissen, wessen Blut das war. Und jetzt erzähl mir mehr von diesen Filmchen.« Er stand auf und ging zum Schreibtisch, um Block und Stift zu holen.

Manuel fühlte sich sichtlich unwohl, denn das Zucken seines Beines hatte wieder eingesetzt, und er sah immer wieder von Natascha zu Winterberg. »Ich weiß da nicht viel drüber. Ich hab das mal zufällig in der Pause gesehen, als ich was von meinem Platz holen wollte. Zwei aus meiner Klasse haben mich irgendwie zu spät bemerkt, und dann haben sie ganz schnell das Handy umgedreht und auf den Tisch gelegt, sodass ich nichts mehr sehen konnte. Anschließend haben sie mich blöd angemacht, und ich bin wieder zurück auf den Schulhof gelaufen.«

»Ihr wisst, dass das, was ihr da macht, strafbar ist?«, drohte Winterberg. »Das sind Körperverletzungen und gewaltverherrlichende Darstellungen und wahrscheinlich noch mehr – das bringt euch ziemlichen Ärger ein. Also: Wer hat noch damit zu tun?«

Manuel sah wieder zu Natascha, als suchte er Hilfe bei ihr. Plötzlich hatte sie das Gefühl, ihr Herz würde für zwei oder drei Schläge aussetzen. Ihr kam ein fürchterlicher Verdacht, und sie sah erschrocken zu Winterberg. Merkte er denn nichts? Sie schloss die Augen, als könnte sie auf diese Weise ihre Gedanken bei sich behalten. Aber es funktionierte nicht. Die Gedanken fuhren Karussell und ließen Bilder in ihrem Unterbewusstsein aufblitzen: René, der von dem Foto im Besprechungsraum auf die Mitarbeiter der SoKo herabblickte; Karin Staudt, die auf dem Teppich in ihrem Wohnzimmer zusammengebrochen war; und Schmitz, der mit leichtem Ekel im Gesicht Daten über die amputierten Finger in den Raum spuckte.

»Wer noch?«, ächzte Winterberg.

Er sprach plötzlich wie ein Junge im Stimmbruch. Es klang krächzend und schwankend – wie die Stimmen der Jungs, die sich verletzten und gegenseitig filmten. Oder fotografierten. An der Stimme von Winterberg merkte Natascha, dass ihm ähnliche Gedanken wie ihr gekommen waren. Vielleicht dachte er an Fabian und Niklas, seine beiden Söhne. Dachte so wie sie.

Manuel schloss die Augen und schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, wer noch dabei ist. Nur die beiden aus meiner Klasse. Peer Bosch und Karim Bayram. Und René, glaube ich, auch. Aber das machen sie auch an anderen Schulen. Mein Vater hat mir davon erzählt.«

»Wer ist dein Vater?«, fragte Winterberg, der jetzt wieder mit seiner normalen Stimme redete. Er machte sich Notizen auf dem Block und tippte mit der Mine des Kugelschreibers auf das Papier.

»Er ist Lehrer an der Realschule. Die machen da ein Anti-Gewalt-Projekt gegen solche Sachen. Er hat mich gefragt, ob so was auch an meiner Schule vorkommt und ob ich mich mal umhören könnte. Das habe ich gemacht, und deshalb wusste ich auch gleich, was meine Klassenkameraden da gemacht haben. Und René fing dann neulich auch damit an; das habe ich gemerkt, weil er sonst nichts mit den beiden zu tun hatte. Doch auf einmal hingen die in den Pausen zusammen ab. Also bin ich zu ihm hin und hab ein bisschen Kontakt gesucht. Ich fand ihn eigentlich ganz nett, obwohl er nicht so beliebt ist. Aber wir haben ganz gut über Online-Spiele geredet und auch ab und zu zusammen gezockt. Na ja, und irgendwann hab ich ihn dann auf die Bilder angesprochen. Aber da hat er gleich total abgeblockt und mich beschimpft. Da wusste ich, dass er auch mitmacht, sonst hätte er ja wohl nicht so reagiert. Und dann hat er den Kontakt abgebrochen und sich am Telefon verleugnen lassen, als ich ihn anrufen wollte.« Manuel sah sie treuherzig an. »Dann habe ich es gelassen. Zum Schluss hatte ich keine Lust, für meinen Vater

den Spion zu spielen, und hab ihm gesagt, dass das bei uns keiner macht. Keine Ahnung, ob er mir das abgenommen hat. Gefragt hat er jedenfalls nicht mehr.«

Natascha versuchte, die Informationen in Einklang mit ihrem bisherigen Wissen zu bringen; doch es hakte: Einige der neuen Puzzleteile passten nicht richtig ins Bild. »Moment mal. Du willst mit René Online-Spiele gemacht haben?«

Manuel nickte.

»Aber von Renés Eltern wissen wir, dass er keinen Computer hat. Das passt nicht.«

Natascha sah ihn ernst an.

Doch der Junge lachte auf einmal und legte dabei den Kopf nach hinten. »Ja, das hat er mir erzählt. Und ich habe ihn ausgelacht und gesagt, dass er seine Eltern nicht so verarschen kann. Aber es hat wohl doch geklappt. Renés Eltern ließen ihn nicht an den Rechner; die haben ihn total kontrolliert. Da hat er einfach sein Sparbuch geplündert und einen Laptop gekauft. Einen richtig guten – extra zum Zocken. Und manchmal hat er sich ganz brav an den Rechner von seinem Vater gesetzt und hat da ein bisschen was für die Schule gemacht. So als Alibi, damit die Alten keinen Verdacht schöpfen. Und das hat geklappt. Ich fasse es nicht!« Er klang fast begeistert.

Winterberg wandte sich an Natascha. »Wo kann der Laptop jetzt sein?«

Natascha schüttelte den Kopf. »Vielleicht hat er ihn mitgenommen. Oder hat er ein Versteck gehabt, Manuel?«

Der Junge zog eine Grimasse. »Keine Ahnung. Aber wenn wir uns getroffen haben, hatte er ihn immer dabei.«

»Was ist das für ein Fabrikat? Kannst du uns das besser beschreiben?«, fragte Winterberg, woraufhin Manuel ehrfurchtsvoll die Ausstattung von Renés Laptop beschrieb.

Dass René einen eigenen Computer hatte, von dem die Eltern nichts wussten, änderte die Situation komplett. Plötzlich war alles möglich, was sie vorher ausgeschlossen hatten. René könnte beim Geocaching gewesen sein, er könnte mit seinem Peiniger vorher via Internet Kontakt gehabt haben, um sich mit ihm zu verabreden. Er könnte auch gewaltverherrlichende Bilder und Filme besessen und mit Kumpels getauscht haben. Und es war sehr wahrscheinlich, dass er seinen Laptop mitgenommen hatte. Ob er in der Zwischenzeit noch einmal online gewesen war?

»Okay, Manuel, vielen Dank für deine Auskünfte. Es wäre gut, wenn du für uns erreichbar bleibst.« Winterberg stand auf und geleitete den Jugendlichen zur Tür. Manuel warf noch einmal den Kopf nach hinten, brachte seine Haare in Positur und verließ das Büro.

Kaum war der Junge fort, drehte sich Winterberg zu Natascha um und berichtete: »Der Anruf eben – das ist Lorenz gewesen. Die Cacher drehen jetzt total durch. Schuster, dieser Jäger mit den Messern, hat so eine Art Bürgerwacht ins Leben gerufen. Die haben sich zusammengetan und kontrollieren jetzt einzelne Geocachingverstecke.«

»Aber sind die denn nicht inzwischen alle deaktiviert und aus dem Spiel genommen? Mittlerweile sollte doch keine Dose mehr draußen liegen!«

Winterberg lachte verächtlich. »Ja, das sollte so sein. Aber es haben immer noch nicht alle mitbekommen, was da läuft. Es gibt noch genügend versteckte Dosen in der Landschaft. Und Schuster und seine Kumpane fahren jetzt die einzelnen Geocaches ab und räumen die Verstecke leer.«

»Aber das ist doch gut, dann können wir sicher sein, dass sich unser Fall nur auf diese Haubergsserie beschränkt«, wandte Natascha ein.

Doch Winterberg winkte mit einer Hand ab. »Wenn die einfach nur die Dosen holen und bei uns abliefern würden, wäre alles in Ordnung. Aber die sind nicht besonders zimperlich dabei. Einer von diesen Geocachern hat Anzeige gegen Schuster erstattet. Er wurde bedroht. Und so

geht das nicht. Das werden wir unserem Jägerfreund jetzt mitteilen.«

Er nahm den Schlüsselbund vom Schreibtisch und marschierte zur Tür. Natascha folgte ihm. Als sie die Bürotür öffneten, schlug ihnen eine Wand aus Hitze entgegen. Nach nur wenigen Schritten fühlte Natascha eine Welle von Übelkeit in sich aufsteigen. Kreislaufprobleme. Sie sollte dringend etwas essen, ansonsten würde sie bald umkippen.

Kapitel 34

Er stand unter der Dusche; eiskaltes Wasser lief über seinen Körper. Das Zwerchfell zog sich zusammen, und die Atmung kam stoßweise. Manchmal fühlte es sich an, als bliebe sein Herz stehen. Aber er blieb unter dem kalten Strahl, biss die Zähne aufeinander und schloss die Augen. Eiskaltes Wasser härtete ab und kühlte sein Gemüt.

Der Tag hatte eigentlich ganz gut angefangen, war aber binnen weniger Stunden fast in eine Katastrophe gemündet. Beinahe wäre sein genialer Plan durchkreuzt worden! Die Polizei war ihm verdammt nahe gekommen, aber er hatte geistesgegenwärtig alles in eine andere Richtung bewegen können. Jetzt hatten sie erst einmal mit anderem zu tun und würden ihm hoffentlich noch genug Zeit geben.

Doch er befürchtete, dass er seinen eigentlichen Plan nicht würde ausführen können. Dass er beinahe entdeckt worden wäre, hatte ihm eines gezeigt: Er durfte sich niemals zu sicher fühlen. Und damit ihm so etwas nicht noch einmal passierte, würde er den nächsten Schritt wohl oder übel vorziehen müssen.

Er stieg aus der Dusche und rieb den kalten Körper mit seinem Handtuch trocken.

»Tut mir leid, René«, flüsterte er vor sich hin. Aber in seinem Tonfall schwang keine Reue mit.

Kapitel 35

Der Döner vom Imbiss war keine besonders gute Idee gewesen. Jetzt hatten sie zwar etwas zu sich genommen, aber angesichts der Tatsache, dass immer noch große Hitze herrschte, war die Portion zu mächtig gewesen. Natascha hatte überdies viel zu schnell gegessen. Kein Wunder, wenn man so ausgehungert gewesen war. Dafür lag ihr nun der Döner schwer im Magen und lähmte ihre Gedanken.

Und so saß Natascha kraftlos neben Winterberg auf dem Beifahrersitz, starre durchs Seitenfenster und hatte das Gefühl, die Häuser und Bäume würden an ihr vorbeifliegen. Die beiden fuhren nach Geisweid zu Schuster, doch sie fühlte sich nicht in der Lage, ihn gleich erneut zu befragen. Zumal sie gehofft hatte, das spießige Reihenhaus des Jägers nicht noch einmal betreten zu müssen. Mit Abscheu dachte sie an die präparierten Tiere im Keller.

Winterberg aber konnte den hastigen Imbiss offensichtlich besser vertragen, denn er sprach die ganze Fahrt über und ließ die neuen Erkenntnisse noch einmal Revue passieren.

»Jetzt haben wir zwei Puzzleteile, die sich gut zusammenfügen lassen: das blutverschmierte T-Shirt in Renés Bett und diese Gewaltbilder. Da liegt die Vermutung nahe, dass auch Renés Fingeramputationen damit zusammenhängen. Jemand möchte die ultimativ coolen Bilder schießen und vor den anderen Jungs anzeigen. Deshalb kidnappt er René, schneidet ihm die Finger ab, fotografiert das und lädt sich die Bilder auf den Computer oder aufs Handy. Und die Finger legt er im Wald ab, weil er ... vielleicht von sich ablenken und die Geocacher in Verdacht bringen will. Wir sollten also verstärkt in der Schule suchen; da liegt der Ursprung der Gewaltorgien. Ich habe vorhin die Schulleitung angerufen, aber die weiß natürlich von nichts. So etwas darf es an ihrer Schule nicht geben, also existiert es auch nicht.« Sarkastisch fügte er hinzu: »Problemlösung auf Kindergarteniveau.«

»Findest du deine Vermutungen nicht ein bisschen übertrieben?«, widersprach ihm Natascha. »Ich meine – auch wenn sich die Jungs brutale Filme anschauen, heißt das doch noch lange nicht, dass sie selbst zu solchen Methoden greifen.« Sie wunderte sich über Winterberg. Er hatte doch selbst zwei jugendliche Söhne. Traute er denen etwa auch so was zu?

»Aber die Schlussfolgerung liegt auf der Hand, und wir müssen ihr auf jeden Fall nachgehen. Egal, wie die Schulleitung damit umgeht.«

»Vielleicht weiß die Schulleitung wirklich nichts von der Sache?«, entgegnete Natascha. »Schließlich sollte das doch was Geheimes sein.« Sie war irritiert. Normalerweise ging Winterberg nicht mit so vielen Vorurteilen an ein Thema heran.

»Ach, vergiss es. Ich hab einfach schlechte Erfahrungen mit der Schulleiterin gemacht. Ist eine persönliche Sache. Manuel hat die Namen dieser beiden Klassenkameraden genannt. Ich schicke Kollegen dahin; sie sollen die Jungs jetzt gleich befragen. Und die sollen denen, verdammt noch mal, ordentlich ins Gewissen reden, damit sie auspacken! Ich will die ganze Geschichte hören.« Er hieb mit der geöffneten Hand gegen das Lenkrad. »Ich kann einfach nicht glauben, dass Jugendliche so etwas mit ihren Kumpels anstellen. Das ist doch pervers!«

»Warum befragst du sie nicht selbst? Dann weißt du genau, was sie damit zu tun haben.«

Winterberg gab ein knurrendes Geräusch von sich. »Glaub bloß nicht, ich könnte nicht eins und eins zusammenzählen. Ich habe zwei Söhne, die auf dieselbe Schule gehen. Und ich will von ihnen persönlich hören, dass sie nichts damit zu tun haben. Deshalb fahre ich nach diesem Termin nach Hause. Und du solltest auch nach Hause fahren, um Kraft zu tanken. Morgen wird es sicher wieder anstrengend.«

Er bog nach links ab. Die Häuschen der Reihenhaussiedlung hoben sich vom Grün des Berges ab und wirkten trotz ihrer Gleichförmigkeit bunt und lebendig.

Natascha wünschte sich, dass ihr Kollege mit der Einschätzung seiner Söhne recht hatte. Sie wechselte das Thema und sagte: »Ich hoffe für Schuster, dass sich alles als ein großer Irrtum herausstellt. Sonst wird er sich einen verdammten Ärger einhandeln!«

Winterberg fuhr in den schmalen Zeisigweg hinein und parkte das Auto mitten auf der Gasse. Auf keiner Seite passte ein Kinderwagen hindurch, aber das war ihm offensichtlich egal.

»Ich lasse mir Waffenschein, Waffenbesitzkarte und Waffen zeigen. Das habt ihr ja bei eurem ersten Besuch versäumt«, warf er der Kollegin vor, während er mit ihr das Auto verließ. »Und wehe, da ist irgendetwas nicht in Ordnung!«

Schwungvoll öffnete er das Gartentörchen und marschierte zum Haus, ohne auf Natascha zu achten. Der Sechsender hängt wie eine Drohung über der Tür, fuhr es Natascha durch den Kopf, während Winterberg die Klingel drückte.

Schuster ließ lange auf sich warten. Erst nach dem dritten Klingeln öffnete er ihnen und blickte sie verschlafen an. Die Haare waren an der rechten Seite platt gelegen, die Falten eines Kissens hatten rote Abdrücke auf seiner Wange hinterlassen. Er sah sie ein wenig verwirrt an, während er sie ins Haus führte. Aber Winterberg ließ ihm keine Zeit und sprach ihn sofort auf seine Aktionen gegen Cachebesitzer an.

Schuster wirkte verlegen und sah zu Boden. »Ach, wegen unserer Cacherwacht sind Sie gekommen? Ja, wissen Sie, wir müssen doch darauf achten, dass die Caches sauber bleiben. Stellen Sie sich vor, dass noch eine unschuldige Familie so einen schlimmen Fund macht. Es reicht schon, was bisher passiert ist. Noch einmal verkraftet unser Hobby das nicht, dann macht uns die Presse die Hölle heiß. Die sind ohnehin schon wie die Geier. Wussten Sie, dass sogar schon das Privatfernsehen hier war? Hier, im Siegerland. Die verirren sich sonst nie hierher.«

Sie gingen ins Wohnzimmer mit der Sammlung von Hirschfängern an der Wand und setzten sich. Die Luft war abgestanden und schal und sah vor Nataschas innerem Auge aus wie eine feine Staubschicht.

»Das mag ja sein«, erwiderte Winterberg, der zunächst zeigen wollte, dass er Verständnis für Schusters Situation hatte. »Und es ist vielleicht nicht gerade das, was Sie wollen. Mit der Boulevardpresse im Nacken kann man schlecht Geheimnisse wahren.« Als der Rentner zustimmend nickte, wechselte Winterberg den Tonfall und sprach eine unmissverständliche Drohung aus. »Wenn ich Sie allerdings jemals außerhalb Ihres Jagdgebietes mit einer Waffe erwische oder erfahre, dass Sie Ihre Büchse, Flinte oder ›Was-weiß-ich‹ entsichert transportieren, sind Sie dran.«

Er wies mit dem Zeigefinger in Schusters Richtung. Der Rentner rieb mit den Händen an den Seitennähten seiner Cordhose und nickte verlegen.

»Außerdem gab es bereits Beschwerden wegen Belästigungen«, fügte der Kriminalhauptkommissar hinzu. »Möchten Sie uns vielleicht etwas mitteilen? Gibt es da etwas, was wir wissen sollten?«

Schuster sah zum Fenster, dann zur Tür und schließlich zu Winterberg. »Ja ... Nein. Ich meine, das sollte nichts Persönliches sein. Ich kann mir denken, worauf Sie hinauswollen. Der junge Mann mit dem Dackel. Kann sein, dass ich ihn vielleicht etwas zu hart angegangen bin. Aber es war nichts Ernstes ... wirklich nicht. Ich wollte einfach nur deutlich machen, dass wir uns das nicht länger gefallen lassen. Diese Sache mit den Fingern meine ich. Es sind schon genug schlimme Dinge passiert, es muss nicht noch mehr werden. Man hört doch immer wieder von Trittbrettfahrern, und wir wollen einfach verhindern, dass weitere unschuldige Bürger belästigt werden. Aber Sie haben natürlich recht; ich sollte beim nächsten Mal etwas höflicher sein. Es war wohl alles ein wenig zu viel für mich ...«

Winterberg hatte Schuster scheinbar ruhig zugehört, doch sein Gesicht hatte die Farbe einer unreifen Tomate angenommen. »›Höflicher sein?«, rief er empört. »Sie haben dem Mann

Prügel angedroht, falls er seine Plastikdose nicht aus dem Wald holt!«

Nun wurde auch Schuster laut. »Irgendjemand muss sich ja wohl darum kümmern! Die Leute sollten ihre Dosen aus den Verstecken holen, das haben Sie doch selbst veranlasst! Und dann sind da immer so ein paar Unbelehrbare, die sich nicht daran halten!«

Winterbergs Tomatengesicht reifte. »Das ist unsere Aufgabe, und wenn es irgendwelche Probleme gibt, werden wir dem nachgehen. Oder was meinen Sie, was wir die ganze Zeit über machen? Wenn Sie unsere Arbeit weiterhin durch halblegale Handlungen und Selbstjustiz stören, kriegen Sie verdammt großen Ärger!« Etwas leiser fügte er hinzu: »Und das würde ich mir an Ihrer Stelle gut überlegen.«

Schuster war in seinem Sessel zusammengesackt. »Ich wollte doch nur meiner Bürgerpflicht nachkommen.«

Natascha wollte ihren Fehler vom Vormittag wiedergutmachen und fragte Schuster nach seinem Jagdschein und dem Waffenbesitz. Das brachte ihn kurz aus dem Konzept, denn er sah verwirrt von Winterberg zu Natascha und schüttelte dann irritiert den Kopf.

»Ja, klar«, antwortete er schließlich. »Kommen Sie doch mit. Ich habe alles im Schlafzimmer.«

Er stand auf und ging aus dem Raum, und die beiden Kommissare folgten ihm. Im Schlafzimmer stand ein Doppelbett mit einem Überbau aus kleinen quadratischen Schränken, das nur auf einer Seite ordentlich bezogen war. Auf der anderen lag die Bettdecke zerknüllt am Fußende, und auf dem Kissen war ein Kopfabdruck zu erkennen.

»Bitte.« Schuster ging zu dem Metallschränkchen auf der unbenutzten Bettseite, hantierte an seinem Hosenbund und öffnete schließlich mit einem kleinen Schlüssel die Tür. Dann reichte er Winterberg seine grüne Waffenbesitzkarte und den Jagdschein. »Sie können gern vergleichen: eine Repetierbüchse für große Säugetiere, eine Flinte für Schrotpatronen sowie ein Revolver für Fangschüsse. Sie kennen sich ja sicher mit Schusswaffen aus, sodass ich Ihnen die Modelle nicht näher beschreiben muss.« Schusters Stimme troff vor devoter Höflichkeit. »Kann ich Ihnen sonst noch etwas zeigen? Den Zweitenschlüssel für den Waffenschrank vielleicht?«

Winterberg winkte ab. »Schon gut.« Er nickte Natascha zu, um ihr zu signalisieren, dass sie hier fertig seien, und wandte sich erneut an Schuster. »Wenn Ihnen etwas auffällt, melden Sie es umgehend. Auf Wiedersehen.«

»Der Typ gefällt mir nicht«, sagte Winterberg, als sie wieder im Auto saßen.

Er drehte die Klimaanlage auf, und kalte Luft blies ihnen entgegen. Natascha fröstelte, und sie rieb ihre Oberarme, um sich zu wärmen.

»Schuster ist selbstgerecht und schreckt auch vor Gewalt nicht zurück«, fuhr Winterberg fort. »Ich glaube, dass wir von ihm oder seiner Cacherwacht noch hören werden.«

»Hat sich eigentlich Schmitz schon gemeldet?«, erkundigte sich Natascha. »Der hat doch Schusters Messer untersuchen wollen.«

Winterberg regulierte die Klimaanlage und bog in Richtung Innenstadt ab. »Ja, er hat angerufen. Fehlanzeige. Auf den Messern findet sich keine Spur menschlichen Blutes. Aber das muss ja nichts heißen.«

Nein, gewiss nicht, dachte Natascha. Wer wusste schon, ob er ihnen alle Messer gezeigt hatte.

»Soll ich dich nach Hause fahren oder an der Wache absetzen?«, fragte er.

»Lass uns erst zur Wache zurückkehren«, antwortete Natascha, mein Fahrrad steht noch da. Wenn ich es morgen früh nicht zu Hause habe, komme ich nicht gut zur Arbeit.«

»Aber du fährst dann auch wirklich nach Hause, okay? Lorenz ist noch mit den Akten beschäftigt; wenn sich was Neues ergibt, wird er sich melden. Und das kann schnell passieren. Die Hundertschaften suchen rund um die Fundstellen den Wald ab, und Hanke sitzt weiterhin am

Rechner und sucht die Infos für uns. Ich werde mir meine Söhne vorknöpfen, und du bleibst abrufbereit. Mach dir einen netten Abend, leg dich auf die Couch oder ins Bett und ruh dich aus. Dann bist du morgen früh um halb sieben wieder fit und einsatzbereit zur Morgenbesprechung. Ich denke, dass wir morgen ein paar wichtige Schritte weiterkommen können; immerhin haben wir heute wirklich viel in Erfahrung gebracht. Wir schaffen das!«

Er tätschelte ihr den Arm und zwinkerte ihr zu. Natascha nickte zustimmend, doch mit wenig Enthusiasmus. Der Döner lag ihr noch immer schwer im Magen, und wenn sie ehrlich war, freute sie sich auf ihr Bett. Zuerst würde sie eine Dusche nehmen, dann eine eiskalte Milch trinken und zu guter Letzt ein wenig mit Fritz kuscheln. Und natürlich früh schlafen gehen.

Sie schloss die Lider, und zum ersten Mal seit dem Morgen erblickte sie vor ihrem inneren Auge weder das Bild von René noch eines von Schusters Tierpräparaten. Da war nur eine große anthrazitfarbene Fläche. So sah Erschöpfung aus.

Kapitel 36

Als Winterberg nach Hause kam, roch es bereits im Hausflur verführerisch nach Knoblauch und überbackenem Käse. Unwillkürlich lief ihm das Wasser im Mund zusammen und weckte seine Vorfreude aufs Abendessen. Es erschien ihm eine halbe Ewigkeit her, dass er eine richtige Mahlzeit zu sich genommen hatte. Der Döner, den er mit Natascha gegessen hatte, war nur etwas für den hohlen Zahn gewesen, und er hatte längst wieder Hunger.

»Hallo, Hannes!« Ute kam in den Flur und begrüßte ihn mit einem Kuss auf die Lippen.

Auch das hatte er eine gefühlte Ewigkeit nicht mehr geschmeckt. Er schloss die Augen und umschlang ihre Taille. »Schön, dass wir mal wieder ein gemeinsames Abendessen haben werden. Alle vier.«

Ute drehte sich aus seiner Umarmung. »Niklas hat sich Moussaka gewünscht.«

»Ach ja?«, erwiderte Winterberg leicht irritiert. »Hat er sich das irgendwie verdient?«

Ute hob in gespieltem Tadel einen Zeigefinger. »Jetzt sei doch nicht so misstrauisch, Hannes. Wir haben heute Mittag geredet. Es war ein sehr langes und intensives Gespräch. Niklas hat mir erzählt, wie er sich manchmal fühlt, was er denkt und womit er sich beschäftigt.«

Das klang gut, und Winterberg hatte das Gefühl, als ob ihm ein schweres Gewicht von den Schultern genommen würde. »Wirst du es mir erzählen?«

»Später.« Ute ging zurück in die Küche, und Winterberg folgte ihr. Sie holte Besteck aus der Schublade und hielt es ihm hin. »Du kannst schon mal den Tisch decken, aber das Essen braucht noch ein wenig Zeit. Hast du Lust auf einen Wein?«

Oh ja, die hatte er. Er hoffte, die Stimmung zu Hause würde ein wohltuender Kontrast zu den Aufregungen sein, die ihm die Suche nach René Staudt heute beschert hatte. Und ein Glas würde ja wohl kaum schaden. Er holte zwei Weißweingläser aus dem Wohnzimmerschrank, nahm eine Flasche aus dem Weinkühler und entkorkte sie.

Ute hatte also bereits ein Gespräch mit Niklas geführt, das offensichtlich recht gut verlaufen war. Als hätten sie beide sich abgesprochen, fuhr es Winterberg durch den Kopf. So würde es leichter für ihn, wenn er die Jungs nach diesen Gewaltvideos befragte.

Er setzte sich im Wohnzimmer an den Tisch und begann, sich Wein einzugießen. Gedankenverloren beobachtete er, wie der Wein in transparenten Schlieren am Glas herunterrann und sich am Boden sammelte. Langsam begann er sich zu entspannen. Lorenz würde in der Dienststelle die vielen losen Fäden miteinander verknüpfen, die Suchmannschaften durchkämmten die Wälder im Umland, Schmitz brütete über winzigen Blutspuren. Und er würde das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden können: einen geruhsamen Abend mit seinen Söhnen verbringen und mit ihren Aussagen möglicherweise die aktuellen Ermittlungen voranbringen. Vielleicht könnten ihm die beiden ja helfen, noch Mitglieder dieses speziellen »Videoclubs« in Erfahrung zu bringen und die Strukturen des Systems zu durchleuchten.

Winterberg nahm einen Schluck von dem Wein, behielt ihn einen Moment in der Mundhöhle und spürte der angenehmen Säure nach.

»Was ist los? Sinnierst du über den Sinn des Lebens?«

Ute hatte sich zu ihm gesetzt, ohne dass er sie bemerkte. Sie nahm ihr Glas und prostete ihm zu.

Er fühlte sich irgendwie ertappt. »Ja, so etwas in der Art.« Winterberg ließ den Wein im Glas kreisen und nahm noch einen Schluck.

»Niklas hat ein paar Schwierigkeiten in der Klasse«, begann Ute zu erzählen und nippte an ihrem Glas. »Er fühlt sich nicht anerkannt und glaubt, die Lehrer hätten etwas gegen ihn. Es ist vielleicht so eine Art Identitätsfindungskrise. Ihm ist ein bisschen die gerade Linie

abhandengekommen.«

»Wie meinst du das?«, wollte er wissen.

»Er weiß nicht genau, in welche Richtung er beruflich gehen möchte. Ob er überhaupt Abi machen soll und was ihm das bringt. Solche Dinge treiben ihn um.«

»Und was hat es mit dieser Drogengeschichte auf sich?«

Ute seufzte. »Tja, das ist wirklich ein Ding. Ich bin mir, ehrlich gesagt, nicht mehr ganz sicher, ob er tatsächlich völlig clean ist. Vielleicht kifft er ab und zu. Jedenfalls ist da was, und er will nicht richtig damit rausrücken.«

Winterberg starrte auf sein Glas und sah die Spiegelung der Tischdecke, die winzige Falten warf. Nun war also das eingetreten, wovor er sich schon vor Jahren gefürchtet hatte. Lange bevor seine Söhne überhaupt in die Pubertät gekommen waren, hatte er über eine solche Situation nachgedacht. Einer der beiden kifft – wie würde er damit umgehen? Ausrasten und sie bestrafen? Kontrollieren? Das Problem ignorieren? Er hatte sich vorgestellt, dass er mit ihnen darüber reden würde, quasi von Mann zu Mann. Und in seiner Vorstellung hatten beide gesagt, dass er ja recht habe – und sie hätten das ohnehin nur einmal ausprobiert. Und dass es doof und unangenehm gewesen wäre und sich die ganze Aufregung darum nicht gelohnt hätte.

Er beschloss, dass er mit Niklas über das Thema reden würde, und zwar als Vater, nicht als Polizist. Aber nicht jetzt. Heute Abend musste er über René Staudt und das Treiben an der Schule sprechen; das hatte Vorrang. Um das mögliche Drogenproblem seines Sohnes würde er sich später kümmern, wenn sie René gefunden hätten. Dann wäre er sowieso in einer besseren Stimmung und eher in der Lage, ein konstruktives Gespräch zu führen.

»Ich werde mit Niklas reden«, sagte er und sah Ute an.

Doch sie blickte nur aus dem Fenster und nickte bedächtig.

»Wir haben uns in letzter Zeit zu wenig mit unseren Jungs beschäftigt«, fuhr Winterberg fort. »Wahrscheinlich haben wir sie als junge Männer betrachtet und dabei aus den Augen verloren, dass sie in vieler Hinsicht noch lange nicht erwachsen sind – trotz tiefer Stimmen und Bartflaum.« Er brummte und hoffte, dass es genauso unbestimmt klang, wie er es meinte. In der Küche klingelte die Zeitschaltuhr.

»Das Essen ist fertig! Sagst du den Jungs Bescheid?«, bat Ute und ging in die Küche.

Winterberg erhob sich mühsam aus dem Stuhl. Der Wein machte ihn träge.

»'n Abend.«

Plötzlich stand Fabian vor ihm und grinste. »Na, Probleme beim Aufstehen? Das ist bestimmt das Alter.«

Winterberg rang sich ebenfalls ein Grinsen ab. »In deinen Augen muss ich ja ein furchtbar alter Sack sein. Dann hast du sicher auch Verständnis dafür, dass ich das Essen nicht aus der Küche holen kann. Na?« Er sah ihn auffordernd an und nahm wieder Platz.

Fabian ging folgsam in die Küche und kam kurz darauf mit einer dampfenden Auflaufschale zurück. Einen Moment später tauchte auch Niklas auf und brachte eine große Schüssel, die bis zum Rand mit Salatblättern gefüllt war. Heute hatte er seinen schwarz gefärbten Irokesenschnitt nach unten gekämmt. Wahrscheinlich trug das Gespräch mit seiner Mutter Früchte, und er versuchte, zur Abwechslung ein normales Leben ohne Auflehnung und pubertäre Machtkämpfe zu führen.

Winterberg fühlte für einen kurzen Moment eine tiefe innere Ruhe. Er saß hier gemütlich am Familientisch, seine Frau hatte ein verführerisch gutes Essen gekocht, und seine Söhne trugen es einträchtig auf.

Doch dann kamen wieder die Gedanken an René Staudt und an Lorenz, der wahrscheinlich immer noch an dem Fall arbeitete. Er konnte wohl einfach nicht abschalten.

Während des Essens herrschte eine ruhige, entspannte Atmosphäre. Niklas hatte viel von

seiner Anspannung verloren, mied aber Winterbergs Blick. Und Fabian tat so, als hätte es niemals irgendwelche Konflikte in der Familie gegeben.

»Der Meier fällt für den Rest des Schuljahres aus«, plauderte er. »Für ihn bekommen wir jetzt eine neue Physiklehrerin. Eigentlich ist sie keine Lehrerin, sondern eine richtige Physikerin von der Uni. So eine Quereinsteigerin. Vielleicht hat die es ja besser drauf als der Meier. Der ließ uns ja noch nicht einmal Versuche machen, sondern hat uns alles nur in der Theorie erzählt. Furchtbar öde, sag ich euch ...« Er brach ab und schob sich einen Bissen Moussaka mit der Gabel in den Mund.

Niklas grinste. »Der Meier war schon öde, als ich den noch hatte. Da sehe ich keine Chance auf Besserung.«

Winterberg nahm noch einen Schluck Wein. Er kannte nicht einmal die Lehrer seiner Söhne beim Namen, stellte er resigniert fest.

»Ist er wegen seines Herzproblems krankgeschrieben?«, erkundigte sich Ute, woraufhin Fabian mit vollem Mund nickte.

Im Unterschied zu ihm selbst gelingt es seiner Frau spielend, am Gespräch der Söhne teilzunehmen, dachte Winterberg. Unwillkürlich ärgerte er sich darüber. Er war doch auch noch da! Aber wenn die anderen ihn aus ihren Gesprächen ausschlossen, dann würde er sich eben selbst einbringen.

»Erzählt mal – was macht ihr so in der Pause?«, forderte er unvermittelt seine Söhne auf. Fabian und Niklas sahen ihn irritiert an.

»Warum fragst du?«, wollte sein Jüngster wissen, der nun die Arme vor dem Oberkörper verschränkte.

Winterberg stellte erstaunt fest, wie muskulös Fabian geworden war, und antwortete: »Na ja, ich hab einfach keine Ahnung mehr davon, was man so in den Pausen treibt. Spielt ihr Tischtennis, oder ärgert ihr die Mädchen?«

Fabian prustete los. »Mensch, Papa, wie abgedreht! Tischtennis spielt man höchstens in der Unterstufe, und Mädchen ärgern gehört in die Grundschule. Wir quatschen halt, hören Musik, hocken rum. Was man halt so macht. Aber warum willst du das wissen?«

Niklas bewegte den Kopf und sah seinen Vater schräg von der Seite an; eine schwarze Strähne fiel ihm dabei ins Gesicht. »Es geht gar nicht um die Pausen, sondern um diesen Vermissten aus unserer Schule. Um den roten René.«

»Ach so.« Fabians gute Laune war auf einmal wie wegewischt. »Aber ich kenne den gar nicht. Der ist doch in der Oberstufe; die haben einen ganz anderen Schulhof als wir.«

»Aber ihr habt beide schon von ihm gehört. Was erzählt man sich so? Welche Gerüchte gehen um?«

Die beiden Jungs sahen einander an.

Nach einem kurzen Moment zeigte Niklas mit der Gabel auf Fabian. »Du.«

»Na gut.« Fabian blies die Wangen auf. »Ich hab gehört, dass sein Vater ihn rausgeschmissen hat und dass er jetzt irgendwohin abgehauen ist. Manche behaupten, er sei im Ausland.«

»Sonst nichts?«, fragte Winterberg.

Fabian sah auf seinen Teller. »Doch. Jemand hat auch erzählt, dass er sich Finger abgeschnitten hat und die im Wald versteckt, damit andere sie finden.« Er hob den Kopf an und blickte Ute und Winterberg an. »Aber das ist natürlich absoluter Blödsinn, das ist voll Psycho. Niemand macht so was. Oder?« Er sah seinen Vater fragend an.

Doch anstatt ihm zu antworten, blickte Winterberg zu Niklas. »Und welche Varianten kennst du?«

Niklas hob die Schultern an und pikste konzentriert Salatblätter auf seine Gabel. »Auch

nur die. Und dass er abgehauen ist wegen der Sauferei von seiner Mutter.«

Winterberg nahm noch einen Schluck Wein und sah seine Söhne an. »Möglicherweise war René in eine Sache verwickelt, die sich dann vielleicht verselbstständigt hat. Habt ihr davon auch was gehört?«

Fabian sah ihn erneut fragend an. »Was für eine Sache?«

»Gewaltvideos.«

»Was für Gewaltvideos?«, entfuhr es Ute, die demonstrativ ihr Besteck beiseitelegte. Sie sah erschrocken und gleichzeitig neugierig aus. »Weißt du mehr darüber, Niklas?«

Aber ihr Ältester schüttelte den Kopf und widmete sich weiterhin den Salatblättern.

Winterberg warf Ute einen auffordernden Blick zu, die daraufhin die Stirn krauszog.

»Niklas, weißt du etwas darüber?«, hakte sie nach und fixierte ihren Sohn.

Niklas sah sie an, als hätte er jemanden vor sich, der für seine Begriffsstutzigkeit bekannt war. Er hob in einer entschuldigenden Geste die Arme. »Woher soll ich das wissen? Ich hatte mit dem roten René nie was zu tun.« Dann wandte er sich an seinen Vater. »Frag doch mal in seiner Stufe nach; die können dir bestimmt mehr erzählen.«

»Wir haben schon zwei Jungs ausfindig gemacht, die bei den Gewaltvideos mitmachen. Kollegen sind bereits unterwegs, um sie zu Hause auszuquetschen. Ist dieses Spiel in euren Stufen und Klassen kein Thema?«

Fabian schob den Teller von sich und schenkte sich Wasser ein. »Nö, davon hab ich noch nichts gehört. Vielleicht ist das eher so 'n Oberstufending?« Er sah fragend zu seinem Bruder.

Doch Niklas schüttelte nur verächtlich den Kopf. Die schwarzen Haare klebten an seinem Kopf und glänzten. Winterberg fragte sich, mit welchem Schönheitsideal er damit wohl brechen wollte.

»Das ist doch illegal!«, betonte Niklas. »Das würden wir nie machen.«

»Sicher?«, hakte Winterberg energisch nach.

Endlich sah sein Sohn ihn an. »Nee, ganz bestimmt nicht!«

»Dann ist ja gut«, meinte Winterberg und kratzte die letzten Hackfleischklümpchen auf seinem Teller zusammen und aß sie auf. »Danke, Ute. Das hat gutgetan.« Er faltete die Hände auf seinem Bauch, lehnte sich nach hinten und schloss die Augen.

Die beiden Jungs standen auf, wobei sie ihre Stühle laut über den Parkettboden schoben, und gingen in ihre Zimmer. Ute räumte das Geschirr ab.

Winterberg hörte anschließend, wie seine Frau in der Küche die Spülmaschine einräumte und Wasser in das Spülbecken laufen ließ. Das Geräusch des fließenden Wassers erinnerte ihn an den Besuch bei den Staudts – als Natascha für Renés Eltern etwas zu trinken holte. Kaltes, klares Wasser für eine Mutter, die voller Verzweiflung um ihr einziges Kind bangte.

»Ach, verdammt!« Winterberg stand auf und ging in die Küche. »Ich fahre noch einmal zurück zur Dienststelle. Die Suche nach dem Jugendlichen lässt mir einfach keine Ruhe.

Irgendwie habe ich gehofft, Fabian und Niklas würden mir weiterhelfen können, aber die beiden wissen ja auch von nichts. Schade eigentlich, denn das hätte unsere Arbeit enorm erleichtert.«

»Niklas geht gleich noch zu einer kleinen Party vom Französischkurs«, teilte Ute ihm mit. »Vielleicht ist er doch neugierig geworden und spricht das Thema nachher bei seinen Klassenkameraden an. Und ich mache es mir einfach mit einem Krimi gemütlich.«

Ute stand am Spülbecken, die schmutzige Auflaufform in der Hand und ein blau-weiß kariertes Geschirrtuch über der Schulter. Es war eines jener alten Stücke, die sie beide zu ihrer Verlobung geschenkt bekommen hatten. Als die Zukunft noch aufregend und unbekannt für sie war und sie davon träumten, Kinder zu haben. Jetzt waren sie viele Jahre weiter und kannten nicht nur die Freuden, die Kinder mit sich brachten, sondern auch die Leiden.

Ute spitzte ihre Lippen zu einem angedeuteten Kuss. »Geh nur. Ich weiß doch, dass du

erst wieder zur Ruhe kommst, wenn ihr den Jungen findet. Und du hast recht. Das, was Renés Eltern gerade erleben, sollte niemand durchmachen müssen. Hilf ihnen.«

Dann begann sie, die Auflaufform abzubürsten, als hätten sie nicht gerade über das existenzielle Leid eines anderen Elternpaares gesprochen. Für ihren manchmal so erschreckend nüchternen Umgang mit den Dramen, denen er bei seiner Arbeit begegnete, war er ihr unglaublich dankbar. Und dafür liebte er sie.

Kapitel 37

Fritz lag in Nataschas Bett und ließ sich ausgiebig von ihr kraulen. Ab und zu griff er mit den Vorderpfoten nach ihrer Hand und fuhr die Krallen aus, was ihm jedes Mal Schelte von Natascha einbrachte. Irgendwann würde er es doch wohl lernen, sich anständig zu benehmen, hoffte sie.

Natascha ergriff das Telefon und suchte Tines Nummer im Speicher. Nach den intensiven Zeugenbefragungen und dem mahnenden Bild von René hatte sie nun, allein zu Hause, das Gefühl, in ein tiefes Loch zu fallen. Sie musste dringend etwas unternehmen, um auf andere Gedanken zu kommen und die Anspannung abzubauen. In ihrem Kopf tauchten immer wieder Eindrücke vom heutigen Tag auf und vermischten sich zu bizarren Tagträumen. Tine würde sie schon ablenken.

»Hi, Tascha, schön, dass du anrufst!«, meldete sich ihre Freundin. »Wie geht es dir? Ich hab heute schon an dich gedacht und wollte mich ohnehin bei dir melden.« Tine klang fröhlich und aufgekratzt.

Natascha überlegte kurz: Hatte Tine sich heute nicht mit ihrem neuen Schwarm Viktor getroffen? Offensichtlich war es bei den beiden gut gelaufen – besser jedenfalls, als Tine es sich vorher ausgemalt hatte. »Wie war dein Date mit Viktor?«

»Ach, Tascha!« Tines Stimme überschlug sich fast vor Überschwang. »Viktor ist so süß! Wir waren in der Oberstadt essen. Da gibt es einen neuen Mexikaner, kennst du den schon? Viktor war so nett und höflich. Er hat alles bezahlt; er wurde sogar fast sauer, als ich die Getränke übernehmen wollte.«

»Ah, ein wahrer Gentleman!«

Tine seufzte laut in den Hörer. »Ja! Ich wollte ihn hinterher erst noch auf einen Kaffee zu mir einladen, aber ich dachte mir dann, dass ich vielleicht lieber damit warte. Sonst denkt er möglicherweise, ich sei leicht zu haben. Und das will ich ja nun auch wieder nicht. Er soll ruhig ein bisschen zappeln. Oder war das unklug, was meinst du?«

»Bei einem wahren Gentleman wärst du damit wahrscheinlich gleich unten durch gewesen. Aber ich kenne Viktor ja nicht. Vielleicht hättest du ihn mit deiner Spontaneität auch beeindrucken können.«

»Ach, hör auf! Ich meine, wenn er wirklich an mir interessiert ist, dann kann er auch noch ein bisschen warten, oder? Ach, Tascha, ich bin total happy; das fängt so gut an! Und diesmal werde ich bestimmt nichts übereilen!«

Tines letzte Beziehung war sehr kompliziert gewesen. Nataschas erstes Aufeinandertreffen mit der alkoholisierten und schimpfenden Tine war sehr bezeichnend für das Chaos gewesen, in dem ihre Freundin damals gesteckt hatte. Die Trennung von Rafael war schmerhaft und langwierig gewesen, aber offensichtlich hatte Tine wieder genug Selbstvertrauen gewonnen, um eine neue Beziehung einzugehen. Das war schön, zumal die Zeit nach der Trennung auch für sie als enge Freundin sehr nervenaufreibend gewesen war.

»Ich hatte gestern auch so etwas wie ein Date.«

»Waa? Wer?«

Natascha konnte förmlich sehen, wie Tine euphorisiert aus dem Sessel aufgesprungen war, in dem sie stets zu telefonieren pflegte, und den Hörer fest umklammert hielt. Jedenfalls klang sie so.

Natascha fuhr langsam durch Fritz' Fell und lächelte in sich hinein, während sie antwortete: »Mit einem Arbeitskollegen. Ich hab dir schon mal von ihm erzählt ... Simon, der von der Weihnachtsfeier.«

»Ach – der! Mit dem du dann nach der offiziellen Feier noch eine Kneipentour gemacht hast?«

Natascha lachte. »Ja, der. Wir sind damals aber nicht allein unterwegs gewesen, immerhin waren noch drei andere Kollegen dabei. Es war also eine echte Kneipentour und nicht das, was du dir vielleicht darunter vorstellst.«

Auch Tine lachte. »Und? Habt ihr gestern dann den inoffiziellen Teil nachgeholt, oder was?«

»Quatsch. Wir waren wandern. Auf dem Kindelsberg.«

Tine schwieg ein paar Sekunden lang und ließ dann ein lang gezogenes »Waandeern?« hören. So, wie Tine es sagte, klang es unglaublich öde und schrecklich altmodisch.

»Na ja, nicht nur. Wir haben Geocaching gemacht.«

»Mehr nicht?«

Natascha seufzte. »Doch. Wir haben ein bisschen geknutsch.«

»Jetzt lass dir doch nicht alles aus der Nase ziehen!« Tine war empört und gleichzeitig wahnsinnig neugierig.

Natascha grinste und kraulte Fritz das weiche Fell. Sie genoss das kleine Spielchen mit ihrer Freundin. Natürlich würde sie ihr alles erzählen, und Tine wusste das auch. Aber es gehörte irgendwie dazu, es ein bisschen spannender zu machen.

»Mehr ist nicht passiert«, sagte sie schließlich. »Es fing plötzlich an zu schütten, und dann sind wir zum Auto gerannt. Simon hat mich nach Hause gefahren – und sonst ist nichts gelaufen. Wir wollen das aber noch nachholen: das Geocaching, meine ich.«

Sie konnte förmlich hören, wie Tine am anderen Ende der Verbindung breit grinste. »Ja, ja, das Geocaching.«

»Sag ich doch! Aber jetzt erzähl mir noch ein bisschen, was du in den letzten Tagen gemacht hast. Wir haben bei der Arbeit derzeit wahnsinnigen Stress, und ich brauche ein bisschen Ablenkung.«

»Willst du drüber reden?«, fragte Tine, obwohl sie die Antwort kannte.

»Nein, weißt du doch. Aber ich höre dir gern ein wenig zu.«

Auch dieser Dialog war Teil eines Spiels, das sich zwischen ihnen entwickelt hatte. Tine erzählte von ihrer Arbeit im Frisiersalon, von unzufriedenen Kundinnen und affektierten Lackaffen, und Natascha hörte ihr zu und vergaß dabei für eine Zeit lang die negativen Erlebnisse in ihrem Job. Ihre Freundin konnte sich immer wunderbar über andere Menschen aufregen und tat dies auch mit Hingabe. Doch gleichzeitig war Tine offen für neue Bekanntschaften und hatte ein großes Herz, das auch die größten Deppen noch aufnehmen konnte. Sogar Rafael. Allerdings würde sie ihr gegenüber natürlich niemals zugeben, dass ihr Exfreund ein Idiot war.

Natascha dachte oft, dass sie beide so eine Art Zwillingspaar waren. Tine brachte Licht in Nataschas dunkle Ecken und freute sich gleichzeitig über die Helligkeit, die Natascha in ihre Finsternis sandte. Sie ergänzten sich in vielen Punkten auf erstaunlich perfekte Weise.

Tine berichtete ausführlich, was sie zuletzt erlebt hatte. »Na gut, Süße«, sagte sie zum Schluss und gähnte. »Ich versuch jetzt mal zu schlafen. Telefonieren wir die Tage noch mal? Ich bin ja so gespannt, wie das mit Viktor weiterläuft. Gute Nacht!«

»Ja, gute Nacht, Tine. Schöne Träume!«

Natascha setzte sich aufrecht, und Fritz floh von ihrem Bett. Er trottete in die Küche, und Natascha hörte ihn am Katzengras knabbern. Es gab ein knackendes Schmatzen, und dann konnte sie sein unrhythmisches Hoppeln im Wohnzimmer hören. Kurz darauf gab er würgende Geräusche von sich.

Natascha sprang auf. »Fritz!«

Aber sie kam zu spät. Der Kater hatte sich bereits erbrochen und eine handtellergroße

Lache aus halb verdautem Nassfutter, zerkleinertem Katzengras und Speichel auf dem kleinen Teppich im Wohnzimmer hinterlassen.

»O Mann, muss das denn sein? Wenn du schon kotzen musst, dann mach das wenigstens im Flur, da kann ich das wieder wegwischen!«

Doch der Kater sah sie nur aus treuherzigen Augen an und trottete in die Küche, um sich erneut am Katzengras zu bedienen. Natascha seufzte. Mit einem Freigänger wäre ihr das nicht passiert – aber dann müsste sie tote Mäuse und verletzte Vögel vom Wohnzimmerteppich aufsammeln. Das wäre auch nicht viel besser.

Sie holte einen feuchten Lappen aus dem Badezimmer, um die Bescherung aufzuwischen. Es roch intensiv nach Katzenfutter, und Natascha rümpfte die Nase. Diese übelriechende Hinterlassenschaft sollte nicht im Teppich bleiben. Unter dem Waschbecken im Bad hatte sie noch Teppichreiniger, der hoffentlich helfen würde.

Rasch holte sie die Dose. Als sie zurückkam, saß Fritz neben dem feuchten Fleck und blickte sie neugierig an.

»Ja, schau dir das nur an. Wenn du ein Hund wärst, könnte ich deine Nase reinstecken. Aber was nutzen schon Erziehungsversuche bei einer Katze?«

Natascha öffnete die Dose mit dem Teppichreiniger und sprühte eine Hand voll weißen Schaum auf den Boden. Sogleich wurde sie in eine intensiv riechende Duftwolke gehüllt und zuckte unwillkürlich zurück: Vor ihrem inneren Auge erblickte sie gelbe Blitze. Eigentlich benutzte sie solche aggressiven Reiniger nur ungern, aber sie konnte die Überreste von Erbrochenem unmöglich im Teppich lassen. Sie nahm einen Lappen und begann, den Fleck damit zu bearbeiten. Natascha rümpfte die Nase, und Ekel breitete sich in ihr aus. Und Zorn. Der Teppich war gerade einmal zwei Wochen alt, und der Kater musste sofort seine Spuren darauf hinterlassen.

Plötzlich hatte sie das Gefühl eines Déjà-vus – als hätte sie diese Situation schon einmal erlebt. Natascha hielt beim Putzen inne. Nein, das konnte nicht sein. Der Teppich war neu, und vorher hatte Fritz nur auf das Laminat gekotzt. Aber wodurch wurde diese Déjà-vu-Empfindung dann ausgelöst? Sie schloss die Augen, doch das Gefühl blieb.

Und plötzlich fiel es ihr ein: Dieses innere Bild mit den gelben Blitzen hatte sie heute schon einmal gesehen, und zwar am Morgen, als sie an diesem Bonuscache am Waldrand gewesen war. Konnte das sein?

Sie stand auf, fühlte sich wie elektrisiert. Was hatte sich am Morgen ereignet, das nun in ihrem Wohnzimmer zu einem Déjà-vu-Erlebnis führte? Natascha überlegte. Es hatte mit der Synästhesie zu tun – aber auf welche Weise? Eine Eins war immer weiß, eine Zwei immer gelb. Montage waren rot, die Monate Oktober orange. Das hatte sich nie verändert, seit sie denken konnte. Mit der Musik war es schwieriger, aber trotzdem waren die Bilder eines Liedes stets gleich. Es fiel ihr nicht immer leicht, einzelne Instrumente oder Noten herauszuhören, aber wenn sie sich bewusst damit beschäftigte, gelang es ihr nach einiger Zeit. Gerüche waren noch komplizierter. Aber Fritz' Nassfutter aus Kaninchengulasch bildete eigentlich stets das gleiche Blaugrün – vorausgesetzt, es handelte sich um die gleiche Firma. Wenn sie den Hersteller wechselte, variierte auch das Geruchsbild.

Am schwierigsten waren jedoch die Gefühle einzuordnen. Manche Zustände wie Erschöpfung und Müdigkeit, die sie oft begleiteten, hatten ganz spezifische Farben, manchmal auch Formen. Zorn oder Verliebtheit hatten ebenfalls ein bestimmtes Farbschema; ihre Bilder variierten jedoch stark – je nachdem, welche anderen Empfindungen, wie zum Beispiel Melancholie und Neugierde, noch hinzukamen. Es kam selten vor, dass sich das Gefühlsbild eines komplexen Gemütszustandes wiederholte, weil immer etwas anders war. Aber es gab auch Bilder, die einander ähnelten.

So wie jetzt.

Was hatte also dieses Bild mit dem intensiven Gelb ausgelöst: ein Gefühl, ein Geruch, ein Gedanke? Ein Wort, an das sie gedacht hatte?

Plötzlich war sie hellwach. Diese Frage musste sie dringend lösen. Vielleicht war sie gerade auf etwas gestoßen, das einen entscheidenden Beitrag zur Lösung des Falles leisten konnte, doch sie vermochte es nicht zu greifen. Es war wie ein Wort, das einem auf der Zunge lag, auf das sie aber partout nicht kam.

Natascha sprang auf und lief vor dem feuchten Fleck auf dem Teppich auf und ab. Sie versuchte, das Bild zu greifen, seinen Ursprung zu finden und festzuhalten. Doch es fiel ihr nicht ein. Also ging sie wieder ins Schlafzimmer, um die Situation von eben zu wiederholen. Sie marschierte ins Wohnzimmer und dann ins Bad, bückte sich vor dem Waschbeckenunterschrank, kehrte zum verschmutzten Teppich zurück und kniete sich darauf nieder: Doch das half auch nicht weiter. Nur das Gefühl blieb, etwas Wichtiges übersehen zu haben. Was das war, vermochte sie jedoch nicht zu erkennen.

Fritz lag mittlerweile auf der obersten Ebene seines Kratzbaumes und beobachtete sie mit einem halb geöffneten Auge.

»Ja, Fritz, du liegst da und schaust dir alles in Ruhe an, während ich mich hier zum Affen mache.« Sie seufzte. »Und ich frage mich gerade, ob ich dir dankbar sein sollte oder ob ich mich darüber ärgere. Eigentlich wollte ich mich mit einem Buch ins Bett legen, um ein wenig abzuschalten, und dann zeitig schlafen. Dann würde ich nämlich morgen früh ausgeruht sein und könnte konzentriert arbeiten. Doch dir habe ich es zu verdanken, dass ich jetzt wie aufgezogen durch die Wohnung laufe, weil da etwas verborgen in meinem Hinterkopf herumspukt, das da unbedingt herauswill. Aber ich weiß einfach nicht, wie ich drankomme!«

Fritz lag noch immer auf dem Kratzbaum und hatte sich kein bisschen gerührt. Auch das halb geöffnete Auge blickte sie so ausdruckslos an wie vor ihrem Selbstgespräch.

»Ach, vergiss es.« Sie ging zum Fenster und blickte nach draußen. Die Sonne schien noch immer, auch wenn es schon fast Abend war. Aber erst in zwei Stunden würde es wirklich dunkel sein. Sie fasste einen Entschluss: Sie würde zu der Stelle fahren, wo der Bonuscache versteckt gewesen war, um zur Ruhe kommen zu können. Wenn sie dem Déjà-vu auf die Schliche kommen wollte, musste sie sich wahrscheinlich an dem Ort aufhalten, an dem heute erstmals diese Empfindung aufgetreten war.

Und sie wusste auch schon, mit wem sie dorthin fahren wollte.

Aber so einfach, wie sie sich das gedacht hatte, war es doch nicht.

»Heute ist Mittwoch«, antwortete Simon, nachdem er ihren Anruf entgegengenommen und sich ihren Vorschlag angehört hatte. »Du weißt schon: mein Kumpelabend. Ich sitze hier grad mit José in der Dartkneipe, hab auch schon zwei Bier getrunken. Was willst du denn überhaupt da oben?«

Natascha erklärte es ihm, ohne jedoch auf ihre synästhetische Wahrnehmung einzugehen. Sie hatte Angst, dass es in seinen Augen zu abgedreht klänge und dass er sie für verrückt hielt. Das würde sie ihm irgendwann einmal erklären ... Vielleicht. »Dann werde ich eben allein mit dem Rad dorthin fahren«, sagte sie zum Schluss. »Ich bin in weniger als einer halben Stunde da oben, und für den Rückweg brauche ich noch weniger Zeit. Bevor es richtig dunkel wird, bin ich wieder zu Hause.«

»Warte doch einfach bis morgen und fahr mit Winterberg oder Lorenz dahin.«

Im Hintergrund hörte Natascha die typischen Geräusche einer Dartkneipe: Musik, elektronisches Piepen, Gläserklirren und Stimmen. Einen Augenblick lang wünschte sie sich, ebenfalls dort zu sein. Aber dann kehrte sofort das drängende Gefühl zurück, etwas viel Wichtigeres erledigen zu müssen.

»Kennst du nicht dieses Kribbeln, wenn man kurz vor einer Lösung steht und sie nicht greifen kann? So geht es mir gerade.« Ein Gedanke blitzte in ihr auf, und sie musste sehr breit grinsen. »Machst du dir etwa Sorgen um mich?«

»Du bist Polizistin!« Die Hintergrundgeräusche waren zu laut, um aus seinem Tonfall etwas herauslesen zu können. Er schien sich aber über ihre Frage zu amüsieren. »Muss ich mir etwa Sorgen um dich machen, bloß weil du alleine in einem Naherholungsgebiet Rad fährst, in dem viele Leute spazieren gehen und das außerdem noch regelmäßig von Streifenwagen kontrolliert wird?«

Natascha fühlte, dass sie etwas Falsches gesagt hatte. »Nein, natürlich nicht. War auch nur ein Witz.« Sie zwang sich zu einem Lachen, das ihr gekünstelt vorkam.

Dennnoch stimmte Simon mit ein. »Ich müsste mir viel mehr Sorgen machen, wenn du Schiss vor dieser Radtour hättest.«

Ja, dachte sie. Müsste er.

Sie verabschiedeten sich, und Natascha wünschte ihm noch ein paar gute Würfe.

»Bis bald«, fügte er noch hinzu.

Natascha wusste nicht, ob das nur eine Floskel war oder er wirklich den Wunsch verspürte, sie demnächst wiederzusehen.

Sie ging in die Küche und füllte Fritz noch etwas Futter in seinen Napf. »Und schling nicht wieder so. Wehe, mein Teppich ist nachher wieder vollgekotzt!«

Doch Fritz blieb regungslos auf seinem Kratzbaum liegen.

Natascha zog sich rasch um und verließ ihre Wohnung. Sie freute sich auf die Radtour und hoffte darauf, dass der Fahrtwind ihr Gehirn ein wenig freipusten würde.

Kapitel 38

Lorenz' Büro sah aus wie der typische Tatort in einem Film, in dem es um Wirtschaftskriminalität ging. Als hätte jemand die bösen Einbrecher dabei ertappt, wie sie das Büro eines zwielichtigen Firmeninhabers durchwühlten und sämtliche Akten aus ihren Verstecken rissen.

Lorenz' Stuhl stand achtlos in der Ecke neben dem Regal mit den Schildkröten, auf seinem Tisch lagen aufgeschlagene Ringordner übereinander, dazwischen einzelne Blätter, Zeitungsausschnitte und gefaxte Unterlagen. Die Schreibtischlampe war angeschaltet und beleuchtete einen runden Ausschnitt des Chaos.

Lorenz selbst saß auf dem Boden vor den beiden Schreibtischen, den Laptop auf den Knien, und um ihn herum herrschte ebenfalls ein riesiges Durcheinander. Er blickte kurz auf, als er Winterberg bemerkte. »Hi. Ich dachte, du wärst zu Hause und sprichst mit deinen Söhnen?«

Lorenz sah grausam aus. Seine Haut wirkte grau und großporig; ein leichter Schweißfilm lag auf seinem Gesicht und verlieh ihm einen unreinen Glanz. Auf seinem Hemd hatten sich unter den Achseln dunkle Ränder gebildet, und die dunkelblonden Haare, die sonst ordentlich frisiert waren, klebten stellenweise an seinem Kopf. Das Büro stank nach verbrauchter Luft und menschlichen Ausdünstungen.

»Mensch, Lorenz, mach doch mal ein Fenster auf! Der Sauerstoffgehalt der Luft in diesem Raum geht gegen null, da kann doch keiner mehr richtig denken!«

Lorenz achtete nicht auf ihn, sondern murmelte nur: »Mach ruhig.« Er war viel zu sehr mit den Unterlagen beschäftigt, um seinen Kollegen richtig wahrzunehmen.

Winterberg kannte das von ihm: Lorenz konnte sich auf faszinierende Art auf ein bestimmtes Thema fokussieren. Dann blendete er seine Umwelt aus und tauchte in den jeweiligen Fall und die ihm übertragenen Aufgaben ein, als gäbe es nichts anderes auf der Welt. An manchen Tagen beneidete Winterberg ihn um diese Fähigkeit, sich selbstvergessen der Arbeit zu widmen. Heute jedoch war er froh, auch nach links und rechts schauen zu können, denn sonst wäre ihm das aufbauende Gespräch mit Ute zu Hause entgangen.

Lorenz hingegen hatte keine Familie.

Winterberg öffnete das Fenster und sog den Sauerstoff ein. Dann drehte er sich um und betrachtete noch einmal das Durcheinander in dem Doppelbüro. Nataschas Seite wirkte aufgeräumt wie selten zuvor. Sonderbar, welch starken Einfluss eine Perspektivenverschiebung auf die Bewertung einer Sache haben konnte, dachte Winterberg.

»Gibt es was Neues von den Schülern?«, fragte er.

Doch Lorenz sah ihn nur verwirrt an. »Was?«

»Die Schüler mit den Gewaltvideos. Gibt's da was Neues?«

Lorenz stellte den Laptop auf den Fußboden und stand ächzend auf. Eines seiner Knie knackte, und er drückte beide Hände auf die Oberschenkel. »Wie spät ist es? Ich glaube, ich habe die Zeit vergessen.«

»Halb neun. Du solltest nicht so auf dem Fußboden arbeiten. Kein Wunder, dass du manchmal Rückenschmerzen hast.«

Lorenz sah ihn gespielt unterwürfig an. »Ja, Meister. Beim nächsten Mal werde ich bestimmt darauf achten«, versprach er ironisch und stellte sich zu Winterberg ans Fenster.

»Also ... Was haben die Kollegen aus den beiden Schülern herausbekommen, die diese Gewaltvideos hatten?«

»Das Protokoll für die Befragungen kriegen wir morgen, aber eine Zusammenfassung haben wir schon ...« Lorenz atmete tief ein, schloss die Augen und rieb sich die Nasenwurzel.

Wahrscheinlich hatte er Kopfschmerzen. Kein Wunder, dachte Winterberg.

»Die Adressen der beiden Jungs, von denen dieser Manuel Siebert erzählt hat – Peer Bosch und Karim Bayram –, konnten wir leicht herausfinden«, fuhr Lorenz fort. »Zwei Kollegen sind dann dorthin gefahren und haben die beiden im Beisein der Eltern befragt. Bayram hat sich wohl anfänglich geziert und alles abgestritten, aber sein Vater hat dann ein Machtwort gesprochen. Danach war der Junge so klein mit Hut.« Lorenz zeigte mit Daumen und Zeigefinger die Geste, die zum Sprichwort dazugehörte. »Sein Vater ist Immobilienmakler. Ich hab mal Kontakt mit ihm gehabt, als ich meine Eigentumswohnung gesucht habe. Ein knallharter Typ, der ebenso breit wie hoch ist. Ich würde mich von dem auch nicht gern anmotzen lassen. Bei seinem Sohn hat es gewirkt, denn der Junge hat nach dem Anschiss einiges preisgegeben.«

»Und was?« Winterberg ging zu Nataschas Schreibtisch und setzte sich auf den Stuhl. Es war einer der wenigen freien Plätze in dem Chaos, das Lorenz angerichtet hatte.

»Er hat zugegeben, dass er ein paar Filmchen auf dem Handy hat. Nichts Schlimmes, alles harmlos, wie er behauptet. Und natürlich sei einiges inszeniert worden, damit es ein bisschen was hermacht. Doch nichts davon sei echt. Und er hat sich wohl über Manuel Siebert lustig gemacht, der das nicht gemerkt habe.« Lorenz verzog das Gesicht. »Ich denke, da hat er bei seinem Vater gut was abgeschaut, was das Schönreden anbelangt.«

»Haben wir das Handy?«, fragte Winterberg.

Lorenz grinste. »Klar. Und wir haben auch schon die Filme runtergeladen. Das sind teilweise ganz schön saftige Aufnahmen. Wenn das alles nachgestellt sein soll, dann sind da ein paar gute Schauspieltalente dabei gewesen.« Das Grinsen geriet zu einer gequälten Grimasse. »Ich hab zwar keine Ahnung von Filmen dieser Art, aber die Schreie klangen schon verdammt echt. Und es sah mir auch nicht so aus, als hätte man Ketchup anstelle von Blut genommen.«

»Scheiße.« Winterberg wippte nervös auf dem Schreibtischstuhl hin und her. All das geschah an der Schule, die auch Niklas und Fabian besuchten. Und beide waren in einem gefährlichen Alter – in einer Lebensphase, in der man sich vor den Kumpels beweisen wollte und Mutproben eine wichtige Rolle spielten. Zum Glück kifft Niklas nur, dachte er plötzlich. Aber selbst das war lediglich eine Vermutung, für die es noch keinen Beweis gab. Das, worauf sich René und die beiden anderen eingelassen hatten, war eindeutig schlimmer als der Konsum weicher Drogen.

»Haben Bosch und Bayram über ihre Verbindung zu René gesprochen?«, erkundigte er sich.

Lorenz zog die Brauen hoch und seufzte. »Sie haben herzlich wenig darüber gesagt. Beide haben zugegeben, dass sie René kennen, aber das ließ sich ja auch schlecht verheimlichen. Doch sie schwören Stein und Bein, dass sie nichts mit seinem Verschwinden zu tun haben.«

»Ist das glaubwürdig?«

Lorenz schnaubte verächtlich. »Kann ich noch nicht sagen, ich hab die beiden ja auch nicht persönlich erlebt. Ich meine, wer solche brutalen Filme auf dem Handy hat, dem ist schon einiges zuzutrauen. Da ist die Hemmschwelle zwischen bloßem Zuschauen und Mitmachen sehr niedrig. Die beiden wurden natürlich darüber aufgeklärt, welche strafrechtliche Relevanz der Besitz und die Verbreitung gewaltverherrlichender Medien und Trägermedien für sie haben. Ich kann mir vorstellen, dass ihnen da erst mal der Arsch auf Grundeis gegangen ist. Wenn wir die Filme und die Daten ausgewertet haben, wissen wir auch, ob sie die selbst gemacht oder nur bekommen haben. Aber das dauert; das kriegen wir heute Abend nicht mehr hin.«

»Habt ihr schon die Computer? Wer weiß, was die beiden da noch alles gespeichert haben.«

»Ja, haben wir«, antwortete Lorenz und fügte sarkastisch hinzu: »Und Hanke hat sich bedankt. Aber er hat sich Hilfe geholt, über den kurzen Dienstweg. Die Unterstützung heißt Kim

Schröder und ist aus Jockels Team. Sie kommt nachher um zehn, um ihn abzulösen.«

»Ist gut. Das Letzte, was wir gebrauchen können, ist ein völlig überarbeiteter Hanke. So entstehen die meisten Fehler, und die können wir uns bei der Suche nach René nicht erlauben.« Winterberg stand vom Schreibtischstuhl auf und ging vorsichtig um die Aktenstapel auf dem Boden herum. »Hat Hanke denn sonst schon was rausgefunden? Er sollte doch den Besitzer dieser komischen Münze mit Griff ausfindig machen und den Code darauf durch verschiedene Dechiffrierprogramme jagen.«

»Ach, das kannst du total vergessen.« Lorenz rieb sich mit beiden Händen die Augen. »Diese Münze gehört einem Jungen aus Augsburg. Er wohnt bei seinen Großeltern; zwei Kollegen dort haben sie besucht. Die Oma war ziemlich entsetzt, denn der Junge ist acht Jahre alt und hat die Münze zum Geburtstag geschenkt bekommen, weil er Detektivgeschichten so gern mag. Der hat ganz sicher nichts mit amputierten Fingern zu tun.«

»Und da diese Registrierungscodes nicht selbst erstellt werden können, ist wahrscheinlich auch aus dem auf unserer Münze nichts herauszuholen«, merkte Winterberg resigniert an.

Lorenz nickte zustimmend. »Hanke probiert noch, aber er glaubt nicht, dass er Erfolg haben wird.«

»Ach, er soll erst mal damit aufhören. Die Computer der beiden Jungs sind jetzt wichtiger.«

»Kim Schröder ist eine ziemlich fitte Computerfrau. Wenn es etwas auf den Rechnern der beiden Jungs zu finden gibt, wird sie es schon herausfinden.« Lorenz gähnte und reckte sich.

Auch Winterberg musste gähnen. »Komm, Lorenz, lass uns nach Hause gehen. Morgen geht es weiter, und wir brauchen alle mal ein paar Stunden Abstand. Dann sehen wir klarer.« Er schlug seinem Kollegen kumpelhaft auf die Schulter.

Lorenz nickte langsam. »Ich räume hier noch ein bisschen auf, dann fahre ich auch nach Hause. Den Rest lasse ich liegen, denn wenn das morgen so weitergeht wie heute, wird Natascha ohnehin nicht an ihrem Schreibtisch arbeiten.«

Winterberg verließ das chaotische Büro und schloss die Tür hinter sich. Kurz überlegte er, sich noch an seinen eigenen Schreibtisch zu setzen. Aber er wusste eigentlich schon, was dabei herauskommen würde: ziellose Grübeleien ohne nennenswerte Ergebnisse. Vergeudete Energie. Die Hitze und der aufreibende Tag forderten ihren Tribut, und Kriminalhauptkommissar Hannes Winterberg wollte nichts dringender als in sein Bett, um an der Seite seiner Frau einzuschlafen.

Kapitel 39

Nataschas Oberschenkel schmerzten von den rhythmischen Tritten in die Pedale, und der Schweiß lief ihr von der Stirn bis zum Kinn herab. Sie keuchte. Beim Start zu Hause war ihr Kopf noch voller Bilder gewesen: Momentaufnahmen des Tages waren in ungeordneter Abfolge an ihr vorübergezogen. Doch nun dachte sie an nichts mehr, denn sie hatte ihre Energien ganz auf das Radfahren konzentriert, um ihrem Körper diesen Kraftakt abzuverlangen. Natascha liebte dieses Gefühl der mentalen Freiheit, das sich durch sportliche Aktivitäten einstellte. Das schaffte kein noch so ausgeklügeltes Entspannungsprogramm.

Das T-Shirt klebte ihr am Rücken, der Bund ihrer Hose war nass vom Schweiß. Mücken flogen ihr ins Gesicht, ab und zu bekam sie ein Insekt in den Mund und spuckte es aus. In diesen kurzen Momenten nahm sie auch die Gegend um sich herum deutlich wahr. Sie sah den geteerten Radweg, die Bäume an der rechten Seite und hörte die Vögel zwitschern. Eine angenehme innere Ruhe breitete sich in ihr aus, und schließlich tauchten wieder Gedanken zum Fall René Staudt auf.

Schließlich erreichte sie die Kuppe des Berges und sah den Wanderparkplatz, auf dem Winterberg am Morgen auf sie und Lorenz gewartet hatte. Natascha hatte recht behalten; der Weg nach hier oben hatte sogar weniger als eine halbe Stunde gedauert, wenngleich sie sich dafür mächtig ins Zeug gelegt hatte.

Wenig später war sie an dem Ort, wo sie und die Kollegen am Vormittag den Bonuscache gefunden hatten. Der Platz erinnerte nun ein wenig an eine Baustelle. Rot-weißes Absperrband umgab einen weiträumigen Bereich rings um die Himbeerbüsch. Die Zifferntafeln hatte man fortgeräumt, an ihrer Stelle waren farbige Markierungen auf dem Boden zu erkennen – unformige Kreise und wolkenartige Ovale, in denen die Mitarbeiter der Kriminaltechnik nach Spuren gesucht hatten. Natascha konnte deutlich erkennen, wo die vielen Polizeiwagen gestanden hatten, weitere Reifenspuren führten kreuz und quer über den Kiesplatz. Doch nun sah die Szene nicht mehr spannend und aufregend aus, sondern irgendwie traurig. Wie nach einer Abschiedsparty, bei der man einen Freund zum allerletzten Mal gesehen hatte, der danach auf Nimmerwiedersehen in eine ferne Stadt gezogen war.

Natascha lehnte ihr Rad an den gemauerten Grill und ging zu dem Baum, unter dem sie am Vormittag gehockt hatte. Sie setzte sich, schloss die Augen und wartete auf eine Eingebung. Angestrengt versuchte sie, sich in die Szenerie am Morgen hineinzufühlen: Sie hörte die Stimmen der Polizisten, die einander Bemerkungen zuriufen, sah die Plastikdose im Himbeerstrauch, umgeben von Steinen und Zweigen, fühlte die Borke des Baumes, die durch den dünnen Stoff des T-Shirts kratzte.

Nichts.

Vielleicht war sie zu angespannt, synästhetische Wahrnehmungen ließen sich schließlich nicht erzwingen. Entweder waren sie da oder eben nicht. Manchmal half Konzentration, um sie erneut aufleben zu lassen, aber bisweilen funktionierte auch das nicht.

Sie war enttäuscht. Simon hatte recht gehabt, diese innere Leere hätte sie auch morgen Vormittag haben können. Sie wäre dann mit Winterberg oder Lorenz bequem im Auto hierhergekommen und hätte anschließend ihre Ermittlungsarbeit fortgeführt. Allerdings hätten die beiden ihr diesen vermeintlichen Humbug mit dem inneren Bild ohnehin ausgeredet und als Esoterik-Kram abgetan. Sie wäre nicht die erste Synästhetikerin, der es so erging. Wieder einmal hatte sie das Gefühl, ihre speziellen Wahrnehmungsfähigkeiten überbewertet zu haben.

Doch als sie sich das letzte Mal von ihren vernetzten Sinnen hatte leiten lassen, hatte sie damit richtiggelegen. Am Stimmungsbild im Haus von Renés Eltern war ihr aufgefallen, dass es

in der Familie ein Geheimnis gab. Und das hatte sich ja schließlich bewahrheitet.

Sie stand ächzend auf. Das lange Sitzen nach dem intensiven Radfahren hatte ihren Muskeln nicht gutgetan. Wenn sie wieder zu Hause war, würde sie die pochenden Oberschenkel mit Franzbranntwein einreiben und sich dann ins Bett legen. Und anschließend bestimmt tief und fest schlafen.

Plötzlich hatte sie wieder die Warnung ihrer Oma im Kopf: *Iss nichts aus dem Wald, mein Kind. Dat gibt Würmer im Magen.* Natascha musste lächeln. Der Kiesparkplatz war von Himbeersträuchern umgeben, an allen Seiten wuchsen sie, und die scharlachroten Beeren leuchteten verlockend aus dem Grün der Büsche.

Von wegen Würmer! Während sie zu den Sträuchern neben dem abgesperrten Bereich ging, lief ihr schon das Wasser im Munde zusammen. Wenn sie die Beeren pflückte, die nicht so dicht am Boden wuchsen, würde sie auch keine Würmer bekommen. Falls das überhaupt stimmte und nicht wieder ein Märchen war, um unwissende Kinder einzuschüchtern und gefügig zu machen.

Die erste Beere fühlte sich im Mund hart und knubbelig an und schmeckte irgendwie nach Nichts. Auch die Beeren Nummer zwei und drei waren eher fad, versprachen aber schon ein wenig Süße. Dann würden die vierte und die fünfte wohl wirklich gut schmecken. Natascha bog die Büsche auseinander, um an eine besonders dicke Beere heranzukommen, die sehr saftig aussah.

Doch mitten in der Bewegung hielt Natascha inne.

Was war das?

Sie blickte sich leise um. Nur etwa fünfundzwanzig Meter von ihr entfernt hockte jemand vor einem breiten Baumstumpf. Er hatte ihr den Rücken zugewandt. Sie sah genauer hin. Der Mann hielt einen kleinen Handspaten in der Linken und in der Rechten ein Messer. Wenn sie seine Bewegung richtig deutete, hohlte er gerade einen Baumstumpf aus. Neben ihm lagen kleine Holzschnitzel, die er wohl aus dem Inneren des Stumpfes herausgeholt hatte.

Nataschas Gedanken rasten. Wer war das? Und was machte er da? Ihr wurde mit einem Mal wieder heiß, gleichzeitig rann kalter Schweiß aus all ihren Poren. Sie wagte nicht, die Büsche loszulassen. Zu groß war die Angst, dass der Mann das Rascheln hören, sich umdrehen und sie dann entdecken würde.

Und wenn alles nur ganz harmlos war?, fuhr es ihr durch den Kopf. Egal, das konnten die Kollegen klären. Mit einer Hand hielt sie die Zweige der Himbeersträucher fest, mit der anderen versuchte sie, ihr Handy aus der Hosentasche zu nesteln. Doch die Shorts waren total verschwitzt und klebten an ihren Beinen. So bekäme sie das Handy nicht zu packen. Langsam ließ sie die Zweige los – einen nach dem anderen, um kein Geräusch zu verursachen. Natascha hatte den Eindruck, als hätte jetzt, genau in diesem Moment, jemand dem Wald den Ton abgedreht, die Geräusche gedämmt und den Laut ihres eigenen Herzschlags mit zweihundert Watt verstärkt.

Sie ließ den letzten Zweig los. Plötzlich gab es doch noch ein hörbares Knacken, wodurch ein Rotkehlchen aufgescheucht wurde, das sich schimpfend in die Luft erhob.

Natascha ging sofort in die Hocke und hielt schützend die Hände über den Kopf, doch das war nicht mehr als ein nutzloser Reflex.

»Hey, was machen Sie da?« Der Mann hatte sich blitzschnell umgedreht und kam auf sie zugelaufen.

Natascha sprang wieder auf und zerrte mit einer Hand an ihrer Hosentasche, die noch immer an ihren verschwitzten Beinen klebte. Sie stellte sich breitbeinig vor den Mann und versuchte, ihm mit ausgestrecktem Arm Einhalt zu gebieten. »Halt, Polizei! Bleiben Sie stehen!«

All das war innerhalb weniger Sekundenbruchteile geschehen: ein Verhalten, das sie schon hundert Male geübt hatte. Ach was, tausend Mal. Ihr Körper funktionierte, wie er sollte.

Doch diesmal stand ihr kein Kollege gegenüber, der im Training den Bösen mimte. Diesmal blickte sie dem realen Bösen entgegen, und ihre Augen weiteten sich, als sie begriff, wer da vor ihr stand – als sie ihn erkannte.

Sie sah ihn auf sich zukommen, in der einen Hand das Messer, in der anderen den Handspaten. Und er war bereit, seine Werkzeuge als Waffen zu benutzen. An seinem Blick erkannte sie, dass es ihm völlig egal war, wen er vor sich hatte. Sie hatte ihn gestört – hatte etwas entdeckt, was sie nicht hätte sehen dürfen. Auch wenn sie noch nicht erkennen konnte, was es war. Ihre linke Hand versuchte noch immer, das Handy aus der engen und verklebten Hose zu ziehen, doch je hektischer sie es versuchte, umso weniger bekam sie es zu fassen. Er beschleunigte sein Tempo, und Natascha erkannte gerade noch rechtzeitig, dass er mitten durch die dornigen Büsche rennen wollte.

Sie drehte sich um und sprintete davon. Aber ihre Beine gehorchten ihr nicht richtig, die überanstrenzte Muskulatur streikte und trug sie nur langsam vorwärts. Viel zu langsam. Natascha wusste, dass sie nur ihr Fahrrad erreichen musste, das am Grill lehnte. Dann würde sie die letzten Reserven aus sich herausholen und mit dem Rad im Affentempo hinunter in die Stadt fahren, direkt zur Polizeiwache. Und wenn sie Glück hatte, rief schon vorher jemand die Polizei, weil eine Radfahrerin wie eine Irre den Berg hinunterraste.

Doch sie erreichte ihr Rad nicht mehr.

Noch bevor sie in die Nähe des Grills kam, spürte sie einen heftigen Schlag gegen ihren Hinterkopf, und alles wurde augenblicklich schwarz.

Kapitel 40

Winterberg lag im Bett und wälzte sich von einer Seite auf die andere. Er war hundemüde, die Augen brannten, aber in seinem Kopf herrschte das pure Chaos. Immer wenn er die Augen schloss, suchten ihn wirre Bilder heim. Mal war es Karin Staudt mit ihrer Alkoholfahne, mal dieser Schuster in Jägerklamotten und mit einem riesigen Messer in der Hand. Und ständig tauchten Bilder von René, Manuel Siebert und Niklas auf.

Ute lag neben ihm, ihr gleichmäßiger Atem verriet, dass sie tief und fest schlief. Leise – um sie nicht zu wecken – stand er auf. Es hatte ja doch keinen Zweck, dachte er, so würde er nicht einschlafen.

Winterberg ging barfuß in die Küche und öffnete den Kühlschrank. Da stand noch die angebrochene Flasche Wein vom Abendessen. Er schenkte etwas davon in ein Wasserglas und setzte sich auf einen der Barhocker am Fenster. Die Nacht war sternenklar, die Straßenlaternen erhellt ein paar Vorgärten und Autos, die im Licht geparkt waren. Die Häuser waren dunkel, nur ab und zu sprang eine Lampe an, wenn eine Katze oder ein Vogel den Bewegungsmelder aktivierte. Die Bewohner schliefen wahrscheinlich. Eine nächtliche Vorstadtidylle, dachte er. Alles lag friedlich im Dunkeln, als gäbe es nichts Böses auf der Welt. Und doch geschahen Tag für Tag Dinge, die nicht passieren sollten. Es mussten ja nicht gleich Verbrechen sein; die Gleichgültigkeit der Menschen hatte ebenfalls oft fatale Folgen. Wie viele Bewohner der Straße, in der die Staudts lebten, kannten René? Wie viele von ihnen hatten ihn gesehen, ohne ihn jemals bewusst wahrzunehmen? Wer würde sich an ihn erinnern können? Niklas hatte ihn den roten René genannt. Das klang lustig und gleichzeitig gemein.

Tja, was machte wohl gerade sein ältester Sohn? Winterberg ging in den Flur. Die Schuhe von Niklas standen nicht an ihrem Platz, er war also immer noch auf dieser Französischkurs-Party. Außerdem hätte er es gehört, wenn der Junge nach Hause gekommen wäre, das Schlafzimmer lag schließlich direkt neben der großen Diele.

Ob sie auf dieser Party auch solche Videos anschauten? Vielleicht heimlich auf der Toilette oder in irgendeinem Auto. An wenigstens zwei Schulen im Stadtgebiet gab es Jungs, die Gewaltvideos tauschten, dachte Winterberg. Manuels Vater wusste es von der Realschule, und dank Manuel waren er und seine Kollegen auf zwei Jugendliche am Gymnasium gestoßen. Aber das war sicher nur die berühmte Spitze des Eisberges: Bayram und Bosch waren nur blöd genug gewesen, sich von einem Schulkameraden erwischen zu lassen. René hatte sich geschickter angestellt; er hatte sich heimlich einen Laptop zugelegt und seinen Eltern nichts davon erzählt, was er in seiner Freizeit trieb. Und die Staudts hatten sich nie um den Jungen gekümmert und nichts hinterfragt.

Wie viel Versteckspiel konnte eine Familie ertragen, bis ihr Zusammenhalt aus den Fugen geriet – oder bis jemand versuchte auszubrechen?

Er seufzte und nahm noch einen Schluck Wein. Verzweifelt bemühte er sich, die erneut auflebenden Sorgen um die eigene Familie beiseitezuschieben. Bei ihnen war doch alles in Ordnung. Sicher, sie verbrachten nicht mehr so viel Zeit miteinander wie früher, als Niklas und Fabian noch klein waren. Aber die Jungs waren mittlerweile in einem Alter, in dem man eigene Wege ging und den Eltern nicht mehr wie früher alles mitteilte. Die Ehe mit Ute lief ganz gut, wenn man von den gelegentlichen kleineren Auseinandersetzungen einmal absah. Sie waren noch nie so heftig gewesen, dass jemand von ihnen dauerhaft darunter gelitten hätte. Sicher, die große Leidenschaft gab es schon lange nicht mehr, aber sie waren schließlich schon seit achtzehn Jahren verheiratet. Er stutzte kurz. Oder waren es neunzehn? Jedenfalls fast zwanzig.

Doch schon beim nächsten Schluck Wein kamen wieder Zweifel in ihm auf. Fast hatte er

das Gefühl, es bestünde ein Zusammenhang zwischen dem Fall René und seiner Familie. War wirklich alles in Ordnung bei ihnen? Und was war mit Niklas' Kifferei? War das etwa das Zeichen einer normalen Entwicklung?

Er gab ein verächtliches Knurren von sich. *Mach dir nichts vor, Hannes*, schalt er sich. Bei Niklas ging es nicht darum, ob er gelegentlich auf einer Party an einem Joint zog. Die Aufforderung zu diesem Drogentest wurde nicht wahllos an Oberstufenschüler verschickt, sondern gezielt: speziell an die Schüler, die in irgendeiner Weise auffällig waren. So wie Niklas. Und das lag nicht allein an seinem Äußeren; der schwarz gefärbte Irokesenschnitt und das Zungenpiercing waren heute keine spektakulären Normverletzungen mehr. Damit konnte man allenfalls seine Oma schockieren, nicht aber seine aufgeklärten Lehrer.

Winterberg hob erneut das Glas, doch mitten in der Bewegung hielt er inne. Ein schrecklicher Verdacht keimte in ihm auf. Was, wenn es bei Niklas in Wahrheit gar nicht um Drogen ging, sondern um Gewaltvideos? Wäre das denkbar?

Er dachte nach. Niklas hatte vehement bestritten, etwas mit Drogen zu tun zu haben. Aber er war nicht so energisch gewesen, als Winterberg ihn auf diese Gewaltvideos angesprochen hatte. Der Junge hatte es abgestritten, weil das ja illegal sei. Und damit war es für ihn, Winterberg, auch schon abgehakt gewesen. Wenn es nicht so ernst wäre, könnte er fast über sich selbst lachen. Da nahm er Zeugen und Verdächtige in die Mangel und drehte ihnen die Worte im Mund herum, um die Wahrheit in einem Kriminalfall herauszufinden: Und zu Hause ließ er sich mit einem einfachen Nein abspeisen.

Winterberg traf einen Entschluss und stand auf. Falls er heute Abend einen Fehler begehen sollte, würde er ihn wiedergutmachen. Und Niklas würde ihm verzeihen – irgendwann. Da war er sich sicher.

An der Tür zu Fabians Zimmer hing ein Poster mit einem grünen Wesen, dem drei Stiele mit jeweils einem Auge aus dem Kopf gewachsen waren. *Ich sehe mehr als du*, schien ihm das seltsame Geschöpf zuzurufen. Winterberg war geneigt, dem Poster zuzunicken. Als wüsste es im Gegensatz zu ihm, was hinter der Zimmertür passierte. Im Moment jedenfalls schlief Fabian; selbst im Flur waren seine leisen Schnarchgeräusche zu hören.

Die Tür daneben führte in Niklas' Zimmer. Sie stand einen Spalt offen; für Winterberg war dies eine regelrechte Einladung hineinzugehen. Er drückte die Tür weiter auf und betrat den halbdunklen Raum. Die Straßenlaterne direkt vor ihrem Haus erzeugte graues Licht im Zimmer, sodass sich schemenhaft die Umrisse der Möbel erkennen ließen. Winterbergs Blick schweifte über den großen Schreibtisch, den Kleiderschrank und das Bett. Abgestandener Teenagerdunst schlug ihm entgegen.

Er schaute kurz in den Flur, ob ihn auch niemand bemerkte. Dann schloss er die Tür hinter sich und schaltete das Licht an.

Das Zimmer war noch unordentlicher, als er es in Erinnerung hatte. War er denn wirklich schon so lange nicht mehr hier drin gewesen? Schmutzige Wäschestücke lagen auf dem Boden herum, leere Colaflaschen neben dem Bett und dem Schreibtisch. Im Bücherregal stand sogar eine Flasche Whisky, und es war nicht einmal ein billiger. Er sollte die Flasche an sich nehmen und den Raum verlassen, fuhr es Winterberg durch den Kopf. Und zwar schnell. Kein Wunder, dass Niklas keine Mädchen zu sich einlud. Das wäre selbst ihm zu peinlich.

Auf einem zweiten, kleineren Schreibtisch stand der Computer. Das Fenster zu einer anderen Welt: Niklas' zweitem Zuhause. Winterberg atmete tief durch. Noch gab es ein Zurück, noch konnte er das Zimmer einfach wieder verlassen und unten weitertrinken. Oder sich neben Ute hinlegen und mit einem reinen Gewissen einschlafen. Wenn er sich jetzt an den Rechner setzte, wäre keines von beidem mehr möglich.

Doch er konnte nicht mehr zurück. Wenn er die Wahrheit wissen wollte, musste er das

beenden, was er mit dem ersten Schritt in Niklas' Zimmer begonnen hatte.

Wie ferngesteuert öffnete er die Dachluke zum Lüften und setzte sich an den Schreibtisch. Er ließ den Computer hochfahren, der dabei surrte und piepte. Winterberg lauschte den Geräuschen. Er fragte sich, was ihn hier erwarten würde – und ob Niklas den Rechner mit einem Passwort gesichert hatte. Denn dann wäre das Eindringen in Niklas' Privatsphäre, der Vertrauensbruch, völlig umsonst gewesen. Und er hoffte, dass Niklas noch möglichst lange auf seiner Französischkurs-Party bleiben würde und seinen Vater nicht dabei erwischte, wie dieser in sein Refugium einbrach.

Der Bildschirm wurde hell und zeigte als Hintergrundbild das Foto einer Band. Zudem gab es einen Schriftzug – wahrscheinlich handelte es sich um den Bandnamen –, der jedoch so verschnörkelt war, dass Winterberg ihn nicht entziffern konnte. Es war wohl eine Heavy-Metal-Band, so wie die aussahen. Doch das war egal: Niklas hatte den Rechner nicht durch ein Passwort geschützt. Winterberg schnaufte erleichtert.

Er suchte auf der Leiste am unteren Bildschirmrand den Button fürs Internet. Zwischen anderen kleinen Symbolen fand er ihn und klickte darauf. Der Lüfter des Rechners brummte, ein Bild erschien. Der Hintergrund war schwarz, die Schrift rot. Totenköpfe und angedeutete Schusslöcher zierten den linken Rand; und es gab Abbildungen von gekreuzten Knochen zum Anklicken. Ein unangenehmes Stechen durchfuhr Winterbergs Körper und lähmte seine Gedanken. Doch der rechte Zeigefinger klickte wie manisch auf die Maus, als gehörte er gar nicht zu ihm.

Eine Begrüßung erschien auf dem Bildschirm. »Heil Janus« stand da in dunkelroter Schrift; die Buchstaben sahen aus, als wären sie mit Blut an eine Wand geschrieben. Winterberg starre gebannt auf die Seite und klickte auf einen der gekreuzten Knochen. Eine Fotogalerie öffnete sich. Wenn er mit dem Mauszeiger darüberfuhr, liefen die Bilder wie auf einem Filmstreifen von links nach rechts. Langsam bewegte er die Maus über den Streifen, und vergrößerte Fotos erschienen auf dem Monitor. Die Qualität der Bilder war schlecht. Sie waren teilweise unscharf und zu dunkel, bei einigen war wohl auch die Auflösung zu niedrig für den Bildschirm.

Winterberg besah sich die einzelnen Bilder, und bei jedem weiteren Klick verstärkte sich die aufkommende Übelkeit. Er fühlte sich wie ein Wanderer im Moor, dem jeden Moment der feste Boden entzogen werden konnte.

Ein winziger Funken Optimismus glomm in ihm auf, und er suchte nach Copyrightvermerken oder anderen Hinweisen auf den Urheber dieser Bilder. Doch da war nichts. Das hier waren keine künstlerischen Arbeiten, sondern Amateuraufnahmen. Schlechte Schnappschüsse, viele davon wahrscheinlich mit dem Handy gemacht. Die Fotografen hatten Verletzungen fotografiert und die Bilder über das Internet bestimmten Usern zur Verfügung gestellt.

Winterberg erblickte große Schnittwunden an den Unterarmen, aus denen Blut, einem Flussdelta gleich, über Gelenke und Handinnenflächen rann. Behaarte Waden mit daumengroßen Brandwunden, die teilweise frisch, manchmal aber auch kurz vor der Vernarbung waren. Er dachte an die Schmucknarben mancher Völker und an Brandzeichen bei Kühen und Pferden. Aber hier sah er keine Nutztiere vor sich, sondern Menschen. Je weiter die Bildleiste lief, umso schrecklicher erschienen ihm die Fotos. Auf den letzten Bildern waren Gesichter abgebildet, deren schmerzverzerrte Münster und verzweifelte Blicke den Betrachter zu durchbohren schienen. Winterberg befand sich in einem Sog; er vergrößerte einzelne Bilder und ließ verwackelte Filmsequenzen an sich vorüberziehen. Er hörte Schreie und das Flehen der Gepeinigten. Die verkratzten Töne aus den Lautsprechern stachen im Ohr und holten ihn in die Wirklichkeit zurück.

»Scheiße!«

Er sprang auf und schlug mit der Handkante auf den Schreibtisch. Niklas war Mitglied in diesem Gewaltvideo-Club! Was ging da in seinem Sohn vor sich? Jetzt wollte er es genau wissen, auch wenn er Angst vor dem hatte, was er möglicherweise noch finden würde.

Winterberg setzte sich wieder, obwohl ihn bei den Gedanken an die Bilder eine unbändige Wut erfasste. Da waren böse Mächte am Werk, die seinen Sohn für ihre schauerlichen Geschichten missbrauchten und ihm womöglich noch Gefühle der Zugehörigkeit verschafften. Dem musste er Einhalt gebieten. Als Vater und als Polizist.

Widerstrebend klickte er weitere Menüpunkte an, die mit Icons versehen waren, die wie Schusswunden aussahen. Hier fanden sich jedoch keine Fotos, sondern Texte. Schon die Überschriften schüttelten ihn. »R.I.P.« stand da; die vertrauten drei Buchstaben wurden hier jedoch als Kürzel für *Rest in Pain* benutzt. Ruhe im Schmerz. Was waren das für Menschen, die solche Texte schrieben? Und was noch viel schlimmer war: Was hatte Niklas mit all dem zu tun?

Er öffnete einen weiteren Menüpunkt und hoffte, endlich einen Hinweis auf die Seitenbetreiber oder Urheber der Fotos und Texte zu finden. Doch was er dann erblickte, übertraf noch den Schrecken und den Ekel der vorherigen Seiten. Eine weitere Bilderserie, diesmal mit einem Tier. Es sah aus wie ein Meerschweinchen. Vom Blut feuchte Klappmesser lagen daneben, ein paar einzelne Fellsträhnen klebten an der Klinge. Im Hintergrund war ein Schatten zu sehen. Winterberg fühlte sich plötzlich, als würde sein Blut zu kochen beginnen und wie ein glühend heißer Strom durch seinen Körper fließen. Das Schattenbild war eindeutig: der Irokesenschnitt, der leichte Schwung der Nase, der Griff der Hand um den Messerknauf. Das musste Niklas sein.

Winterberg hoffte auf eine Täuschung, einen Traum – auf irgendetwas Irreales, das ihn wieder in die Wirklichkeit zurückholte. Doch die blutigen Fratzen verhöhnten ihn, lachten ihn aus. Er ließ sich in den Schreibtischstuhl fallen und hielt sich die Hände vor das Gesicht.

Niklas hatte sein Weltbild nicht nur zum Wackeln gebracht, er hatte es zerstört. Zerschnitten und zerstochen wie den Kadaver des Meerschweinchens. Langsam stand Winterberg auf, wankte und stolperte aus dem Zimmer seines Sohnes. Das hier war ein schlechter Film, ein Albtraum. Das konnte nicht echt sein.

Aber, und diese Frage schmerzte ihn am allermeisten, wo war Niklas jetzt? War er wirklich auf dieser Französischkurs-Party?

Kapitel 41

Winterberg sah auf die Uhr. Es war Viertel vor sechs, und langsam erwachte die Stadt. Die Sonne war noch schwach, doch wenn er in eines der Büros auf der anderen Flurseite gehen würde, könnte er sie schon scheinen sehen.

Aber Hannes Winterberg interessierte sich nicht für die aufgehende Sonne und nicht für die Bewohner der Stadt. In seinem Kopf herrschte nur eine große Leere. Der Schock, den er beim Entdecken der Bilder auf Niklas' Computer erlitten hatte, saß noch zu tief. Zuerst hatte er unten in der Küche die Weinflasche angesetzt und den Rest in einem Zug ausgetrunken. Dann hatte er das Bedürfnis gehabt, irgendetwas zu zerstören: am liebsten den Computer, aber den brauchte er noch. Schließlich war er wieder nach oben gegangen, hatte hektisch sämtliche Kabel des Computers von den Peripheriegeräten und der Steckdose getrennt und den Tower samt Leitungsgewirr in eine Tasche gesteckt. Dann hatte er Ute eine kurze Notiz auf den Küchentisch gelegt und war mit der Tasche zur Wache gerast. Das war um halb eins gewesen.

Seither hockte er in seinem Büro. Er durchforstete Lorenz' Unterlagen, las die Zusammenfassung der Befragungen von Karim Bayram und Peer Bosch, klickte sich im Internet durch unglaubliche Seiten und nickte zwischendurch immer mal wieder ein.

Niklas' Computer stand neben seinem Schreibtisch; ständig überlegte er, ihn Hanke zu geben. Winterberg hatte nicht vor, das Thema an die große Glocke zu hängen. Aber er brauchte auch Unterstützung bei der Untersuchung des Computers, denn allein kam er damit nicht zurecht.

Plötzlich klingelte sein Handy. Es war Ute.

»Hannes! Was ist hier los?« Sie klang aufgebracht, was er ihr nicht verdenken konnte. Wahrscheinlich hatte sie seinen Zettel auf dem Küchentisch gefunden. »Niklas ist eben wutentbrannt aus dem Haus gestürmt und hat geschrien, dass er dich hasst. Er hat noch einiges mehr gesagt, aber das werde ich dir gegenüber nicht wiederholen. Stimmt es, dass du ihm den Computer weggenommen hast?«

Winterberg seufzte. »Ja, habe ich. Und du willst ganz bestimmt nicht wissen, warum.«

Utes Lachen am anderen Ende klang nicht echt. »Aber natürlich nicht«, stimmte sie ihm ironisch zu. »Also, was ist da los?«

Er räusperte sich, als könnte er die Überbringung der schlechten Nachricht damit verhindern.

»Hannes! Jetzt sag mir, was los ist!«, schrie sie, als er nicht antwortete.

Er hatte Ute schon lange nicht mehr so zornig erlebt. Niklas musste ihr wohl ganz schön zugesetzt haben.

»Ich glaube, Niklas ist da in eine Sache verwickelt, und deshalb habe ich vorerst den Rechner konfisziert«, erklärte er ausweichend. Es klang wie ein harmloser Jungenstreich, doch die Bilder, die er gesehen hatte, waren noch immer präsent.

»Was für eine Sache? Ist an dem Drogenverdacht doch was dran? Was nimmt mein Sohn?« Ihre Stimme wurde schrill.

Winterberg wollte, dass ihr Schreien aufhörte, dass Ute sich wieder beruhigte und normal mit ihm sprach. Doch er wusste: Die Wahrheit würde sie auch nicht beruhigen können.

Plötzlich stand Lorenz in der Tür. Er sah übermüdet aus, schien aber zumindest geduscht zu haben.

»Nein, keine Drogen. Es sind Gewaltvideos«, erwiderte Winterberg leise.

Am anderen Ende blieb es ein paar Sekunden lang still. Währenddessen setzte sich Lorenz auf den Besucherstuhl. Winterberg war irritiert und wollte ihm ein Zeichen geben, dass er das Büro verlassen sollte. Doch dann redete Ute auf ihn ein, und er hatte Mühe, ihren Worten zu

folgen.

»Was denn für Videos?«, entgegnete sie aufgebracht. »Meinst du Spielfilme? Was ist denn daran so schlimm; du guckst doch selbst mal einen Actionfilm! Das ist doch überhaupt kein Grund, seinem Sohn den Computer wegzunehmen! Niklas hat dich als Diktator beschimpft und dich einen Stasi-Offizier genannt. Und weißt du was? Ich kann ihn verstehen! Wie bist du überhaupt an die Filme gekommen? Hast du heimlich seinen Rechner untersucht? Du solltest dich was schämen, Hannes Winterberg –«

»Stopp!« Winterberg brüllte ins Telefon. »Es reicht! Ich war an seinem Computer, weil ich sichergehen wollte, dass alles in Ordnung ist. Ich bin sein Vater, verdammt!«

Lorenz hob die Augenbrauen und stand vom Stuhl auf. Winterberg zeigte mit dem Zeigefinger, dass er sich wieder setzen sollte. Jetzt war es ohnehin egal, was er alles noch zu hören bekommen würde. Er wusste sowieso schon viel zu viel.

»Und es ist überhaupt nichts in Ordnung!«, fuhr er fort. »Unser Sohn ist kein beschissener Kiffer, sondern er geilt sich an perversen brutalen Bildern auf! Und ich bin verdammt froh, dass ich an seinem Computer war, sonst würde er da immer noch sein Unwesen treiben!«

Er atmete tief durch. Ute schwieg. Lorenz sah betroffen zu Boden.

»Und, hat es dir die Sprache verschlagen?«, fragte er und konnte hören, wie Ute am anderen Ende schniefte. Augenblicklich tat ihm sein Wutausbruch leid, er hatte sie ja nicht verletzen wollen.

»Ja. Ich bin geschockt. Kannst du nach Hause kommen, damit wir drüber reden können?« Sie schniefte erneut.

»Nein, das geht nicht. Wir haben in einer halben Stunde ein wichtiges Meeting.« Seine Stimme wurde sanfter. »Ist Niklas zur Schule gegangen?«

Ute schnäuzte sich und bejahte seine Frage leise.

»Bist du dir ganz sicher?«, hakte Winterberg nach. Er dachte unwillkürlich an René Staudt. Auch der war morgens scheinbar zur Schule gegangen und seitdem verschwunden. Und das schon seit sechs Tagen.

»Er hat seinen Schulrucksack mitgenommen.« Sie blieb einen Moment lang still, dann schien sie den gleichen Gedanken zu haben wie er. »Du hast Angst, dass er abgehauen ist? Ich werde zur Schule fahren und schauen, ob er dort ist. Danach melde ich mich wieder, okay?«

»Ja.« Die Wut hatte der Betroffenheit Platz gemacht; die gemeinsame Sorge hatte sie wieder näher zusammengebracht. Es war wie ein unausgesprochener Friedensschluss.

Winterberg verabschiedete sich von seiner Frau und legte auf. Es tat ihm leid, dass Ute nun erst mal allein die neuen schockierenden Erkenntnisse verarbeiten musste. Er selbst hatte sich schon stundenlang damit beschäftigt, dass sein Sohn offensichtlich ein großes Problem hatte. Es wäre für alle Beteiligten gut, wenn sie sich jetzt austauschen könnten.

Aber für Privates war im Moment kein Platz.

Lorenz saß noch immer auf dem Besucherstuhl und war sichtlich betroffen. Seine Finger lagen verkrampt in seinem Schoß, und er wich Winterbergs Blick aus. Er war unfreiwillig Zeuge seiner familiären Katastrophe geworden.

Winterberg rieb sich mit der Hand durch die Haare und sah Lorenz beschämt an. »Tja, dann weißt du jetzt also auch Bescheid. Bei uns läuft wohl doch nicht alles so toll, wie ich immer dachte.«

Lorenz hob die Schultern. »Was soll ich dazu sagen? Willst du drüber reden?«

Winterberg sah ihn lange an. Er war unentschlossen, ob er reden sollte – und ob sein Kollege dafür die richtige Person war.

»Soll ich erst mal einen Kaffee holen?«, schlug Lorenz vor. »Du siehst aus, als hättest du einen nötig!«

»Ja, bitte.«

Lorenz verschwand und kam wenige Minuten später mit zwei Tassen zurück; der dampfende Kaffee verbreitete ein verführerisches Aroma.

»Den hab ich vom Wach- und Wechseldienst, die haben den gerade frisch gekocht«, berichtete er und stellte eine weiße Tasse mit dem Logo der Stadt Siegen vor Winterberg auf den Schreibtisch. »Aber die Tassen sollen wir wieder runterbringen.«

Winterberg glaubte, noch nie so guten Kaffee gerochen zu haben. Er nahm die Tasse und sog den Geruch tief in sich ein, als könnte der Duft seinen Kopf von der Last sämtlicher Probleme befreien. Der Kaffee war noch zu heiß, um ihn richtig zu trinken, also nippte Winterberg nur ein bisschen davon.

»Bist du deswegen schon so lange hier?«, erkundigte sich Lorenz. »Du siehst nämlich aus, als würdest du schon die ganze Nacht hier sitzen.«

»Ja.« Mehr brachte Winterberg nicht heraus.

»Schon gut, ich frage nicht weiter nach. Ich denke mir meinen Teil über das, was ich eben gehört habe. Und ich frage auch nicht, ob es strafrechtliche Relevanz hat oder einfach zwischen euch geregelt werden kann.« Lorenz nippte an seinem Kaffee und hielt dann die Tasse mit beiden Händen fest.

Winterberg merkte, wie sein Gesicht heiß wurde. Er hatte eine Zeit lang völlig verdrängt, dass Niklas' Foto- und Videosammlung mehr war als nur ein Ausdruck seiner Probleme. Er hatte die rechtlichen Auswirkungen weggeblendet und so getan, als sei alles, was man im Internet findet, von einer höheren Instanz abgesegnet und juristisch völlig unbedenklich. Verlegen sah er auf die Spitze seiner Schuhe, und ihm fiel merkwürdigerweise in diesem Augenblick auf, wie abgetragen und faltig das Leder war.

»Schon gut«, meinte Lorenz. »Ich weiß von nichts, und das Gespräch hat niemals stattgefunden. In Ordnung?«

Doch ganz so einfach war es für Winterberg nicht. Das Thema hing im Raum und drohte, sich zwischen sie zu drängen. Das wollte er nicht zulassen. »Niklas macht auch bei diesen Gewaltvideos mit«, gestand er seinem Kollegen. »Und zwar richtig.« Jetzt war es draußen.

Lorenz zog einen Mundwinkel nach oben. »Oh.« Mehr sagte er nicht.

»Ich hab mir seinen Rechner angesehen und die Bilder gefunden. Es sind viele, und es sieht schrecklich aus. Ich glaube, dass es sich um ein Internetforum handelt. Lauter Halbirre, die sich mit blutrünstigen Fotos brüsten. Ich kann allerdings nicht erkennen, ob die Bilder echt sind oder gestellt.« Er mied Lorenz' Blick und starre auf die Wand hinter seinem Kollegen. Wenn sich jeder Zeuge und jeder Verdächtige bei einer Befragung so unangenehm fühlte wie er jetzt, verstand er plötzlich deren Unsicherheit. »Ich habe keine Ahnung, was in ihm vorgeht. Erst das Piercing, dann dieser Irokesenschnitt. Und jetzt das. Wir haben uns nichts dabei gedacht, dass er so oft am Computer sitzt. Wir dachten, dass er sich einfach mit irgendwelchen Spielen im Internet vergnügt. Ein bisschen Ballern, Kickern, Chatten. So etwas in der Richtung. Stattdessen sammelt er Fotos, die auf den Index gehören.«

Lorenz, der sein Gegenüber schon eine ganze Weile anstarrte, sog hörbar die Luft zwischen den Zähnen ein. »Und was sagt Niklas zu all dem?«

Winterberg beugte sich vor und stützte seinen Kopf in den Händen ab. »Ich habe noch nicht mit ihm darüber gesprochen. Als ich das gestern Abend entdeckt habe, war er nicht da. Ich war außer mir; das kannst du dir gar nicht vorstellen.« Er sah seinen Kollegen an. »Ich war so wahnsinnig wütend ... Ich glaube, ich hätte ihn verprügelt, wenn ich ihn zwischen die Finger bekommen hätte. Stattdessen habe ich seinen Rechner ausgestöpselt und mitgenommen.« Er wies auf den Tower neben seinem Schreibtisch. »Ich denke, ich werde ihn Hanke geben. Der soll mal schauen, was er alles noch auf der Festplatte findet.«

»Und was wirst du dann tun?«, fragte Lorenz, der mittlerweile aufgehört hatte, ihn so anzustarren.

Wahrscheinlich merkte er selbst, in welcher Zwickmühle sie sich gerade befanden, dachte Winterberg. Das, was Niklas trieb, stand höchstwahrscheinlich in direktem Zusammenhang zu ihrem aktuellen Fall. Unter diesen Umständen würde Winterberg nicht weiter die Ermittlungen leiten können.

Lorenz trank den Kaffee aus und stellte die leere Tasse auf Winterbergs Schreibtisch. »Ich weiß erst mal von nichts. Ich muss ohnehin noch die Besprechung vorbereiten.« Er blickte auf die Uhr und stand auf. »Wir haben gleich halb sieben, dann treffen wir uns alle im Besprechungsraum. Ich denke, wir werden heute einen großen Schritt weiterkommen.«

Winterberg nickte müde. Hoffentlich würde Lorenz recht behalten!

Kapitel 42

Er wachte schweißgebadet auf. Sein Hals fühlte sich rau an. Hatte er etwa schlecht geträumt und im Schlaf geschrien?

Doch an den Traum konnte er sich nicht erinnern. Er spürte nur dieses vage Gefühl von Bedrohung, das er nicht abschütteln konnte. Bilderfetzen zogen blitzschnell vor seinem inneren Auge vorbei und verschwanden, bevor er sie deutlich erinnern und einordnen konnte.

Er warf einen Blick auf den Wecker: fünf Uhr achtundvierzig; in wenigen Minuten würde er klingeln. Durch den schmalen Spalt zwischen Fenster und Rollo konnte er das Morgengrauen erkennen. So, wie er sich im Moment fühlte, war diese Bezeichnung recht treffend. Morgengrauen: das Grauen vor dem Morgen, der wieder nur aus Aufgaben, Pflichten und Alltagstrott bestand. Und aus Missachtung. Er hatte es so satt! Wann würden die Leute ihn endlich ernst nehmen und ihn so sehen, wie er wirklich war – intelligent und charmant?

Da war es wieder: das flau Gefühl im Magen. Heute würde er den Rechner am liebsten ausgeschaltet lassen. Er wollte es nicht sehen, dieses Schmähwort. Gestern hatte er es im Internet entdeckt. »Schnippler« nannten sie ihn! Es war wirklich unglaublich.

Dennoch setzte er sich an seinen Computer und wartete auf die Internetverbindung. Er wollte unbedingt sehen, was sich in der vergangenen Nacht alles getan hatte. Gestern waren die bedeutenderen Medien endlich auf ihn aufmerksam geworden. Seltsamerweise erschienen die ersten Berichte am frühen Morgen in den Online-Nachrichten von RTL2 und VOX. Offensichtlich waren die Fernsehreporter schneller als die Zeitungsfritzen hier aus der Region. Auf deren Internetseiten waren die ersten Artikel erst mittags erschienen. Das lag sicher auch daran, dass die Internet-Community der Geocacher schneller reagierte als die Journalisten vor Ort. Unter den Cachern hatte man schon ab Dienstag eifrig über die Fingerfunde diskutiert und sich gehörig aufgeregt. Aber nun war hoffentlich allen klar, dass er es ernst meinte.

Er spürte wieder dieses Gefühl von gestern. Das »große Gefühl«, wie er es nannte. Nach dem ganzen Stress, den er gestern gehabt hatte, war das auch mehr als verdient. Endlich wurde er so beachtet, wie es ihm eigentlich zustand. Schade nur, dass die Leute so etwas nicht von allein bemerkten und immer erst mit der Nase darauf gestoßen werden mussten.

Er gab wieder seine Suchbegriffe ein. Eine gewisse Vorfreude stellte sich ein; er musste unbedingt sehen, was es Neues gab. Er wollte sich an den Spekulationen und, wenn er ganz ehrlich war, auch an den Schmähungen ergötzen. Dann konnte er das Gefühl des Andersseins richtig auskosten. Genießen.

Die ersten Links erschienen. Und da war es wieder! Er beugte sich nach vorne, um besser sehen zu können. Starrte auf den Bildschirm und spürte Wut in sich aufsteigen. »Der Schnippler«. Das war eine Schmähung par excellence, die weder mysteriös noch respektvoll klang. Was hatte er sich im Vorhinein für Gedanken gemacht, wie er wohl genannt würde. Er hatte an Bezeichnungen wie »Hannibal the cannibal« gedacht oder an »Thanatos«. Selbst etwas Biblisches hätte er sich gefallen lassen. Aber »der Schnippler«? Das war absolut unter seiner Würde. Er hatte sich als kreativ und intelligent erwiesen, insbesondere bei der Auswahl der infrage kommenden Caches. Aber offensichtlich war er den einfachen Cachern deutlich überlegen.

Er zuckte mit den Schultern. Eigentlich konnte ihm das nur recht sein. Dann würde er eben noch länger als geplant seinen Spaß haben.

Kapitel 43

Winterberg betrat den Besprechungsraum. Es war angenehm kühl; Lorenz hatte alle Fenster geöffnet, sodass die frische Morgenluft in den Raum strömte. Auf dem Platz des Kollegen war schon alles parat: Der Laptop war hochgefahren, und die Hauptakte lag oben auf einem Stapel von Unterlagen. Winterberg dachte an das Chaos in Lorenz' Büro und wunderte sich über den Kontrast.

Schmitz war schon da und gähnte ungehemmt. Auch Hanke, der heute das erste Mal an einem Meeting zum »Knochenfinder«-Fall teilnahm, hatte sich bereits eingefunden. Er sah erstaunlich fit aus, und Winterberg vermutete, dass dies den zahlreichen sportlichen Aktivitäten seines Kollegen zu verdanken war. Hanke trainierte mal für einen Halbmarathon, mal für einen Amateur-Triathlon oder ein Vierundzwanzig-Stunden-Schwimmen. Er fand immer irgendeine Sportveranstaltung, auf die er sich vorbereiten konnte. Winterberg fragte sich manchmal, ob Hanke nicht vor etwas davonlief. Natascha war noch nicht da.

»Guten Morgen, Kollegen.« Winterberg ging zu seinem Platz von gestern und setzte sich. Erschöpft verschränkte er die Arme, legte sie auf den Tisch und stützte so seinen Oberkörper ab. Die anderen sahen ihn müde an, nur Hanke strahlte eine innere Ruhe aus.

»Lorenz hat gestern Abend noch die Ereignisse des Tages zusammengefasst und wird uns davon erzählen«, erklärte Winterberg. »Dann berichtet Schmitz über den Stand der Laboruntersuchungen; anschließend informiert uns Hanke, was er alles im Internet und in den Computern der beiden Videofreaks gefunden hat.«

Winterberg schloss für einen kurzen Moment die Augen, weil ihm schwindlig wurde. Er war so verdammt müde. Plötzlich klingelte sein Handy. Er hoffte auf den erlösenden Anruf von Ute, auch wenn es dafür eigentlich noch viel zu früh war; die Schule hatte noch gar nicht angefangen. »Ja?«

Lützelberg, einer der Hundertschaftsleiter von der Bochumer Bereitschaftspolizei, meldete sich. Winterberg stellte sein Telefon so ein, dass die anderen im Raum mithören konnten.

»Wir haben jeden Quadratzentimeter in den beiden Waldstücken abgesucht, die wir uns zuerst vornehmen sollten«, berichtete Lützelberg. »Wir haben zwar einen Haufen Zeug gefunden, vorwiegend Müll, aber leider keinen Hinweis auf den vermissten jungen Mann. Die Beschaffenheit des Bodens in euren Wäldern ist schon recht spezifisch: ein sehr harter und steiniger Untergrund, und überall sind größere Vertiefungen, die von eingestürzten Bergwerkstollen oder verschütteten Eingängen herrühren und die an kleine Bombenkrater erinnern. Pingen. Dennoch haben wir alles untersucht. Diese Vertiefungen sind schon seit Jahrzehnten zugewachsen, teilweise wachsen da sogar Bäume drin. Wir hatten gehofft, wir könnten den Vermissten in einem solchen Loch aufspüren – aber leider Fehlanzeige.«

»Der Altbergbau ist hier immer noch sehr präsent«, merkte Winterberg an. »Gab es sonst noch was Besonderes?«

»Leider nicht.« Lützelberg klang müde und erschöpft. »Das Erdreich ist trotz des Regens am Dienstag schon wieder völlig trocken. Beides zusammen, der Regen und die Trockenheit, verändern natürlich viele Spuren, vor allem dann, wenn schon so viel Zeit vergangen ist. Der junge Mann ist ja schon seit Freitag verschwunden. Als Nächstes nehmen wir uns die anderen beiden Wälder vor, die uns zugeteilt wurden. Aber wenn da weder THW noch die Feuerwehr erfolgreich waren, würde ich keine großen Erwartungen mehr haben.«

Das war genau das, was Winterberg nicht hatte hören wollen. Doch es überraschte ihn nicht, denn in diesem Fall gab es bemerkenswert wenige Spuren.

»Ja, danke. Ich gehe davon aus, dass ihr euch später noch einmal meldet. Bis dann!«

Winterberg runzelte nur müde die Stirn.

Hanke tat, als hätte er die schlechten Nachrichten nicht gehört. »Sagt mal, sollen wir uns nicht erst mal was Ordentliches zum Frühstück organisieren? Kaffee, Brötchen, Obst?«

»Oh, das wär gut.« Lorenz sprang auf. »Wir können ja zusammenlegen. Ich geh mal unten fragen, ob uns jemand was holen würde. Ich muss eh noch Tassen runterbringen.«

Alle wühlten in ihren Portemonnaies und erzählten Lorenz, was sie am liebsten zum Frühstück aßen. Binnen einer Minute lag ein Häufchen Geld vor Lorenz, der anschließend damit nach unten ging, um einen hilfsbereiten Kollegen zu suchen.

Eine kleine Weile später kam er wieder, hob beide Daumen in die Höhe und setzte sich an seinen Laptop. »Alles klar. Ich hab jemanden gefunden, den ich noch nicht einmal bestechen musste; er ist ganz freiwillig losgezogen, um für uns Brötchen zu besorgen. Trotzdem hab ich ihm versprochen, dass er noch was bei uns guthat. Vergesst das also nicht!«

»Und wem schulden wir was?«, wollte Hanke wissen.

»Simon Steinhaus von der GS 4. Der ist in der Gruppe, die das Sicherheitskonzept für das Sommerfest plant. Der wird wissen, wie die Produktivität einer Arbeitsgruppe mit ihrem Energielevel sinkt«, erklärte Lorenz.

Schmitz lachte. »Das macht er bestimmt nicht, weil er so viel Mitleid mit uns hat. Ich hab den jetzt schon ein paarmal mit Natascha zusammen gesehen. Hat wahrscheinlich eher damit zu tun.«

»Ah!« Lorenz grinste wissend. »Apropos: Wo ist Natascha? Wir haben gleich sieben Uhr. Sie ist doch sonst immer pünktlich. Soll ich sie mal anrufen? Vielleicht hat sie verschlafen.«

Alle schauten sich um, als hätte sie sich in einer Ecke versteckt.

»Ach, lass.« Winterberg ärgerte sich, aber sie würden nicht auf Natascha warten können; schließlich mussten sie so schnell wie möglich die Suche nach René fortsetzen. »Wir fangen jetzt an, und dein Bericht ist der erste.«

Lorenz blickte kurz auf den Bildschirm und fasste die jüngsten Entwicklungen seit ihrer letzten Sitzung am Vortag zusammen. »Die Eltern von René sind mittlerweile über die Verletzungen ihres Sohnes informiert worden, ein Kollege vom Kriseninterventionsteam war gestern Nachmittag noch bei ihnen. Er hat den Hausarzt von Frau Staudt hinzugezogen, weil er sich nicht sicher war, ob sie wieder abstürzt.« Er wandte sich kurz an Hanke und erklärte: »Sie ist Alkoholikerin. Die Eltern haben uns den Namen eines Schulkameraden gegeben, Manuel Siebert. Von dem haben wir erst von diesen Gewaltvideos erfahren. Am Abend haben wir dann die Computer zweier männlicher Jugendlicher aus der Schule erhalten – sogar fast freiwillig. Ich denke, denen ist bewusst, was sie da treiben. Möglicherweise hoffen sie auf mildernde Umstände und sind deshalb kooperativ. Oder sie haben das ganze Ausmaß dessen, was sie da treiben, noch gar nicht kapiert. Die Geschichte mit den Videos ist jedenfalls eine ziemlich heiße Spur. Renés Mutter hat in seinem Bett ein blutverschmiertes T-Shirt gefunden; wir wissen aber noch nicht, wessen Blut das ist. Schmitz, habt ihr da schon was rausgefunden?«

Schmitz hielt eine Packung Kaugummis in der Hand, legte sie aber wieder beiseite, als er angesprochen wurde. »Ja. Das T-Shirt war zwar nicht mehr auffindbar, aber wir haben natürlich noch Spuren im Bettlaken und auf der Matratze gefunden. Das Blut dort stammt von René, das ist relativ sicher. Es gibt noch eine klitzekleine Möglichkeit, dass sich auf dem verschwundenen Shirt noch anderes Blut befindet, aber die ist wirklich verschwindend gering. Jetzt kommen noch ein paar Untersuchungen, aber das Zwischenergebnis kann ich euch ja ruhig schon mitteilen.« Er nahm sich wieder die Packung Kaugummis und zog einen Streifen daraus hervor. »Aber ihr wisst, dass das noch keine offizielle Info ist; die kommt erst noch.«

Winterberg winkte ab. »Wissen wir doch, Schmitz. Gut, jetzt sind wir einen Schritt weiter und wissen, wessen Blut sich auf Renés T-Shirt befand. Dafür gibt es eigentlich nur zwei

Erklärungen: René wurde verletzt, oder er hat sich selbst verletzt.« Er seufzte. Irgendwie hatte er den Eindruck, das Bild von René würde immer mehr verschwimmen.

»Es gibt noch eine dritte Möglichkeit: Es ist zwar sein Blut, aber nicht sein T-Shirt«, warf Lorenz ein. »Auch dann steckt noch mindestens eine weitere Person mit drin.«

Lorenz hat recht, dachte Winterberg. Und sie mussten dringend herausfinden, wer diese weitere Person war. Denn möglicherweise wäre das die entscheidende Spur zu René. »Hanke, was gibt es bei dir? Ich hab gehört, dass du dir Verstärkung besorgt hast. Das war gut, denn wir brauchen dringend noch jemanden, der sich mit Computern auskennt und hinter die Kulissen schauen kann.«

Hanke setzte sich aufrecht und verschränkte die Hände vor sich auf dem Tisch. »Ich habe mir gezielt Kim Schröder ausgesucht. Sie ist ziemlich fit, wollte eigentlich mal Informatik studieren. Außerdem hat sie die Nachschicht gemacht und sich stundenlang die Gewaltvideos von den beiden Schülern angesehen. Wenn sie danach noch schlafen kann, dann haut sie bestimmt nichts mehr um ...«

Winterberg dachte an die Bilder auf Niklas' Rechner und fragte sich, was Kim Schröder wohl für eine Persönlichkeit haben mochte. Wie konnte man sich so etwas schadlos stundenlang anschauen, noch dazu als Frau nachts allein in einem Büro?

»Sagt euch *Happy Slapping* etwas?«, fragte Hanke.

Während Schmitz nur nickte, erwiderte Lorenz: »Du meinst diese Gewaltdarstellungen auf Handys. Wieder mal so ein toller Import aus England ...«

Während er weitersprach, wurde Winterberg gleichzeitig heiß und kalt, und ein vertrautes Ziehen setzte hinter seiner Stirn ein. Kopfschmerz kündigte sich an, und er hasste es, wenn sich sein Körper so sehr in den Vordergrund rückte. *Happy Slapping*. Natürlich wusste er, was das war. Vor etwa zwei oder drei Jahren waren Meldungen darüber durch die Presse gegangen, die einen neuen Trend der immer zügeloser werdenden Jugend beklagt hatte. Doch letztlich hatte niemand richtig herausgefunden, wie weit das Phänomen verbreitet war. Es wurde dann irgendwann als Medienereignis abgetan, nachdem sich alle Wichtigtuer zu Wort gemeldet und den Untergang der abendländischen Kultur angeprangert hatten.

Doch so einfach war es nicht – das wusste Winterberg nur allzu gut. Der Reiz, Verbotenes zu tun, war immer schon groß gewesen, und mit den neuen Medien kamen eben immer neue Verbote. Leider kamen in diesem Bereich die meisten Verbote viel zu spät: Wenn die Erwachsenen bemerkten, womit sich die Jugendlichen beschäftigten, war der Trend oft schon fast wieder vorbei. Sie hinkten den Entwicklungen einfach immer hinterher. Auch er als Vater hatte viel zu spät entdeckt, was sein Ältester tatsächlich am Computer tat ... Rasch schob er die aufkommenden Gedanken an Niklas beiseite und konzentrierte sich wieder auf das Gespräch der Kollegen.

»Ganz so simpel ist es mit dem *Happy Slapping* nicht«, entgegnete nun Hanke. »Das sind nicht bloß gewaltverherrlichende Filme, sondern man sucht sich ein x-beliebiges Opfer aus, schlägt es nieder und nimmt das mit der Handykamera auf. Und zwar mit Ton. Dabei spielt auch die Überraschung des Opfers eine Rolle. Diese Täter nehmen das *Happy* beim *Slapping* sehr ernst.«

»Du willst also damit andeuten, dass die beiden Jungs selbst aktiv geworden sind und sich gegenseitig dabei gefilmt haben«, sagte Lorenz. »Das macht die ganze Geschichte natürlich noch viel schlimmer.«

Aber Hanke schüttelte den Kopf und winkte mit seinem Zeigefinger ab. »Die Filme haben die zwei nicht selbst aufgenommen, sondern aus dem Internet runtergeladen und miteinander getauscht. Die haben also möglicherweise niemanden selbst verletzt, sondern nur diese Filme verbreitet.«

»Was schon den Tatbestand der Gewaltdarstellung erfüllt«, fügte Lorenz hinzu.

»Ja. Aber darum müssen wir uns zum Glück nicht kümmern. Ich habe gestern Abend schon mit der Staatsanwältin telefoniert. Dr. Kraft kümmert sich darum und setzt sich erst mal mit den Eltern in Verbindung; das läuft also schon. Wir können jetzt gezielt gucken, inwiefern René auch mit dem *Happy Slapping* zu tun hat oder ob es noch mehr gibt, von dem wir bisher nichts wissen. Das blutverschmierte T-Shirt liefert ja einen guten Hinweis.«

In Winterbergs Kopf schien sich auf einmal alles zu drehen; er konnte dem Gespräch seiner Kollegen nicht mehr recht folgen. Sie sprachen mit solch einer kalten Selbstverständlichkeit über das, was die Jungs da machten, dass ihm übel wurde. Er versuchte, das Gehörte nicht an sich heranzulassen. Trotzdem tauchten immer wieder diese Bilder von Niklas' Computer vor seinem inneren Auge auf. *Happy Slapping*. War das ein möglicher Zugang zu seinem Sohn? Sollte er damit das Gespräch beginnen, das er bisher erfolgreich vermieden hatte? Doch hier und jetzt musste er erst einmal dem Gespräch eine andere Wendung geben, damit er weiterhin die Kontrolle über dieses Meeting behielt.

»Einer der Geocacher ...«, begann er, »der Schuster, dieser Jäger, hat so eine Art Bürgerwehr ins Leben gerufen und überprüft jetzt mit zwei anderen immer wieder die Geocaches. Ein reichlich schräger Bursche, wie ich finde.« Das war ein abrupter Themenwechsel, aber Winterberg hoffte, dass er die anderen damit nicht zu sehr irritierte. Er konnte und wollte jetzt nichts über gewaltverherrlichende Bilder oder Filme hören – nicht, bis er mit Niklas ein klärendes Gespräch darüber geführt hatte. Wenn es da überhaupt etwas zu erklären gab ...

»Hast du von dem noch einmal was gehört?«, erkundigte sich Lorenz.

Doch Winterberg schüttelte nur den Kopf.

»Gut. Dann sollten wir jetzt schauen, wie wir weiter vorgehen werden. Was meinst du, Winterberg?« Lorenz sah ihn durchdringend an.

Er weiß, was in mir vorgeht, dachte Winterberg. Er riss sich zusammen und antwortete: »Ich rufe gleich bei Manuel Siebert an. Der kriegt von mir in der ersten Stunde schulfrei; ich will ihn noch einmal hier sehen. Und seinen Vater am besten auch. Und du, Hanke, guckst weiter im Netz. Was ist mit Kim Schröder? Kommt sie später dazu?«

»Ja«, antwortete Hanke. »Aber jetzt schlafst sie erst einmal. Das hoffe ich zumindest für sie.«

Es klopfte an der Tür, sie öffnete sich einen Spalt, und jemand kam rückwärts in den Raum. Es war Simon Steinhaus. In der einen Hand hatte er eine extragroße Tüte mit Brötchen, in der anderen eine riesige Plastiktasche. Schmitz sprang auf und riss für ihn die Tür weit auf.

Steinhaus drehte sich um, grinste und ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. »Guten Morgen, ich bin ihr fröhlicher Brötchendienst mit einer Großbestellung frischer Backwaren und leckeren Aufstrichen. Der Kaffee kommt gleich nach.« Dann zog er die Stirn kraus. »Ach, ist Natascha gar nicht dabei?«

Er ging zu einem der leeren Tische an der Wand und legte sein Gepäck ab. Es roch intensiv nach frischen Brötchen, und Winterbergs Magen meldete sich mit einem Knurren.

»Nein, sie ist immer noch nicht da«, antwortete Winterberg und blickte auf seine Uhr. »Aber jetzt ist sie wirklich schon lange überfällig. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie so lange verschläft. Das passt gar nicht zu ihr.« Er nahm sein Handy und wählte Nataschas Festnetznummer. Es läutete mehrere Male, dann meldete sich der Anrufbeantworter. Winterberg legte auf, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. »Zu Hause ist sie nicht mehr. Oder sie hat einen sehr tiefen Schlaf.« Zur Sicherheit wählte er noch die Nummer ihres Handys, aber da kam er erst gar nicht durch. »Ausgeschaltet. Dann ist sie wohl gleich hier ... Sorry, aber ich habe einen wahnsinnigen Kohldampf. Bin schon ein bisschen länger hier.«

Wie magisch wurde er von den Brötchen angezogen. Er stand auf, nahm sich ein Mohnbrötchen und biss herhaft hinein. Jetzt merkte er erst richtig, was für einen großen Hunger er hatte. Nach dem Frühstück würde er sich bestimmt besser fühlen. Er nahm sich gleich noch ein Brötchen, griff ein Glas Marmelade und ein Messer aus der Plastiktasche und ging zurück zu seinem Platz.

Steinhaus sah ihn noch immer stirnrunzelnd an. »Du kannst Natascha nicht erreichen? Und sie war auch noch nicht hier? Das gefällt mir nicht.«

»Warum?«, fragte Winterberg mit vollem Mund.

»Na ja, sie wollte gestern Abend eigentlich mit mir zusammen Rad fahren. Aber weil ich mit meinem Kumpel Darts gespielt habe, habe ich ihr abgesagt.«

»Und?« Winterberg biss noch einmal von dem trockenen Brötchen ab und fühlte einzelne Mohnkörner auf der Zunge.

»Vielleicht ist sie allein gefahren.« Steinhaus räumte die Einkaufstasche leer und stellte ein Glas Nuss-Nougat-Creme sowie zwei Marmeladengläser auf den Tisch.

Lorenz schaltete als Erster. »Du meinst, dass sie vielleicht einen Unfall hatte? Dass sie nicht ans Telefon geht, weil sie möglicherweise mit einem dicken Gips im Bett liegt. Oder im Krankenhaus ist.«

Steinhaus hob die Schultern. »Jedenfalls stimmt irgendwas nicht. Sie ist nicht da, und ihr könnt sie nicht erreichen.«

»Hast du eine Ahnung, wo sie hinwollte?«, erkundigte sich Lorenz und nahm sich ein Brötchen. Er schnitt es auf und schmierte etwas von der Nuss-Nougat-Creme auf die untere Hälfte.

Steinhaus sah ihn an. »Natascha wollte an die Stelle, wo ihr gestern den Geocache gefunden habt. Die Bonus-Dose, in der nichts Besonderes lag. Im Naherholungsgebiet Dautenbach.«

»Aber was wollte sie denn da?«, fragte Schmitz und sah Steinhaus an.

»Ach, ich weiß auch nicht so genau. Sie hat mich in einer Kneipe angerufen; und da war es ganz schön laut. Jedenfalls hat sie von einem Déjà-vu erzählt. Es hatte irgendwas mit der Kotze ihrer Katze zu tun.«

»Was hat denn Katzenkotze mit diesem Cacheversteck zu tun? Klärt mich bitte mal auf.« Hanke stand auf und nahm sich eine Serviette und ein Vollkornbrötchen.

»Weiß ich doch nicht«, erwiderte Steinhaus. »Ich hole mal den Kaffee.« Er ging zur Tür hinaus.

»Und bring Zucker mit!«, rief ihm Schmitz hinterher. Er ging zum Mülleimer und nahm das Kaugummi aus dem Mund. »Das mit der Katzenkotze versteh ich zwar nicht, aber vielleicht ist ihr irgendwas eingefallen, das sie unbedingt noch gestern Abend in Erfahrung bringen wollte.«

»Aber das würde sie doch nie alleine machen; das passt gar nicht zu ihr«, wandte Winterberg ein.

Schmitz ließ nicht locker. »Wieso? Wir haben zwar da oben nichts gefunden. Ihr kann jedoch am Abend etwas eingefallen sein, das wir alle nicht gesehen haben! Außerdem wollte sie ja auch nicht alleine fahren, sondern Steinhaus mitnehmen.«

»Mein Gott, dann fragen wir eben unten nach, ob ein Unfall gemeldet wurde. Dann wissen wir mehr.« Winterberg nahm das Telefon und wählte die Nummer des Wach- und Wechseldienstes. Natascha würde schon kommen, beruhigte er sich selbst. Sie war schließlich kein Kleinkind mehr, das man ständig überwachen musste.

Als jemand vom Wachdienst seinen Anruf entgegennahm, schilderte er sein Anliegen. Dann lauschte er der Antwort, bedankte sich und legte wieder auf.

»Hört ihr, es gab gestern keinen Fahrradunfall, der gemeldet wurde«, berichtete

Winterberg anschließend den anderen. »Und damit sich die Gemüter wieder beruhigen, schicke ich eine Streife da hoch. Die müssen eh noch mal nachschauen. Wir haben ein strammes Tagesprogramm, also greift zu.« Er wies auf den Tisch mit den Brötchen. »Und dann geht's weiter. Lorenz, du kannst dann noch einmal zum Gymnasium fahren und dich wegen dieser Videos umhören. Ich denke, dass sich die Geschichte mit Bosch und Bayram schnell rumsprechen wird. Und ich fahre noch einmal zu Renés Eltern.« Winterberg pulte sich ein Mohnkorn aus den Zähnen. »Was ich eigentlich mit Natascha machen wollte. Hanke und Schmitz, ihr seid versorgt, oder braucht ihr noch was zu tun?«

Beide sahen ihn an, als sei er nicht mehr zurechnungsfähig.

Die Tür zum Besprechungsraum ging auf, und Steinhaus kam mit dem Kaffee und vier übereinandergestapelten Tassen zurück. Er stellte die Dreiliterkanne auf den Brötchentisch und die Tassen daneben. »Den Zucker hab ich vergessen.«

»Macht nichts«, entgegnete Schmitz. »Mir ist eh grad der Appetit auf was Süßes vergangen.«

Der Kaffee hatte gutgetan. Er war zwar ein bisschen zu stark gewesen, aber Winterberg wollte sich nicht beschweren. Immerhin hatten sie sich stärken können. Steinhaus, Schmitz und Hanke waren mittlerweile an ihre jeweiligen Arbeitsplätze gegangen, und Lorenz hatte ihm noch einige Ausdrucke zum Lesen hingelegt und war nun wieder mit seinem Laptop beschäftigt.

In fünf Minuten würde Manuel Siebert mit seinem Vater kommen, wahrscheinlich saßen sie bereits im Wartebereich in der Eingangshalle. Winterberg goss sich eine weitere Tasse Kaffee ein. In der letzten Viertelstunde hatte er sich die Ausdrucke von Lorenz angeschaut, die sich alle mit den Themen Gewaltvideos, *Happy Slapping* oder Bilder aus Kriegsgebieten beschäftigten. Alles in allem war es scheußlich. Für manche Bilder musste man seine Fantasie stark anstrengen, um überhaupt etwas zu erkennen, beim Anblick anderer konnte einem übel werden.

Den Artikel eines Schulpsychologen zum Thema überflog er nur kurz. Er war momentan nicht in der Verfassung, sich mit den Hintergründen dieses Phänomens zu befassen. Dennoch war ihm bewusst, dass er sich auch damit auseinandersetzen musste. Diese Videos waren eine wichtige Spur, die zu René Staudt führen konnte, und je mehr sie darüber wussten, umso gezielter konnten sie der Spur nachgehen. Es war wieder einmal ein Teufelskreis: Die Zeit lief ihnen davon, und sie hinkten meilenweit hinterher.

Er schloss die Augen und trank den Rest Kaffee in großen Schlucken. Auf in den Kampf!, sagte er sich in Gedanken und stand auf, um Manuel Siebert und seinen Vater in sein Büro zu geleiten.

Kapitel 44

Erinnerungen drängten in sein Bewusstsein, umschlossen seinen Kopf wie ein Helm, der zu eng war. Sie schienen sich auch auf seinen Brustkorb zu legen und erschwerten das Atmen.

Er riss die Augen auf und drehte den Kopf zur Seite. Die dünne Decke über ihm roch schon längst nicht mehr nach Weichspüler. Alles Heimelige, Hoffnungsvolle war verschwunden. Auch das diffus einfallende Licht aus dem Loch in der Höhlendecke war kaum noch wahrnehmbar. Er wusste nicht, ob er es einfach nicht mehr sehen konnte oder ob die Lichtquelle langsam versiegte.

So wie sein Lebenswille.

Es war doch sowieso alles egal. Suchte ihn hier überhaupt jemand? Etwa seine Eltern? Wahrscheinlich lag seine Mutter wieder mit ihrer Migräne im Bett. René lachte innerlich kurz auf. Migräne! Für wie doof hielten die ihn eigentlich? Sie glaubten ernsthaft, dass sie vor ihrem achtzehnjährigen Sohn geheim halten konnten, dass seine Mutter eine Säuferin war. Als ob er nicht selbst schon ab und zu was gesoffen hätte. Aber immer, wenn er einen Kater hatte, reichte es ihm für eine Zeit lang. Ein Kater war ekelhaft. Doch seiner Mutter war das egal – die soff am nächsten Tag einfach weiter.

Ihre Aufgabe als Mutter hatte sie ohnehin nie richtig ernst genommen, dachte er verächtlich. Alles hatte sein Vater machen müssen: Geld verdienen, den Haushalt organisieren, sich um ihn kümmern ... Und sie hatte immer nur mit glasigem Blick dagesessen und ihnen zugeguckt. Oder sie hatte ihnen Vorwürfe gemacht, wenn der Tag noch jung und sie noch einigermaßen frisch war.

René drehte sich auf die Seite, als könnte er damit seine Gedanken hinter sich lassen. Er hasste sich, wenn er so dachte. Aber er konnte es nicht abschalten, es entzog sich seiner Kontrolle und drang immer wieder an die Oberfläche. So wie der pochende Schmerz in seiner rechten Hand.

Immer und immer wieder dachte er an die letzten Stunden, bevor er eingesperrt worden war. Er erinnerte sich an die Wanderung nach Wilnsdorf und daran, wie glücklich er dabei gewesen war. Wie sehr hatte er sich auf sein neues Leben in Freiheit gefreut! Weit weg von zu Hause, von seinen selbstbezogenen Eltern und von den Lehrern, die genauso wenig für ihn übrig hatten wie alle anderen auch.

Und wie immer, wenn seine Gedanken an diesem Punkt angelangt waren, rannen ihm die Tränen aus den Augen. Stets überkam ihn an der gleichen Stelle seines Gedankenkarussells die Erkenntnis, dass ihn hier so schnell niemand finden würde.

Ob seine Eltern ihn suchten? Hatten sie die Polizei eingeschaltet, oder hofften sie einfach, dass er wieder nach Hause käme? So wie damals, als er bei Onkel Holger gewesen war.

René schmeckte seine salzigen Tränen und schluchzte leise, obwohl er am liebsten laut geschrien hätte.

Kapitel 45

»Guten Morgen, Herr Hauptkommissar!«

Johannes Siebert war groß, hatte eine sportliche, muskulöse Figur und einen festen Händedruck. Er ließ von Anfang an keinen Zweifel daran aufkommen, dass er und sein Sohn eigentlich Wichtigeres zu tun hatten, als Polizisten zu unterrichten, aber natürlich trotzdem ihrer Bürgerpflicht nachkommen würden.

»Nehmen Sie bitte Platz.« Jetzt, wo er den Vater erlebte, wusste Winterberg auch, warum der Sohn beim letzten Mal so leicht einzuschüchtern war. Die Schüler von Johannes Siebert hatten sicher nicht viel zu lachen.

»Sie interessieren sich für das Anti-Gewalt-Projekt an unserer Schule? Mein Sohn hat so etwas angedeutet.«

»Nicht direkt«, antwortete Winterberg. »Es geht uns vielmehr um die Gewalt an Schulen, die solche Projekte erst nötig macht. Zum Beispiel um den Besitz und die Verbreitung gewaltverherrlichender Videos auf den Handys der Schüler.« Er sah Manuel dabei an, der jedoch wie unbeteiligt neben seinem Vater saß. Er unterließ sogar die Zuckungen mit dem Kopf, um seine Frisur in Ordnung zu bringen.

»Ja, das ist ein Phänomen, das in den letzten Jahren breiten Raum in den Medien eingenommen hat«, erklärte Siebert. »Zu Recht, wie ich finde. Man kann gar nicht sensibel genug sein, wenn es sich um junge Menschen handelt.«

»Haben Sie das Projekt an Ihrer Schule initiiert?«

Sieberts breite Brust schien sich noch weiter zu wölben. »Ja, und ich habe auch die nötigen finanziellen Mittel dafür eingeworben. Das war alles kein Zuckerschlecken, müssen Sie wissen. Die Vergabe von Landesmitteln und das Einwerben von Spendengeldern sind mitunter sehr kompliziert. Auch der Kreis hat unser Projekt unterstützt. Sie haben sicher in der Presse davon gelesen.«

»Ja.« Winterberg wurde schlecht. Wenn Siebert weiter so prahlte, würde er sich irgendwann übergeben müssen. »Hat das Projekt rein präventiven Charakter, oder gab es an Ihrer Schule Fälle, die ein Eingreifen nötig machten?«

Sieberts Brust fiel in sich zusammen. »An unserer Schule ist eine Gruppe von Schülern negativ aufgefallen. Leider haben Strafen und die Androhung von Schulverweisen nicht geholfen, sodass wir uns genötigt sahen, andere Schritte zu gehen. Wir wollten die Schüler nicht fallen lassen. Bei der Beschäftigung mit dem Thema bin ich auf ein Projekt aus Mecklenburg-Vorpommern gestoßen, das als sehr erfolgreich geprägt wurde. Ich habe es quasi adaptiert und an unsere Schule angepasst. Mit Erfolg. Wir haben jetzt in jedem Jahr eine Anti-Gewalt-Woche, in der wir Angebote zum Thema machen, etwa Theaterstücke, Kinofilme und Workshops. Außerdem halten wir unsere Schüler zur gegenseitigen Achtsamkeit an.« Langsam schwoll die Brust wieder an; Siebert schien es verwundet zu haben, dass seine Schule nicht von Beginn an perfekt gewesen war.

Winterberg hatte plötzlich das Gefühl, bei der Schulwahl für seine Söhne verantwortungslos und nur nach praktischen Gesichtspunkten gehandelt zu haben. Das Gymnasium von Niklas und Fabian war ein Hort von Gewalt und Aggression. Jedenfalls musste er das aus den Ausführungen des vorbildlichen Realschullehrers schließen. Winterberg spürte eine tiefe Abneigung gegen diesen Vorzeigepädagogen.

»Gut, dann erzählen Sie mir doch bitte von Ihren schwarzen Schafen.« Er verschränkte die Arme auf dem Tisch und wappnete sich für einen weiteren Vortrag. Dabei würde er Manuel im Auge behalten.

»Tja, was soll ich da groß erzählen?« Siebert sog zischend die Luft ein. »Es handelte sich um drei Jungen aus der Klasse neun, die schon seit Längerem auffällig gewesen waren. Sie haben Jüngere auf dem Nachhauseweg bedroht und erpresst, und es dauerte lange, bis wir ihnen auf die Schliche gekommen sind. Die jüngeren Schüler waren eingeschüchtert und haben sich lange Zeit weder an uns noch an ihre Eltern gewandt. Doch ein Schüler war dann mutig genug, sich an einen unserer Vertrauenslehrer zu wenden. Es kam zu Disziplinarkonferenzen, aber nicht zu Schulverweisen. Das ist die Vorgeschichte.« Siebert räusperte sich. »Danach waren die Schüler erst einmal unauffällig. Aber nach einiger Zeit sind andere Mitschüler auf etwas aufmerksam geworden: Sie haben mitbekommen, wie die drei immer wieder Filme auf ihren Handys anschauten, das aber vor den anderen geheim hielten. Eine Schülerin hat die drei dann zufällig an einem Nachmittag dabei beobachtet, wie sie einen anderen Jugendlichen offensichtlich grundlos zusammenschlugen und das Ganze aufnahmen.«

»Happy Slapping«, sagte Winterberg.

Siebert hob die Augenbrauen. »Sie kennen dieses Phänomen also auch. Dachte ich mir doch.«

Winterberg blickte zu Manuel, der jedoch in Musterschülerposition neben seinem Vater saß und sich keinerlei Gemütsregung anmerken ließ. Entweder hatte er ein völlig reines Gewissen oder er war geschult im Verbergen seiner Gefühle und Gedanken. Winterberg hielt beides für möglich. Er schaute nun Siebert an und erzählte: »Manuel hat an seiner Schule Ähnliches beobachtet, weil er für dieses Thema sensibilisiert war. Er hat uns damit wichtige Hinweise geliefert, die uns bei der Suche nach dem vermissten Schüler helfen können. Eigentlich wünscht man sich das auch von den Lehrern. Gibt es solche Projekte auch an anderen Schulen hier in der Region?«

Siebert schüttelte den Kopf. »Leider nicht. Wie ich bereits sagte, ist die finanzielle Seite nicht zu unterschätzen. Solche Projekte sind teuer und können in der Regel nicht von den Schulen getragen werden. Und wenn es keine Drittmittel gibt, sind die Projekte nur schwierig zu realisieren. Das gilt übrigens für alle Projekte, nicht nur für die gegen Gewalt.«

Danke, ich bin ebenfalls im öffentlichen Dienst, hätte Winterberg am liebsten geantwortet. Als ob sie bei der Polizei nicht mit den gleichen Problemen zu kämpfen hätten! Das Geld war überall knapp. Die Stunden, die sie in Kindergärten, Schulen und Jugendeinrichtungen zur Prävention anboten, waren in den letzten Jahren sukzessive weniger geworden. Man konnte den Eindruck gewinnen, als ob die da oben nicht verstanden hätten, dass die Kinder von heute die Erwachsenen von morgen sind.

Er wandte sich an Manuel: »Weißt du, wie groß die Gruppe der Jugendlichen mit diesen Filmen an deiner Schule ist? Sind das nur zwei, drei Schüler? Oder sind das mehr?«

Manuel blickte zu seinem Vater, der ihm bekräftigend zunickte. Du schaffst das, mein Sohn, schien dieser Blick zu sagen.

»Ich glaube, dass es mehr sind als zwei oder drei Jungs«, antwortete Manuel. »Da sind ja Peer und Karim, und wenn René mitgemacht hat, waren es schon drei. Man merkt das, wenn man so über den Schulhof geht und sich ein bisschen umguckt. Die Jungs geben sich anders, wenn sie sich harmlose private Schnapschüsse oder Musikvideos zeigen, dann tun sie nicht so geheimnisvoll. Aber es gibt einige, die sich rasch umdrehen, wenn man kommt, oder so tun, als würden sie sich unterhalten, obwohl sie vorher alle auf ein Handy geguckt haben.«

»Machen sie das nur bei dir oder auch bei anderen?«

Manuel sah ihn kurz irritiert an, wahrscheinlich überlegte er, ob Winterberg ihn beleidigen wollte. Dann schüttelte er den Kopf. »Ich hab das auch schon bei anderen beobachtet.«

»Entschuldigen Sie bitte, wenn ich mich da einmische.« Siebert hob einen Zeigefinger wie ein Schüler.

»Bitte«, forderte Winterberg ihn auf.

»Ich hege schon länger den Verdacht, dass es auch am Gymnasium meines Sohnes solche ›Gewaltvideo-Gruppen‹ gibt. Ich habe auch schon die Schulleitung darauf angesprochen, bin da aber leider auf taube Ohren gestoßen. Vielleicht ist man zu stolz, sich Hilfe von anderen Schulen zu holen, oder man möchte sich erst gar nicht damit auseinandersetzen.«

Ach, haben Sie das auch bemerkt, dachte Winterberg. Für einen kurzen Moment fühlte er sich mit Siebert verbunden – sie waren beide missverstandene Väter von heranwachsenden Söhnen.

»Haben Sie schon irgendwelche Schritte eingeleitet?«, erkundigte sich Winterberg. »Die Angelegenheit bei der Polizei gemeldet oder bei einem Jugendschutzbeauftragten?«

Doch Siebert lachte verächtlich. »Wir haben nichts weiter als Verdächtigungen. Wenn wir die Handys konfiszieren, dürfen wir sie nicht anschauen. Was sowieso egal ist, da die meisten ohnehin durch eine Pin-Nummer gesperrt sind. Und überhaupt, die Verdächtigungen: Mein Sohn hat Ihnen ja gerade erzählt, worauf sein Verdacht beruht – auf subjektiven Deutungen von Verhaltensweisen anderer Jungs.« Er seufzte. »Die Schüler sind schließlich nicht so blöd, sich direkt dabei erwischen zu lassen. Was habe ich als Lehrer denn da in der Hand? Ich kann ja schließlich niemandem das Handy wegnehmen und zur Polizei bringen, bloß weil er mit seinen Klassenkameraden in der Pause Bilder anschaut. Es könnten Schnapschüsse der letzten Party oder von der neuen Freundin sein. Alles Dinge, die mich als Lehrer nichts angehen. Und so haben wir uns entschieden, unsere Energie lieber in die Prävention zu stecken. Mit Erfolg.«

Winterberg schwieg. Ihm war nicht bewusst gewesen, welche Ausmaße diese Geschichte hatte. Das war keine Randerscheinung, und René war noch nicht einmal in etwas besonders Rätselhaftes hineingeraten. Es ging um ein jahrtausendealtes Problem: die Ausübung von körperlicher sowie seelischer Gewalt und die Faszination daran. Und es ging um Männlichkeitsgehaben unter Jugendlichen. Nur, dass es aufgrund des Internets und der Technik eine andere Dimension bekommen hatte als in früheren Zeiten, wo es immer wieder zu Schlägereien unter der Dorfjugend kam.

Doch im Prinzip handelte es sich um das gleiche Phänomen.

»Also du weißt nicht mit Bestimmtheit, wer noch darin verwickelt ist?«, fragte er Manuel direkt.

Der Junge schüttelte den Kopf.

Winterberg atmete tief ein. Es wäre für die weitere Ermittlungsarbeit natürlich einfacher gewesen, wenn Manuel konkrete Verdächtige hätte nennen können. Dann aber wäre vielleicht auch ein ganz bestimmter Name aufgetaucht: Niklas Winterberg. Und den wollte er unter keinen Umständen in diesem Zusammenhang hören. Denn langsam wurde ihm klar, dass er einen Aspekt nicht länger ignorieren konnte: Es gab eine Verbindung zwischen Niklas und René. Und bei dieser Sache stand sein Sohn nicht besonders gut da. Überhaupt nicht ...

Er verabschiedete Vater und Sohn und dankte ihnen für ihre Mitarbeit. Als die beiden fortgegangen waren, wurde ihm bewusst, dass seine anfängliche Abneigung gegenüber dem selbstbewussten Lehrer einem gewissen Respekt gewichen war. Es sollte mehr Lehrer geben, die den Schülern so viel Aufmerksamkeit schenkten und so viel Zivilcourage besaßen wie Johannes Siebert.

Doch das Gespräch mit Vater und Sohn war nicht nur eine Lehrstunde in Zivilcourage gewesen, sondern hatte ihm auch Einblicke in ein Vater-Sohn-Verhältnis gegeben, das sich von seinen eigenen Erfahrungen unterschied. Plötzlich wusste er, wie er das Problem mit Niklas und seiner eigenen Befangenheit lösen könnte. Als Polizist und als Vater.

Aber jetzt war es seine Aufgabe, sich weiter um seinen Fall zu kümmern. Entschlossen stand er auf und schnappte sich den Autoschlüssel. Er musste noch einmal mit Renés Eltern

sprechen, sie nach den Filmen fragen und sie dadurch erneut mit Wahrheiten konfrontieren, mit denen sie möglicherweise nur schwer zurechtkommen würden.

Kapitel 46

Natascha erwachte mit dumpfen Kopfschmerzen. Sie hatte das Gefühl, als habe jemand ihren Schädel in einen Schraubstock gesteckt. Dann drehte sie den Kopf, blinzelte mit den Augen und versuchte, sich umzusehen. Wo war sie?

Um sie herum war es düster, und ihre Augen brauchten einen Moment, um sich an die Dunkelheit zu gewöhnen. Doch dann bildeten sich langsam schwarze Schemen im diffusen Grau, und sie konnte sich orientieren. Sie drehte den Kopf. Hinter ihr war Felsgestein zu erkennen: Es hatte den Anschein, dass sie in einer Höhle war. Irgendwo im Hintergrund tropfte es.

Außerdem war sie gefesselt, und zwar auf eine komplizierte Art. Ihre Handgelenke waren nicht einfach auf dem Rücken zusammengebunden, sondern es führten von dort Stricke zu den ebenfalls gefesselten Fußknöcheln, sodass sie sich kaum zu rühren vermochte. Sobald sie einen Arm oder ein Bein bewegte, jagte ein beißender Schmerz durch alle Hand- und Fußgelenke.

Sie dachte kurz daran, um Hilfe zu rufen, doch es schien ihr zu riskant. Wenn sie von ihrem Entführer wirklich in eine Höhle verschleppt worden war, würde sie hier nur eine einzige Person hören – und genau diese Person sollte sie auf keinen Fall hören, wenn sie um Hilfe rief. Sie würde Zeit brauchen, um einen Plan zu entwickeln, wie sie sich aus dieser Situation wieder befreien könnte. Und bis sie wusste, was sie tun sollte, war es ratsam, sich so still wie möglich zu verhalten.

Natascha biss die Zähne zusammen. Mit einem Schlag wurde ihr bewusst, in welch hilfloser Lage sie sich befand. Sie konnte sich nicht bewegen, konnte nicht richtig sehen und hatte zudem einen brennenden Durst. Und es war kalt. Der blanke Boden unter ihr war feucht, und ihre Kleidung fühlte sich klamm an. Erst jetzt wurde ihr bewusst, dass sie zitterte und mit den Zähnen klapperte: ein leises, anhaltendes Geräusch, das in ihrem Kopf widerhallte. Sie spürte eine stark schmerzende Stelle am Hinterkopf; wahrscheinlich gab es dort eine riesige Beule. Wären ihre Arme nicht gebunden, würde sie die Beule abtasten und untersuchen, ob sie stark am Kopf geblutet hatte. Sie war von ihrem Entführer brutal niedergeschlagen worden, als sie versucht hatte, vor ihm davonzulaufen.

Von den grob behauenen Steinen ringsum tropfte mehr oder weniger regelmäßig Wasser, es war nervtötend wie das zu laute Ticken einer Uhr. Im Hintergrund flatterte etwas an der Höhlendecke entlang, wahrscheinlich war es eine Fledermaus. Natascha schluckte die aufkommende Bitterkeit hinunter. Wie hatte ihr das nur passieren können? Sie war doch Polizistin, war sportlich und konnte schnell laufen. Aber all das hatte ihn nicht beeindruckt: Er war einfach auf sie zugerannt und hatte sich nicht aufhalten lassen. Warum nur hatte sie das verdammte Handy nicht aus ihrer Tasche ziehen können? Hätte sie nur eine andere Hose angezogen! Natascha verdrehte ihren Kopf und versuchte, einen Blick auf ihre Hosentasche zu werfen. Doch es gelang ihr nicht. Sie drehte sich leicht nach links, um ihre Hüfte und ihren Oberschenkel gegen den Boden zu drücken und so vielleicht das Telefon zumindest zu spüren. Nichts. Sie fühlte ihre Hüftknochen, aber kein Handy. Natascha schloss die Augen und schluckte schwer. Sie fühlte sich so schrecklich hilflos. Aber mit Selbstvorwürfen würde sie nicht weiterkommen. Sie allein hatte sich in diese Situation gebracht – aber ohne fremde Hilfe würde sie hier nicht mehr herauskommen. Welch bittere Erkenntnis.

Sie versuchte, ihre Lage zu analysieren.

Offensichtlich war sie in einer Höhle, und zwar in einer großen. Das hoffte sie zumindest. Ihr Atem beschleunigte sich. Sie schloss die Augen und zählte ganz langsam bis sieben. Jetzt durfte sie auf keinen Fall daran denken, dass sie in geschlossenen Räumen Angstzustände bekam. Nicht an das beklemmende Gefühl, das sie in Fahrstühlen überfiel. Nicht an die Atemnot, die sie

einmal in einer Telefonzelle hatte. Auch nicht an die Enge im Brustkorb, die sie auf der Treppe im Seitenturm dieser barocken Kirche in Italien gespürt hatte, deren Namen sie so erfolgreich verdrängt hatte.

Nicht daran denken, Natascha! Alles wird wieder gut!

Langsam beruhigte sich ihr Atem wieder, und sie versuchte, sich zu konzentrieren. Gab es hier irgendeine Fluchtmöglichkeit? Sie drehte den Kopf in die andere Richtung und entdeckte plötzlich in der Dunkelheit eine halbhohe Wand. Ihr Herz schien auf einmal Purzelbäume zu schlagen. War das etwa ein Ausgang?

Sie biss die Zähne zusammen und rollte sich vorsichtig auf den Bauch. Dann versuchte sie, nach vorn zu robben, obwohl dies mit ihren gefesselten Händen und Füßen eigentlich unmöglich war. Sie fühlte sich wie ein Wesen ohne Gliedmaßen, das sich nur mit der Muskulatur an Bauch und Oberkörper fortbewegen konnte. Nur millimeterweise kam sie voran und schabte sich dabei die Haut von Schultern und Knien. Auch ihre gefesselten Hand- und Fußgelenke schmerzten bei jeder Bewegung.

Sie wünschte, sie könnte ihr Kinn zu Hilfe nehmen, um schneller voranzukommen. Dann versuchte sie es wirklich – doch das tat verdammt weh!

Völlig erschöpft erreichte sie schließlich die Wand und blieb einen kurzen Moment absolut regungslos liegen, um zu verschraufen. Als sich ihr Herzschlag wieder beruhigt hatte, begann sie, die Wand genauer zu betrachten. Sie schien aus Brettern zu bestehen, die übereinandergefügt worden waren wie bei einem Zaun. Die Spalten zwischen den einzelnen Brettern waren zu schmal, um hindurchschauen zu können. Natascha hielt ihren Kopf näher an die Bretter und atmete tief ein. Vielleicht würde sie einen Geruch erkennen.

Schlagartig zuckten vor ihrem inneren Auge grellgelbe Blitze auf. Natascha unterdrückte ein Stöhnen. Das konnte doch nicht wahr sein, das musste eine Einbildung sein! Ihre Sinne spielten ihr einen Streich!

Als sie sich konzentrierte, sah sie das synästhetische Bild, dem sie nachgegangen war – das sie sowohl zu Hause beim Putzen als auch bei der Polizeiaktion im Wald wahrgenommen hatte. Und nun wusste sie auch, welcher Sinneseindruck dafür verantwortlich war. Es war ein Geruchsbild. Irgendetwas beim Saubernmachen des Teppichs roch genauso wie etwas hier unten in der Höhle. Und offensichtlich war dieser Geruch auch nach oben in den Wald gedrungen. Aber was konnte das sein?

Natascha biss die Zähne aufeinander und kniff die Augen zusammen. So ein verdammter Mist!

Kapitel 47

Winterberg verließ die Dienststelle durch den Hintereingang und ging auf den Mitarbeiterparkplatz. Hier hinten im Schatten herrschte noch ein wenig Kühle, aber die Luft ließ schon erahnen, dass der heutige Tag wieder heiß sein würde.

Er fühlte sich so schrecklich müde, und es lag noch ein anstrengender Tag vor ihm. Und vielleicht eine Nacht und ein weiterer Tag. Frustriert trat er gegen einen Stein, der auf dem schwarzgrauen Asphalt lag.

Der Kiesel flog über den Parkplatz und traf beinahe den Wagen eines Kollegen. Zwei Tauben, die sich um ein Kaugummipapier balgten, trippelten indigniert beiseite. Wie Schüler, die sich zu Unrecht wegen eines Vergehens verdächtigt fühlten, dachte er.

Sein Handy klingelte, und er nahm den Anruf lustlos entgegen. »Ja, Winterberg.«

»André Fischer hier.« Es war der Kollege, mit dem zusammen sie gestern diesen Cache im Naherholungsgebiet gefunden hatten. Den Cache, den sie getrost als Niete verbuchen konnten.

»Ich bin hier oben im Waldgebiet Dautenbach. Routinekontrolle an der abgesperrten Stelle.«

»Und, ist noch alles da? Hat sich da jemand zu schaffen gemacht?«, fragte Winterberg und öffnete seinen Octavia mit der Fernbedienung.

»Nee, diese Stelle sieht unverändert aus. Aber wir haben hier noch was anderes, das wir ein bisschen ungewöhnlich finden. Ich weiß nicht, ob es eine Bedeutung hat oder nicht. Vielleicht sind wir auch übertrieben vorsichtig, aber es geht ja schließlich immer noch um den vermissten Jugendlichen. Möglicherweise hat es ja auch damit etwas zu tun.«

»Was denn?«, hakte Winterberg ungeduldig nach und stieg in seinen Wagen.

»Hier oben steht ein Fahrrad an den Grill angelehnt, und niemand ist in der Nähe, dem es zu gehören scheint.«

Winterberg schnellte im Sitz nach oben und stieß gegen den Wagenhimmel. »Was? Ein Fahrrad? Was für eins?«

»Ein Mountainbike. Es sieht recht teuer aus, trotzdem ist es nicht abgeschlossen.«

Natascha. Winterberg stieg aus, knallte die Autotür zu und rieb sich die schmerzende Stelle am Kopf. »Bleibt da oben, ich schicke euch noch jemanden! Röhrt nichts weiter an!«

Er beendete das Gespräch und rannte zurück ins Gebäude. Die GS 4 befand sich im Erdgeschoss. Hektisch klopfte er gegen die verschlossene Glastür, die zu den Räumen dieser Einheit führte. Er wollte keine Zeit damit verschwenden, seine Codekarte zu suchen und mit ihr den Eingang zu öffnen. Ein uniformierter Kollege ließ ihn hinein und sagte irgend etwas zu ihm, aber Winterberg hörte dem Mann nicht zu. Er rannte einfach durch den Gang und brüllte laut den Namen von Steinhaus.

»Was ist denn los?« Der junge Polizist kam aus einem der Büros und sah ihn erschrocken an.

Auch andere Mitarbeiter schauten neugierig aus ihren Arbeitszimmern, manche von ihnen in voller Montur: bereit, sofort zu einem Notfall zu eilen. Doch Winterberg interessierte sich nicht für sie.

»Steinhaus, fahr sofort in das Waldgebiet Dautenbach«, befahl er dem jungen Kollegen.

»Eine Streife hat da oben ein herrenloses Mountainbike gefunden.«

Steinhaus wurde bleich. »Was?«

»Ja. Kümmert euch darum, und ruft mich sofort an. Ich muss zu den Eltern des Vermissten, und Lorenz ist in der Schule. Wir dürfen in dieser Sache keine Zeit verlieren! Aber wir müssen auch wissen, was mit Natascha passiert ist. Also los!«

»Ich komme mit!« Ein anderer Kollege schloss sich Steinhaus an. Die beiden verließen eilig den Trakt und rannten zu einem der Streifenwagen im Hof. Sekunden später brauste der Wagen davon.

Winterberg schluckte, während er nach draußen ging. Er hatte bei der ganzen Sache ein verdammt schlechtes Gefühl, aber er musste sich dringend um die Suche nach René kümmern. Viel zu viel Zeit war bereits verstrichen, in der sie noch keinen Schritt weitergekommen waren. Und jetzt auch noch Natascha!

Sein Handy klingelte erneut.

»Steinhaus?«, fragte er atemlos und blieb stehen.

»Nein, Hannes, ich bin's, Ute.«

»Ach, Ute.« Er hatte völlig vergessen, dass er zu Hause noch eine weitere Baustelle hatte. Dass er Ute einfach die Probleme mit Niklas vor die Füße geworfen und es ihr vorerst alleine überlassen hatte, damit fertigzuwerden.

»Ich war an der Schule. Alles ist in Ordnung, Niklas ist da. Er hat sich zwar umgedreht, als er mich gesehen hat, aber er ist wenigstens nicht abgehauen. Ich werde ihn heute Mittag abholen, damit er es sich nicht plötzlich anders überlegt. Zufrieden?«

Winterberg schloss die Augen. Es hätte ihm gerade noch gefehlt, nun auch nach seinem Sohn suchen zu müssen. »Danke, Ute.«

»Wenn ich ehrlich bin, habe ich es in erster Linie für mich gemacht, damit ich mich beruhigen kann. Aufgrund deiner eigenmächtigen Aktion letzte Nacht habe ich jetzt verdammt viele Sorgen, Hannes. Und zudem muss ich damit noch allein klarkommen.« Sie atmete aus, was wie ein lautes Pusten in den Hörer klang.

»Tut mir wirklich sehr leid. Aber ich weiß ohnehin schon nicht mehr, wo mir der Kopf steht.« Seine Entschuldigung war ernst gemeint, und er hoffte, dass es auch bei Ute so ankam.

Sie verabschiedete sich und legte auf.

Winterberg war erleichtert. Wenigstens bis heute Mittag würde er keine Hiobsbotschaften von zu Hause hören.

Das hoffte er zumindest.

Kapitel 48

Simon Steinhaus fuhr mit mehr als sechzig Stundenkilometern durch die Dreißigerzone, umrundete schwungvoll geparkte Autos und vertraute darauf, dass der Gegenverkehr dem Streifenwagen Vorrang ließ. Die knisternden Laute des Funkverkehrs, die permanente Geräuschkulisse durch die Zentrale, waren zu einem leisen Hintergrundrauschen geworden.

Für all das war er im Moment nicht aufnahmefähig. Für ihn galt allein die Frage, ob es sich bei dem Mountainbike um Nataschas Fahrrad handelte. Er würde es zweifelsfrei erkennen, denn sie hatte einen Aufkleber auf der Querstange des Rahmens. »Ich bremse auch für Tiere« stand darauf. Er hatte sich über den Sinn des Etiketts gewundert, denn andere Verkehrsteilnehmer würden es wohl kaum lesen können. Aber immerhin traute er Natascha zu, genau das zu tun, was der Text verkündete: für Tiere zu bremsen. Selbst für Käfer, Grashüpfer und Hummeln – und für alles andere Getier, das von einem Rad überfahren werden konnte.

Simon erreichte den Wanderparkplatz, auf dem eine Hand voll Frauen mittleren Alters mit Nordic-Walking-Stöcken stand. Sie wichen seinem Wagen empört aus und blickten ihm neugierig hinterher, als er rasch im Wald verschwand. Simon würde sich nicht wundern, wenn sie bald abgehetzt und eifrig schnatternd wie zufällig am Absperrband vorbeispazierten.

Als er den Schotterplatz vor der Grillhütte erreichte, sah er einen Streifenwagen dort stehen, vor dem André Fischer wartete. Er hielt an, und der Kollege ging ihnen entgegen.

»Moin.« Fischer hob kurz eine Hand zum Gruß und zeigte dann auf den Grill hinter ihm.

Dort lehnte tatsächlich ein Mountainbike. Simon spürte einen Stich in der Magengrube. Das Rad war schwarz, mit gepolsterten Griffen am Lenker und einem schmalen Ledersattel. Beim Näherkommen sah er, dass das Leder des Sattels dunkel und speckig war. Er dachte unwillkürlich an Nataschas Po und fragte sich, ob er dem Sattel wohl seine Form gegeben hatte. Plötzlich spürte er, wie seine linke Hand zitterte. Die Hand, mit der er den Po umfasst hatte, mit der er beim Küssen unter ihr T-Shirt gegangen war.

Deutlich sah er den roten Aufkleber: »Ich bremse auch für Tiere«. Mit einem Mal spürte er einen Kloß im Hals, der ihm das Schlucken erschwerte.

Kapitel 49

Winterberg parkte seinen Wagen vor dem Haus von Familie Staudt. Aus mindestens zwei Häusern wurde er beobachtet, diesmal weniger diskret als bei seinen Besuchen zuvor. Die Befragungen der Nachbarn durch die Kollegen hatten wohl auch dem Letzten klargemacht, dass sich im Hause Staudt eine Tragödie abspielte. Offensichtlich schien es dann auch weniger verwerflich zu sein, am Fenster auf der Lauer zu sitzen.

Wenn die Befragungen ja wenigstens neue Erkenntnisse gebracht hätten! Aber die neugierigen Nachbarn hatten auch nur das berichten können, was sie ohnehin schon wussten: dass Karin Staudt trank, ihr Mann zu viel arbeitete und sich deshalb niemand richtig um René kümmerte. Und man hatte gesehen, dass der Junge am Freitagmorgen mit Tasche und Rucksack das Haus verlassen hatte.

Einzig eine alte Nachbarin, die gegenüber wohnte, wusste noch anderes zu erzählen; sie sprach von Männern mit dunkelbraunen Uniformen und Maschinengewehren im Anschlag. Doch diese Männer hatten sich recht schnell als Weltkriegstrauma einer dementen Frau entpuppt.

Winterberg fragte sich, wie sich wohl die Eltern verändert haben mochten, nachdem die Fassade bürgerlicher Normalität eingestürzt war. Ihnen musste jetzt klar sein, dass die Nachbarn über das Alkoholproblem von Karin Staudt Bescheid wussten und in der Schule darüber geredet wurde; auch die Zeitungen berichteten bereits über René S., den armen, vernachlässigten Schüler.

Er schellte, doch eine ganze Zeit lang ging niemand an die Tür. Erst als er mehrfach klingelte, erblickte er durch die Milchglasscheibe einen Schatten: Karin Staudt. Sie öffnete ihm, drehte sich um, ohne ihn überhaupt anzusehen, und schllich zurück ins Wohnzimmer. Winterberg schloss die Tür und folgte der Frau.

Die Unordnung war noch größer als am gestrigen Tag; offensichtlich war hier alles zusammengebrochen. Zu den Weinflaschen unter dem Tisch war eine Wodkaflasche auf dem Sofa hinzugekommen, eine geöffnete Dose Ravioli stand auf dem Boden, in der noch ein Löffel steckte. Die Luft roch verbraucht und sauer, eine glimmende Zigarette im vollen Aschenbecher nebelte den Raum ein.

Karin Staudt, die sich auf das Sofa gelegt und sich in eine Wolldecke gewickelt hatte, sah ihn desinteressiert an. »Was wollen Sie?«

Winterberg versuchte, locker zu bleiben. Karin Staudt war käseweiß und zitterte unter der Decke, und wenn sie sich heute noch nicht übergeben hatte, so würde sie es sicher bald tun. Sie hatte offensichtlich einen gewaltigen Kater.

»Ist Ihr Mann zu sprechen?«, fragte er.

Sie schnaubte verächtlich. »Nee, der ist ins Büro gefahren. Als ob nichts wäre. Wenn Sie mit ihm sprechen wollen, müssen Sie da schon hinfahren.«

»Später, Frau Staudt. Jetzt habe ich erst noch ein paar Fragen an Sie. Fühlen Sie sich in der Lage, mit mir zu sprechen? Wenn es Ihnen lieber ist, hole ich vorher gern Ihren Hausarzt oder jemand anderen dazu, dem Sie vertrauen. Vielleicht eine Freundin?«

Frau Staudt grinste; es sah beinahe frech aus. »Doktor Hartmann? Jaa, der verschreibt mir dann wieder so nette Pillen, die mich ruhigstellen sollen. Tolle Idee, Herr Kommissar. Nee, fragen Sie mich schon.« Sie nahm die Zigarette aus dem Aschenbecher und zog daran. Es sah unbeholfen aus, und sie musste husten. Wahrscheinlich hatte sie vorher noch nie geraucht.

Die Luft war so verqualmt, dass Winterberg versuchte, durch den Mund zu atmen, bevor er mit der Befragung begann. »Ich habe mit Manuel Siebert gesprochen. Der hat mir ein paar Hinweise gegeben, die für unsere Ermittlungen sehr wichtig sind. Wussten Sie, dass René einen Laptop hat?«

Karin Staudt starrte ihn an. »Das ist unmöglich. Mein Mann hätte das nicht erlaubt. Außerdem hat er doch immer den Computer von meinem Mann benutzt.«

»Wir gehen davon aus, dass Manuels Aussage stimmt. Und wir glauben auch zu wissen, was René mit dem Laptop gemacht hat. Er hat mit anderen Schülern gewaltverherrlichende Filme und Bilder getauscht.«

Winterberg beobachtete Karin Staudt, doch sie schien gar nicht richtig zu verstehen, wovon er sprach. Sie schüttelte den Kopf, als hätte er etwas völlig Absurdes gesagt.

»Soll das dieses Geocaching sein?«, erkundigte sie sich.

»Nein. Wir gehen nicht mehr davon aus, dass René direkt etwas mit Geocaching zu tun hat. Wir verfolgen nun die Spur dieser Gewaltbilder. Dazu brauchen wir Renés Laptop.«

Karin Staudt schüttelte noch immer ungläubig den Kopf. »Aber René hat gar keinen Laptop! Er benutzt doch den Computer meines Mannes.«

Winterberg seufzte. Vielleicht sollte er doch besser mit Michael Staudt sprechen. Wenn er jetzt im Büro arbeitete, war er sicherlich ansprechbar.

»Ihre Kollegen von der Spurensicherung haben oben alles in Unordnung gebracht. Die hätten doch bestimmt einen Laptop gefunden, wenn da einer wär.« Sie zog erneut an ihrer Zigarette, blies den Rauch in Winterbergs Richtung und legte sie dann zurück in den Aschenbecher.

»Wir vermuten, dass René den Laptop mitgenommen hat«, erklärte Winterberg und hoffte, dass das Thema damit vom Tisch sei. Es hatte ja doch keinen Zweck, mit Karin Staudt darüber zu sprechen. »Ist Ihnen in der letzten Zeit etwas an René aufgefallen? Hat er sich verändert?«

Winterberg erkannte sofort, wie absurd seine Frage war. Als ob Renés Eltern so etwas bemerkt hätten. Sie waren wahrscheinlich froh gewesen, wenn sie überhaupt nichts von dem Jungen bemerkten.

»Nein, er war wie immer«, erwiederte Karin Staudt.

Ihre Antwort kam für Winterberg nicht überraschend. Er stand auf. »Vielen Dank für Ihre Hilfe, Frau Staudt. Ich wende mich mit meinen Fragen auch noch an Ihren Mann, vielleicht ist ihm etwas aufgefallen.«

Sie nickte desinteressiert und blieb einfach liegen, als Winterberg den Raum verließ. Einen Moment lang blieb er im Flur stehen. Er ärgerte sich maßlos über die Zeitverschwendungen. Statt mit Karin Staudt ein nutzloses Gespräch zu führen, hätte er sich besser gleich mit dem Vater treffen sollen. Sie befand sich in einem völlig desolaten Zustand, und der Ausspruch, jemand ertränke seinen Kummer im Alkohol, traf auf sie hundertprozentig zu. Er beschloss, noch einmal mit dem Hausarzt zu sprechen. Jemand musste sich um Karin Staudt kümmern.

Winterberg stand noch im Hausflur, als sein Handy klingelte. Rasch ging er hinaus und nahm den Anruf auf dem schmalen Plattenweg im Vorgarten entgegen.

»Hier ist Simon Steinhaus«, hörte er die aufgeregte Stimme des jungen Polizisten. »Ich habe das Fahrrad identifiziert. Es gehört eindeutig Natascha.«

Winterberg sog zischend den Atem ein. »Und, habt ihr noch mehr gefunden?« Er fürchtete sich vor der Antwort, die er möglicherweise bekommen würde.

Doch Steinhaus verneinte. »Nur das Rad. Wir haben eben in der Zentrale angerufen; die schicken Suchmannschaften hier hoch. Bis dahin suchen wir selbst. Fischer ist noch mit seinem Kollegen hier, wir sind auch zu zweit.«

Steinhaus klang bedrückt, und im Hintergrund hörte Winterberg andere Männer sprechen, wahrscheinlich die Kollegen. Sie klangen aufgebracht.

»Ist sie mittlerweile ans Handy gegangen?«, fragte Winterberg und verließ das Grundstück der Staudts durch das Gartentor.

»Nein, doch ich versuche es immer wieder. Aber jedes Mal erhalte ich die Mitteilung, dass der Empfänger nicht erreichbar ist.«

»Mach weiter. Ich muss zurück in die Wache und mich dringend mit Lorenz besprechen. Kommen Hunde zum Suchen? Falls ja, sag mir Bescheid, wenn sie da sind. Dann versuche ich zu euch zu kommen.« Winterberg öffnete seinen Wagen und setzte sich.

»Ja, mache ich«, versprach Steinhaus.

»Und halt die Ohren steif. Wir finden Natascha!« Winterberg versuchte, den jungen Mann aufzumuntern.

Aber eigentlich gab es überhaupt keinen Grund zum Optimismus. Irgendetwas war mit Natascha geschehen, und sie hatten nicht den leisensten Schimmer, was ihr passiert war. Aber es hing bestimmt irgendwie mit dem Vermisstenfall zusammen. Und deshalb mussten sie sich jetzt, verdammt noch mal, beeilen, endlich vorwärtszukommen!

Winterberg fuhr in Richtung Wache und fühlte, dass er noch einen langen Tag vor sich haben würde.

Kapitel 50

Simon lief wie ferngesteuert durch den Wald. Verzweifelt suchte er nach Natascha und hoffte, zumindest Hinweise auf ihren Verbleib zu entdecken. Dichtes Gestrüpp erschwerte das Durchkommen, Himbeersträucher und wilde Rosen wucherten dicht nebeneinander. Immer wieder blieb er mit seiner Hose an Dornen hängen, die kleine Löcher in den Stoff rissen. Doch je weiter er in den Wald hineinkam, desto lichter wurde es am Boden. Nach einiger Zeit konnte er sogar zwischen den Stämmen der Fichten hindurchschauen. Alles wirkte dunkel und nackt: In Reih und Glied waren die Bäume angeordnet, alle Stämme standen in einem Abstand von zwei Metern voneinander entfernt. Das war Monokultur in Reinform.

Er bückte sich, um seine Augen vor den Ästen zu schützen, während er durch die Baumreihen ging. Irgendwo weiter vor ihm knackte es, dann kam ein Geräusch von der rechten Seite: dumpf, als sei ein Stein auf den weichen Waldboden gefallen. Simon schalt sich einen schreckhaften Idioten. Die Anspannung machte ihn überempfänglich für die Geräusche des Waldes. Er schlich in gebückter Haltung weiter, blickte nach links und nach rechts, zwischen den Baumstämmen hindurch. Herabgefallene Nadeln hingen in seinen Socken und piksten in die Füße. Er versuchte erst gar nicht, die Fichtennadeln zu entfernen, es kämen ja doch immer wieder neue hinzu.

Simon dachte, dass er Pfadfinder hätte werden sollen. Dann wäre er vielleicht in der Lage, natürliche Spuren zu finden, und wüsste, ob abgeknickte Äste oder Veränderungen am Waldboden auf einen Kampf oder die gewaltsame Verschleppung einer Person hindeuteten. So aber sah er zwischen all den Bäumen nur das Offensichtliche – und das war Müll.

Er bückte sich und hob ein orangefarbenes Stück Plastik auf. Es sah aus wie der Schraubverschluss einer Flasche. Angetrockneter Schlamm und etwas Grünes, wahrscheinlich Moos, hingen im Schraubgewinde. Am liebsten hätte er den Deckel weit von sich geschleudert, irgendwohin, wo er ihn nicht mehr sehen musste. Aber ein letzter Rest ökologischen Gewissens hinderte ihn daran, und er steckte das Stück in seine Hosentasche. Dort befand es sich bald in guter Gesellschaft mit den Resten einer alten Bierdose und einem angerosteten USB-Stick. Diese Dinge hatten offensichtlich nichts mit Nataschas Verschwinden zu tun. Es hatte ja doch alles keinen Zweck, dachte Simon, drehte sich um und ging zum Grillplatz zurück, vorbei an all den Fichtenstämmen und Wildrosenbüschchen.

Grübelnd stand Simon auf dem Schotterplatz neben dem Streifenwagen und warf einen Stein gegen die Metallplatte des Grills. Das Blech schepperte, und für einen kurzen Moment schienen die Geräusche um ihn herum zu verstummen. Doch nach einer Schrecksekunde setzten das Keckern der Vögel und Zirpen der Grillen wieder ein.

Er fühlte sich gleichzeitig hilflos und schrecklich wütend. Nachdem er und sein Kollege auf das Fahrrad gestoßen waren, hatten sie sofort in der Zentrale angerufen. Von dort aus wurde die Suche organisiert; und als Erstes hatte man die Hundestaffeln des Deutschen Roten Kreuzes und des Arbeiter-Samariter-Bunds angefordert. Doch bis sie hier eintrafen, würde wohl noch eine Weile vergehen.

Vielleicht lag sie ja verletzt in einem Gebüsch und brauchte inzwischen dringend Hilfe. »Simon, du bist ein Arsch«, beschimpfte er sich in Gedanken. Wenn er gestern Abend doch einfach mit Natascha hier hochgefahren wäre, statt mit José in der Kneipe abzuhängen und Dartpfeile zu werfen. Wie konnte er nur so blöd gewesen sein, sie allein hier hochfahren zu lassen?!

Und wenn er schon nicht hatte mitfahren wollen, hätte er sie wenigstens davon abbringen müssen, allein hierher zu fahren. Aber stattdessen hatte er einfach geglaubt, dass einer Polizistin

nichts passieren würde. Was für ein Schwachsinn! Natascha war klein und zierlich, und wenn ein Verbrecher von durchschnittlicher Körperkraft sie überwältigen wollte, würde ihm das bestimmt gelingen. Egal, wie stark und selbstbewusst sie ihm gegenüberstehen würde.

Er trat mit der Fußspitze gegen einen der unzähligen Kiesel vor sich und beförderte ihn im hohen Bogen ins Gebüsch am Rand des Parkplatzes. Dann nahm er erneut sein Telefon heraus und wählte zum wiederholten Male Nataschas Handynummer; er wusste nicht, wie oft er das bereits getan hatte. Doch schon seit heute Morgen war das Telefon ausgeschaltet, noch nicht einmal die Mobilbox meldete sich. Dennoch hatte er die Hoffnung nicht aufgegeben, dass sie es vielleicht wieder einschalten könnte. Oder dass er es irgendwo im Gebüsch würde klingeln hören.

Wenn er wenigstens richtig verstanden hätte, was sie ihm gestern am Telefon hatte erklären wollten! Aber außer »Déjà-vu« und »Katzenkotze« hatte er nicht viel verstanden.

»Hallo?«

Eine Stimme riss ihn aus seinen Gedanken. Simon drehte sich um und sah, wie ein Mann mit seinem Hund den Waldweg verließ und auf ihn zukam. Simon stöhnte. Auf Schaulustige und Besserwisser hatte er gerade überhaupt keine Lust. Er blickte sich um, ob einer der drei Kollegen in der Nähe war, an den sich der Mann wenden konnte. Aber er war alleine hier, die anderen suchten noch immer im Wald nach Spuren von Natascha.

Als der Mann näher gekommen war, schaute er sich kritisch um. »Mit zwei Streifenwagen sind Sie hergekommen? Das ist aber ganz schön viel Aufwand dafür, dass Sie hier nichts gefunden haben.«

Der Mann war Anfang sechzig und schlank. Er hatte einen Vollbart und relativ langes, hellbraunes Haar. Bei dem Hund, der an der kurzen Leine ging, handelte es sich um einen Bodengo. Sein Herrchen trug sportliche Kleidung mit hellen Laufschuhen, die schon ziemlich abgetragen wirkten; am rechten war sogar ein Loch an der Spitze zu erkennen.

»Gehen Sie bitte weiter, Sie stören polizeiliche Ermittlungen«, erklärte Simon in strengem Ton.

Aber der Mann ließ sich davon nicht beeindrucken. »Suchen Sie hier immer noch nach Fingern? Oder mittlerweile nach was anderem?«

»Das werde ich Ihnen nicht sagen. Und jetzt gehen Sie bitte wieder.« Simon marschierte mit finsterer Miene auf den Mann zu, um ihn zum Weggehen zu bewegen.

Doch auch das imponierte dem Fremden nicht. Anstatt den Platz zu verlassen, hielt er auf den abgesperrten Bereich zu und blieb nach einigen Schritten stehen. »Ich dachte, Sie hätten hier in der Nähe den Bonuscache der Haubergsreihe gefunden. Was ist dann da im Gebüsch? War da auch was?«

Der Hund schien hier offenkundig nichts Interessantes zu entdecken und wollte den Mann weiterziehen.

Sein Herrchen blickte jedoch angestrengt ins Gebüsch und befahl: »Sitz, Kimmy! Sonst schimpft der Herr Polizist.«

Der Bodengo gehorchte aufs Wort. Er setzte sich und sah sich aufmerksam um.

»Warum ist denn bei dem Bonus nichts abgesperrt?«, erkundigte sich der Mann. »Im Internet hieß es doch, der Bonuscache sei von der Polizei gefunden und eingesammelt worden.«

Simon war genervt. Normalerweise konnte er ganz gut mit neugierigen Zeitgenossen umgehen, aber momentan wollte er einfach nur seine Ruhe haben, um nachdenken zu können. Er fühlte sich an Nataschas Verschwinden mitschuldig, und das zerrte gewaltig an seinen Nerven. »Na, Sie sehen doch, dass wir da abgesperrt haben. Und jetzt tun Sie mir den Gefallen und gehen Sie weiter, damit ich meine Arbeit hier vernünftig machen kann!« Er war lauter geworden, als er beabsichtigt hatte.

Doch der Mann lachte ihn nur an und zeigte auf den abgesperrten Bereich. »Da haben Sie

den Bonus gesucht? Kein Wunder, dass Sie da nichts gefunden haben. Der Bonus liegt da drüber!« Er wies mit ausgestrecktem Arm auf den Wald südöstlich des abgesperrten Gebüschs.

Simon war irritiert. »Was?«

»Na, der Bonus liegt dahinten und nicht hier, wo Sie abgesperrt haben. Da ist nichts.« Der Mann schien regelrecht amüsiert.

»Erklären Sie mir doch einfach, wovon Sie sprechen«, erwiderte Simon. »Ich habe keine Zeit für kryptische Ratespiele.« Er ärgerte sich, dass dieser Mann ihn mit seinem Geschwätz aufhielt. Trotzdem wollte er wissen, wovon der Spaziergänger sprach.

»Kommen Sie mit, ich zeig es Ihnen.«

Der Mann ging zum Waldrand, der Hund blieb dicht an seiner Seite. Simon folgte ihm.

»Ich bin selbst Geocacher und kenne mich hier aus«, fuhr der Mann fort. »Die Haubergsreihe habe ich schon vor einem Vierteljahr gemacht, und damals lag der Bonus dahinten. Das Versteck hat sich ganz sicher nicht geändert, weil man ja seine Position mithilfe einer mathematischen Formel errechnen muss. Und wenn der *Owner* den Cache woanders hinlegen würde, müsste er konsequenterweise auch die Formel verändern. Sonst hätten die anderen Geocacher ja falsche Lösungskoordinaten.«

In Simons Kopf begannen die Gedanken zu kreisen. Etwas passte hier nicht zusammen. Die Erklärung des Mannes war völlig einleuchtend, und dennoch hatten sie den Bonuscache in der Nähe des Grillplatzes gefunden. Und es war definitiv der Bonuscache gewesen: das Logbuch, die Aufkleber auf der Dose – alles war echt.

»Da ist es.« Der Hundebesitzer ging auf einen schmalen, kaum sichtbaren Pfad neben einem weiteren Himbeergebüschen zu.

Er ließ die Leine des Hundes locker, und der Bodengo verschwand zwischen den Sträuchern. Während die beiden Männer ihm folgten, blitzte sein helles Fell immer wieder zwischen dem Grün auf. Dann ließ sich der Hund zwischen Fichtenschösslingen nieder und wartete auf sie.

»Sehen Sie den Baumstumpf dort?«, fragte der Mann, als sie den Bodengo erreicht hatten. »Da war eigentlich der Cache drin.« Er ging auf die Stelle zu, bückte sich und untersuchte den Stumpf mit den Händen. »Gucken Sie sich diese Sauerei mal an!«

An dem Wurzelrest hatte offensichtlich jemand gearbeitet: Helle Holzstückchen lagen ringsum verstreut, und mitten im Stumpf klaffte ein großes Loch von gut einem halben Meter Durchmesser. Simon starnte darauf und verstand überhaupt nichts mehr. Das hier war ein ganz typisches Geocachingversteck. Viele Cacher bastelten Baum- oder Steinattrappen, manipulierten Schilder und nutzten natürliche Begebenheiten, um ihre Dosen oder Logbücher in möglichst raffinierte und schwer zu findende Verstecke zu legen. Das war schließlich der besondere Reiz dieses Spiels: Geocaching lebte von der Pfiffigkeit derer, die ihre Caches tarnten, und dem Unvermögen vieler Sucher, das Verborgene zu entdecken.

Der Hundebesitzer hatte sich wieder aufgerichtet und schüttelte empört den Kopf. »Das ist eine echte Schweinerei! Der *Owner* hat sich große Mühe mit diesem Versteck gegeben, und dann kommt jemand daher und macht ihm alles kaputt.« Er wischte sich die feuchten, schmutzigen Hände an der Hose ab. »Jetzt verstehe ich aber auch, warum der Bonuscache woanders lag. Vielleicht wurde ja doch die Formel verändert.«

Er gab seinem Hund ein Zeichen. Während sie wieder zum Parkplatz zurückgingen, machte der Mann seiner Empörung Luft.

»Wissen Sie, woher das kommt?«, rief er aus. »Es sind mittlerweile zu viele geworden. Viel zu viele Leute machen heutzutage Geocaching. Es ist hip geworden, Dosen zu verstecken und mit einem GPS-Gerät durch die Wälder zu pilgern. Bedauerlicherweise leidet die Qualität der Geocaches enorm darunter. Sicher, es gibt jetzt auch viel mehr wirklich gute Caches als noch

vor fünf Jahren, aber der Anteil an Schrott und lieblos in den Wald geworfener Dosen ist exorbitant gestiegen. Manchmal denke ich, dass das Geocaching an seiner Beliebtheit zugrunde geht.« Er seufzte. »Aber ich möchte Sie nicht länger von Ihrer Arbeit abhalten.« Flüchtig kratzte er sich am Bart, dann verabschiedete er sich. »Ich habe mich übrigens mit anderen zusammengetan; wir kontrollieren die wenigen Caches, die noch ausliegen«, fügte er noch hinzu. »Damit nicht noch mehr passiert. Wir müssen heute noch in die Altstadt und dort nachschauen. Auf Wiedersehen!«

Der Mann und sein Hund gingen zum Waldweg, auf dem sie hergekommen waren. Simon blickte den beiden irritiert hinterher, bis er sie nicht mehr sehen konnte.

Er war noch immer verwirrt. Warum hatten sie den Bonuscache so einfach finden können, obwohl er an einer anderen Stelle platziert worden war? Zumal die Formel nicht verändert worden war. Das wusste er genau, denn erst heute Morgen hatte er auf der Internetseite nachgesehen, ob es dort etwas Neues gab.

Wer hatte die Koordinaten errechnet – Hanke oder Kim Schröder? Und welche Formel hatten sie dazu benutzt?

Kapitel 51

Simon erreichte Tine gleich beim ersten Anruf. Natascha hatte ihm einiges über ihre Freundin erzählt – auch über deren Arbeitsplatz –, sodass er relativ schnell an die Telefonnummer gekommen war. Mit wenigen Worten unterrichtete er Tine über Nataschas Verschwinden und das aufgefundene Fahrrad. Tine war entsetzt. Sie versprach, sich sofort ein paar Stunden vom Salon freizunehmen und ihn bei der Suche zu unterstützen.

Simon war erleichtert, nachdem er sich mit ihr getroffen und sie ein wenig näher kennengelernt hatte. Zuvor hatte er erwartet, dass sie vielleicht hysterisch reagieren oder ihm Vorwürfe machen würde. Doch Tine verhielt sich recht normal – obwohl sie ganz anders war, als er sich eine typische Friseurin vorstellte. Sie war zwar blondiert, aber ihre Frisur sah ziemlich punkig aus: Die Schläfen waren ausrasiert, und im Nacken hing, fast wie ein Schwänzchen, eine schmale Strähne. Aber Tine war auch so, wie er sich eine beste Freundin für Natascha vorstellte: quirlig, fröhlich und ein bisschen verrückt.

Gemeinsam begaben sie sich zu Nataschas Wohnung. Simon hoffte, dort auf etwas zu stoßen, das ihm helfen könnte, Natascha aufzuspüren.

»Warum fährst du nicht mit Nataschas Kollegen hierher?«, fragte Tine, während sie die Haustür öffnete.

Die Tür war nur angelehnt, was offensichtlich öfter passierte. Ansonsten wäre Tine sicher irritiert gewesen, vermutete Simon.

»Beide müssen diesen verschwundenen Schüler suchen. Sie würden bestimmt ohnehin eine Streife hierher schicken. Und dann kann ich auch selber gucken.«

Er und Tine gingen die Treppe hoch. Die meisten Stufen knarzten vernehmlich: Sie waren alt und verschlissen, aber sie hatten Charakter. So wie das ganze Haus, in dem Natascha lebt, dachte Simon.

»Aber warum mit mir?«, wollte Tine wissen. »Wir kennen uns doch gar nicht!«

»Weil du mich verstehst. Hatte ich zumindest gehofft. Wenn ich mit einem meiner Kollegen hergekommen wäre, hätten wir geklingelt, die Nachbarn befragt und wären dann wieder gefahren. Aber das ist mir zu wenig.«

Tine hatte den ersten Stock erreicht und stand nun vor Nataschas Wohnungstür.

»Du hast recht. Ich verstehe dich.« Sie schwieg einen kurzen Moment, dann sah sie ihn an. »Wir haben gestern Abend telefoniert, und es war ein sehr schönes Telefonat. Sie hat mir von dir erzählt.« Sie lächelte. »Und ich glaube, sie würde von uns beiden genau das erwarten, was wir jetzt vorhaben. Und das sage ich nicht, um unser Tun zu rechtfertigen!«

Neben dem Eingang zu Nataschas Wohnung befand sich noch ein zweiter, und Tine klingelte nun an der Nachbartür.

Sie war genauso nervös wie Simon; das sah er an der schmalen Strähne in ihrem Nacken, die ständig zitterte. Allerdings konnte Tine ihre Sorge um Natascha besser überspielen als er. Aber sie musste sich auch keine Vorwürfe wegen Nataschas Verschwinden machen. Er jedoch schon.

Die Tür öffnete sich ein wenig, und eine kleine, weißhaarige Frau spähte durch den Spalt. Sie hustete und stützte sich auf einen weißen Gehstock. Zigarettenrauch zog in das Treppenhaus.

»Ja, was wollen Sie?« Sie schaute von Tine zu Simon und richtete sich sogleich ein wenig auf.

Das lag an der Uniform, diesen Effekt kannte er zur Genüge. Als er an sich hinabblickte, sah er Fichtennadeln in seinen Socken und schmutzige Flecken auf beiden Knien. Offensichtlich war auch eine schmutzige und zerschlissene Uniform noch vertrauenerweckend.

»Guten Tag, Frau Hornbach. Ich bin Tine Wagner, die Freundin von Natascha Krüger. Wir haben uns einmal drüben in ihrer Wohnung kennengelernt. Vielleicht erinnern Sie sich noch. Wir hatten eine Pyjamaparty gemacht und waren wohl ein wenig laut.«

Frau Hornbach öffnete die Tür weit, streckte ihren Kopf nach vorne und musterte Tine. »Sie sind die junge Frau mit diesen Tigerpfoten an den Füßen, richtig?«

Tine lächelte höflich. »Ja, genau die. Ich wusste, dass Sie sich noch an mich erinnern!«

»Na hören Sie mal, junges Fräulein«, erwiderte die Nachbarin empört, »so alt, wie mich mein Gehstock macht, bin ich noch gar nicht!«

»Ich weiß, Frau Hornbach.«

Die alte Frau kam weiter ins Treppenhaus und zeigte mit ihrem Gehstock zu Nataschas Wohnung. »Wollen Sie zu Frau Krüger? Die ist nämlich nicht da. Jedenfalls habe ich noch nichts aus ihrer Wohnung gehört. Ist denn was passiert?« Sie sah ängstlich zu Simon.

Ihm war es momentan lieber, wenn ausschließlich Tine mit der Nachbarin redete. Der Small Talk mit der alten Frau gelang Nataschas Freundin gut, während ihm gerade nur Floskeln aus der Polizeischule einfielen. Außerdem wollte er die Nachbarin nicht unnötig beunruhigen. Und so sagte er bloß: »Nein«, und sah Tine auffordernd an.

Sie blickte die Nachbarin erneut mit einem gefälligen Lächeln an und zeigte gleichzeitig mit der offenen Hand auf ihn. »Das ist Herr Steinhaus, ein Kollege von Natascha; er hat zufällig ihr Fahrrad gefunden.« Frau Hornbach nickte ihm respektvoll zu, während Tine fortfuhr: »Und jetzt möchten wir gern sichergehen, dass Natascha nichts passiert ist. Nicht, dass sie jetzt in ihrer Wohnung liegt und wir uns hinterher vorwerfen müssen, uns zu spät um sie gekümmert zu haben.«

Tines Worte und ihr freundliches Benehmen hatten den gewünschten Effekt: Frau Hornbach nickte erneut – diesmal zum Zeichen des Verstehens – und stampfte zur Bekräftigung mit ihrem Gehstock auf. Dass der Inhalt von Tines Äußerungen im Widerspruch zu Simons Verneinung der Frage stand, ob etwas passiert sei, schien die alte Frau nicht zu stören.

Für sie zählte wohl allein der Gedanke, Natascha helfen zu können, denn sie sagte sogleich: »Ich habe einen Schlüssel für die Wohnung von Frau Krüger. Wenn sie länger weg ist, kümmere ich mich um den Fritz. Warten Sie.«

Frau Hornbach drehte sich um und verschwand wieder in ihrer Wohnung. Mit einem leisen Klicken fiel die Tür ins Schloss. Hinter Nataschas Tür erklang ein hohes Maunzen. Fritz. Er miaute und machte scharrende Geräusche, so als würde er hektisch mit seinen Pfoten über den Boden kratzen. Simon wurde unruhig.

Plötzlich klingelte Nataschas Telefon, und der Kater wurde unvermittelt still. Der Anrufbeantworter sprang an, dann war eine weibliche Stimme zu hören. Simon verstand nicht, was sie sagte, vernahm aber den Tonfall. Die Sorge war deutlich herauszuhören. War das womöglich Nataschas Mutter? Ob Winterberg sie angerufen hatte? Fritz begann wieder mit dem Kratzen und miaute, als ob er gleich verhungern würde.

Tine rieb nervös die Fußknöchel aneinander. »Wo bleibt die denn? Ich will da jetzt rein!«

Simon nickte ergeben. Ihm war unter der Uniform unglaublich heiß, sodass er sie verwünschte und sie am liebsten ausgezogen hätte. Aber er hielt sich vor Augen, dass die Uniform eine entscheidende Rolle gespielt hatte, um das Vertrauen der Nachbarin zu gewinnen.

Es dauerte noch eine gefühlte Ewigkeit, bis Frau Hornbach endlich wiederkam. Triumphierend hielt sie ein langes rotes Schlüsselband in der Hand und sah dabei Simon an. »Ich schließe Ihnen auf. Dann kann ich auch dem Fritz etwas zu fressen geben. Frau Krüger wird mir hoffentlich nicht böse sein wegen der Sache hier. Aber Sie sind ja schließlich ihr Kollege.« Dann wandte sie sich Tine zu. »Und Sie ihre Freundin.«

Mithilfe des Stocks humpelte sie schwerfällig zu Nataschas Tür. Vermutlich ein

Hüftproblem, dachte Simon, während er dabei zusehen musste, wie sie den Schlüssel im Zeitlupentempo ins Schloss steckte und umdrehte. Kaum war die Tür einen Spalt geöffnet, erschien auch schon der weiße Kopf des Katers. Er betrachtete die drei Menschen vor der Tür und lief dann eilig zur Küche, den Schwanz in die Höhe gereckt.

Aufgrund der gehbehinderten Nachbarin betratn sie nur langsam die Wohnung. Simon blieb in der Diele stehen, während die beiden Frauen weitergingen. Der Kater erschien immer wieder im Kücheneingang, um die alte Frau zum Fressnapf zu locken. Als sie schließlich bei ihm war, hörte Simon, wie sie eine Schranktür öffnete und mit einer Metallschüssel hantierte. Das Maunzen wurde stärker, und die alte Frau sprach beruhigend auf das Tier ein. Derweil hatte Tine wie selbstverständlich das Schlafzimmer betreten und sich darin umgeschaut.

Simon fühlte sich unbehaglich. Vielleicht war es doch eine blöde Idee gewesen, in Nataschas Wohnung einzudringen.

»Sie scheint wirklich seit gestern nicht mehr hier gewesen zu sein«, sagte Tine und ging ins Wohnzimmer. »Schau dir nur an, wie hungrig ihr Kater ist. Und was wolltest du jetzt genau hier?« Sie blieb vor dem Fenster stehen und blickte nach draußen.

Simon wagte sich bis zur Tür des Wohnzimmers vor und ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. Beim letzten Mal war er ja nur in der Küche gewesen. Er kam sich vor wie ein Verräter, weil er einfach in Nataschas Reich eindrang, ohne dass sie sich dagegen wehren konnte. Wahrscheinlich käme sie gleich zur Tür herein, mit Einkaufstüten beladen, und würde sie beide anschreien. Recht hätte sie. Die beiden Freunde, denen sie so sehr vertraute, drangen gemeinsam mit der Nachbarin in ihre Wohnung ein und schnüffelten bei ihr herum.

An der Wand links von ihm hingen Bilder von Drachen und Elfen und umrahmten einen Langbogen sowie einen Lederköcher voller Pfeile, der mit arabeskenförmigen Ornamenten verziert war. Er hatte gar nicht gewusst, dass sie Fantasyfiguren mochte. Eine plötzliche Wehmut überkam ihn.

Tine schien es zu bemerken. Sie kam zu ihm und strich ihm tröstend über den Oberarm. »Und, hast du schon gefunden, was du suchst?«

»Nein.« Er seufzte. »Sie hat mich gestern Abend angerufen, dass sie an diese Stelle im Waldgebiet Dautenbach fahren wollte, wo der Bonuscache versteckt gewesen war. Und als sie mir den Grund dafür erklärt hat, habe ich sie nicht richtig verstanden, weil es in der Kneipe so laut war. Ich habe nur ›Déjà-vu‹ und ›Katzenkotze‹ verstanden. Und dass es ihr wichtig war, da noch einmal hinzufahren. Und weil ich nicht mitgekommen bin, ist sie allein gefahren. Da war etwas, das sie herausgefunden hat.« Er schaute sich um. »Aber ich habe nicht den geringsten Schimmer, wovon sie geredet hat. Ich habe gedacht, dass wir hier vielleicht einen Hinweis finden können oder eine Idee bekommen, woran sie gestern Abend gedacht hat.«

»Meinst du, dass uns Katzenkotze auf dem Boden hätte weiterhelfen können?« Tine sah ihn zweifelnd an.

Simon hob resigniert die Schultern. »Ich wüsste nicht, wie. Aber ich hatte gehofft, in ihrer Wohnung irgendetwas zu finden, das uns weiterhelfen könnte.« Er betrat nun den kleinen, hellen Raum und ging darin umher. »Hier in ihrer Wohnung ist ihr etwas Wichtiges eingefallen, woraufhin sie bei mir angerufen hat. Und ich Depp habe ihr abgesagt!« Er hieb gegen die Sofalehne.

»Komm, es ist egal. Ich sehe hier jedenfalls nichts. Lass uns lieber fahren und sie richtig suchen. Draußen, meine ich.« Tine ging in die Küche und sprach leise mit der alten Nachbarin. Dann kam sie wieder ins Wohnzimmer und sagte: »Sie schließt hier wieder ab. Und sie ruft mich auf jeden Fall an, falls sie irgendetwas von Natascha hört. Ich hab ihr meine Handynummer gegeben.«

Tine verließ Nataschas Wohnung; Simon folgte ihr ein paar Momente später. Seine Sorge

wuchs. Was war Natascha eingefallen, weswegen sie dringend in dieses Waldstück fahren musste? Und war sie auf das gestoßen, wonach sie gesucht hatte?

Er griff unter seine Uniform, wo er eine Socke von Natascha versteckt hatte. Sie hatte im Flur neben den Schuhen gelegen. Wahrscheinlich würden sie den Strumpf noch brauchen. Simon hatte ihn heimlich mitgehen lassen, weil er Tine nicht erklären wollte, wofür die Socke benötigt würde. Er war froh, dass Nataschas Freundin das volle Ausmaß der Katastrophe noch nicht erfasst hatte. Jedenfalls glaubte er das an ihrem Verhalten abzulesen.

Und Simon hoffte, dass Tine mit ihrer Unbekümmertheit recht behalten würde und Natascha bald wieder unversehrt auftauchte.

Kapitel 52

Ein leises Geräusch weckte ihn. Es klang wie ein Schaben oder Kratzen. Er drehte seinen Kopf und versuchte herauszufinden, woher das Geräusch kam. Doch die Kopfschmerzen waren so stark, dass er sich nicht richtig konzentrieren konnte.

Da war es wieder! Aber jetzt klang das Geräusch eher wie ein Ächzen. Kam das etwa von ihm selbst? Vielleicht war das ein Echo. Konnte es Echos in Höhlen geben? Er wusste es nicht.

Er versuchte, seinen Atem ganz langsam und leise fließen zu lassen. Und dann vernahm er wieder das Geräusch, und es kam definitiv nicht von ihm. Da war jemand! Hinter der Bretterwand!

Panik breitete sich in ihm aus, es fühlte sich an, als würde sich sein Magen von innen nach außen kehren. Ihm wurde speiübel. Nein, nicht schon wieder! Er wollte keine neuen Schmerzen mehr, und er wollte auch überhaupt nichts mehr essen. Nie wieder!

Wenn er an das Fleisch dachte, sammelte sich Magensäure in seinem Mund – oder war das, was er da schmeckte, noch etwas viel Ekligeres? Er wollte lieber nicht wissen, was das für ein Fleisch gewesen war, das er hatte hinunterschlungen müssen.

Als er an das Essen dachte, spürte er wieder seine rechte Hand. Er würde sie auf gar keinen Fall bewegen; es war sicherer, wenn sie einfach nur dalag. Neben ihm, als wäre es gar nicht seine Hand. Zum Glück bekam er immer diese Spritzen, dann tat es nicht weh – oder zumindest nicht allzu sehr. Nur wenn er unvermittelt an seine Verstümmelung dachte, empfand er Schmerzen an der Hand. Aber er hatte schnell gelernt, solche Gedanken zu unterdrücken, sobald sie auftauchten. Denn so war es besser. Er wollte sowieso nichts mehr denken müssen. Nie mehr. Er wollte einfach nur in Ruhe gelassen werden: hier liegen, ein bisschen schlafen und dann im Schlaf sterben.

Ein leises Wimmern kroch aus seiner Kehle, und er begann zu schluchzen. Irgendwie konnte er es nicht mehr stoppen. Es kam einfach aus ihm heraus.

Und auch das Geräusch hinter der Bretterwand war noch da. Und plötzlich hörte er eine Stimme.

»Hallo?«

Sie klang weiblich und leise. Konnte es möglich sein, dass sie real war?

»Ist da jemand?«

René erstarnte. Was sollte er jetzt tun? Auf die Frage antworten? Aber vielleicht war das ja eine Falle?

»Hallo, ich höre jemanden«, flüsterte die Stimme. »Antworten Sie bitte! Ich heiße Natascha Krüger.« Es raschelte.

»Hallo.« Seine Stimme kratzte wie eine jener uralten, verstaubten Schallplatten, denn er hatte sie zuletzt fast nur noch zum Schreien benutzt. Das Rascheln kam näher.

»Wer ist da?«, fragte die Frau.

Er wollte gar nicht antworten, denn er hatte Angst vor den möglichen Folgen – vor allem Angst, dass es eine Falle war. Aber sein Mund gehorchte ihm nicht.

»René«, hörte er sich sagen.

»René?« Sie schwieg für ein paar Sekunden. »Oh, mein Gott.«

Konnte sie ihn?

»Wer sind Sie?«, erkundigte er sich heiser.

»Ich bin Polizistin«, erwiderte sie mit etwas lauterer Stimme. »René, wir suchen dich überall. Und jetzt habe ich dich gefunden!«

Seine Gedanken überschlugen sich. *Polizistin ... mich gefunden*. Doch seltsamerweise

hatte sie nicht hoffnungsvoll geklungen, wie es in seiner Vorstellung bei einer Rettungsaktion sein sollte. Und wieso befreite sie ihn nicht umgehend? Er stellte sich vor, dass auf der anderen Seite der Wand eine Polizistin in Uniform stand und hinter ihr ein SEK der Bundespolizei. Sie drehte den Kopf und legte ihren Finger auf die Lippen, damit die Polizisten leise waren. Die Polizisten in den Filmen schlichen sich immer lautlos an, damit sie den Täter überwältigen konnten.

Aber vielleicht wurden Opfer auch auf eine Weise gerettet, wie man es in Filmen nie zu sehen bekam.

»René, ich bin gefesselt, ich kann mich kaum bewegen. Aber meine Kollegen werden uns finden; und dann werden wir befreit!«

René glaubte, sich verhört zu haben. Wieso war die Polizistin gefangen? Das passte überhaupt nicht zu seinen Vorstellungen, wie Polizeieinsätze abliefen. Und wo war das SEK?

»Wann werden wir befreit?« Seine Laute schepperten in seinen Ohren. Das Sprechen strengte ihn an, und seine Worte klangen merkwürdig fremd.

Wieder raschelte es. Dann hörte er ein dumpfes Geräusch hinter der Wand, als würde die Polizistin dagegenstoßen.

»Bald! Sie werden uns finden. René, was ist überhaupt passiert?«

Er schloss die Augen. Erinnerungen flogen an ihm vorbei, durchzuckten sein Gedächtnis, ohne dass er sie zu fassen bekam. »Ich weiß es nicht.«

»Doch, du weißt es. Und du kannst es mir erzählen. Bitte ...«

Er wollte es ihr erklären, und so versuchte er, sich zu konzentrieren. Die an seinem inneren Auge rasch vorbeiziehenden Bilder wurden langsamer und verbanden sich zu einem Film – einem Film über das, was er durchlitten hatte. Er musste ihn betrachten, das Entsetzliche aushalten.

»Ich bin von zu Hause abgehauen«, begann er schließlich zu erzählen. »Zuvor gab es totalen Stress, weil meine Mutter voll war und aufs Wohnzimmersofa gekotzt hat. Da ist mein Vater ausgerastet und hat sie angeschrien. Und meine Mutter hat zurückgeschrien; die haben sich total heftige Sachen an den Kopf geworfen. Weichei und Schlampe und so was. Und da hab ich es nicht mehr ausgehalten und ein paar Sachen gepackt und bin dann aus dem Haus rausgerannt. Ich wollte einfach nur noch weg, egal wohin. Und da ist mir Piet eingefallen ...«

René verstummte. Warum erzählte er das alles? Er wusste doch immer noch nicht, ob das nicht eine Falle war. Vielleicht hatte sein Entführer eine Freundin gefragt, ob sie ihm hilft. Vielleicht saßen beide hinter der Bretterwand und lachten hinter vorgehaltener Hand über ihn. Oder sie nahmen seine Worte mit dem Handy auf. Er schluckte. Sein Handy war ja schon lange weg und sein Laptop auch. Dabei war das sowieso egal, denn sein Handy war vorher bereits leer gewesen. Und was sollte er hier als Gefesselter mit einem Laptop?

Er musste erneut an Piet denken, und nun liefen ihm Tränen über die Wangen. Bei Piet hätte es so schön werden können!

»Wer ist Piet?«, fragte die Polizistin.

War es nicht einerlei, ob er jetzt weiterredete oder nicht? Vielleicht war es das letzte Mal, dass er überhaupt jemandem etwas erzählen konnte.

»Piet ist ein Kumpel von früher. Vom Fußballverein. Und der lebt jetzt in Amsterdam auf einem Hausboot. Da wollte ich erst mal hin und dann gucken, wie es weitergeht.«

»Wie wolltest du da hinkommen? Hast du ein Auto?«

»Ein Auto? Ich hab ja nicht mal einen Führerschein! Nein, ich wollte trampen. Von Wilnsdorf aus. Eigentlich hatte ich vor, zum Autohof zu gehen; da sind nämlich immer viele Brummifahrer, die gerne mal jemanden mitnehmen.« Er stockte. »Aber weil ich so dringend pinkeln musste, bin ich vorher in die Büsche. Bei so 'nem Pendlerparkplatz.« René räusperte

sich. Das Sprechen strengte ihn an, und sein Hals tat weh. »Und als ich wieder aus den Büschen rauskam, stand da vor mir ein Auto. Ich bin dann einfach zu dem Fahrer hin und hab ihn gefragt, ob er mich ein Stück in Richtung Dortmund oder Köln mitnimmt.«

René hielt kurz inne und schluckte. Die Bilder, die er vor seinem inneren Auge erblickte, waren schrecklich. Er wollte sie nicht sehen, wollte sich nicht an das Unaussprechliche erinnern. Aber die Bilder blieben, und sein Mund erzählte einfach weiter. »Er hat mich dann gefragt, was ich in den Büschen gemacht habe, und ich hab's ihm erzählt. Da hat er gelacht und gesagt, dass er das auch immer behauptet. Ich fand diese Reaktion zwar irgendwie komisch, bin aber trotzdem eingestiegen.« Ein Hustenanfall unterbrach seinen Redefluss. Schweiß quoll ihm aus den Poren und fühlte sich klebrig auf der Stirn an.

»Und was passierte dann? Seid ihr vom Parkplatz losgefahren?«

René spürte, dass es ihm irgendwie guttat, das Erlebte zu erzählen. Das nahm dem Ganzen den Schrecken. Und vielleicht hatte er ja Glück und die Frau war wirklich eine Polizistin, die ihm helfen konnte. Doch dieser Gedanke war eigentlich Quatsch: Polizisten wurden nicht in Höhlen gefangen gehalten; sie konnten sich wehren, denn sie hatten Pistolen und Schlagstöcke. René atmete tief durch und sammelte sich, um weitererzählen können.

»Wir sind ein Stück gefahren, und dann fing er an, so blödes Zeug zu reden. Über heimliche Verstecke – und wie lange ich das schon mache und so. Ich habe zuerst gar nicht kapiert, worum es überhaupt ging.«

Plötzlich fühlte er Wut in sich aufkommen. Er sollte jetzt aufhören; er wollte nicht schon wieder das fürchterliche Geschehen erleben müssen. Doch der Film vor seinem inneren Auge lief weiter, ohne dass er ihn anhalten konnte. Wie im Fernsehen.

»Seine Stimme wurde ganz seltsam, so drohend und leise. Da hab ich gesagt, dass er anhalten soll und dass ich aussteigen will. Aber er hat nicht gestoppt, sondern ist mit hundertvierzig Sachen einfach weitergerauscht. Das war total unheimlich. Und dann hab ich ihn angeschrien.«

Der Film vor seinem inneren Auge ruckelte, wurde undeutlich und lief langsamer ab. René hätte ihn am liebsten aus dem Kopf verbannt, doch er zwang sich, die Bilder zu betrachten.

Mit stockender Stimme sprach er weiter. »Ich hab geschrien, dass er anhalten soll, ihm gedroht, ansonsten die Polizei anzurufen. Dann habe ich mein Handy hervorgeholt, aber er hat es mir sofort aus der Hand geschlagen. Und als ich mich danach gebückt habe, hat er mir eins übergebraten. Mit irgendwas Hartem, ich weiß nicht, was. Doch es hat sauweh getan. Und dann ist er von der Autobahn runtergefahren und hat auf so 'nem Rastplatz gehalten.« Der Hals kratzte vom Reden, und er musste sich räuspern; dennoch blieb das raue Gefühl. »Ich wollte schnell raus aus dem Auto, aber er hat die Zentralverriegelung geschlossen. Da konnte ich nicht mehr weg. Er redete wieder so wirres Zeug – behauptete, ich würde alles kaputt machen und wäre einer von denen und so. Und da hab ich richtig Angst bekommen.«

»Was war mit deinem Handy? Konntest du trotzdem jemanden anrufen?«

»Nein, der Scheiß-Akku war leer. Aber das habe ich nicht verraten.«

Er schwieg und dachte an den Rastplatz im Wald neben der Autobahn, irgendwo im Sauerland. Wenn er sich doch nur stärker gewehrt hätte! Er hätte dem Kerl den Schlüssel wegnehmen, ihn anspucken oder die Scheibe einschlagen sollen. Irgendetwas hätte er tun müssen, um aus dem Auto fliehen zu können. Doch er war wie gelähmt gewesen – starr vor Angst.

»René, was passierte dann?«

Die Polizistin klang gehetzt; sie wollte unbedingt so schnell wie möglich die ganze Geschichte hören. Vielleicht half es ja wirklich, wenn er es ihr erzählte, vielleicht würden ihn danach nicht immer und immer wieder die gleichen Gedanken quälen.

»Er hat mich k.o. geschlagen, dann weiß ich nichts mehr. Ich bin erst hier wieder aufgewacht. Gefesselt.« Er schluckte. Nein, er wollte auf keinen Fall mehr an das denken, was danach gekommen war. Doch etwas in ihm, das stärker war als sein Wille, drängte ihn zum Weitersprechen. »Und dann hat er mich betäubt und kam mit einem Messer an.«

Ein lautes Schluchzen entrann seiner Kehle. Salzige Tränen sammelten sich in seinem rechten Mundwinkel. Er leckte sie mit seiner Zungenspitze ab, schmeckte ihre Bitterkeit. »Er hat mir damit den Daumen abgeschnitten – einfach so!«

Wie in einem Albtraum hörte er das Geräusch des Messers, als es in den Finger schnitt, hörte das krachende Splittern des Daumengelenks und sah das Blut in der gelben Plastikschüssel. Sein Blut. Noch einmal durchlebte er diesen schrecklichsten aller Momente: Er hörte, roch, sah und fühlte, wie alles um ihn herum in sich zusammenbrach und in einem einzigen Schrei endete.

Kapitel 53

Winterberg hatte stundenlang mit Lorenz zusammen über den neuesten Entwicklungen in ihrem Fall gebrütet und versucht, die vielen losen Fäden miteinander zu verknüpfen. Sie waren sich absolut sicher, dass Nataschas Verschwinden mit dem von René in irgendeiner Weise zusammenhing. Warum sonst war sie an dem einstigen Geocachingversteck verschwunden, nachdem sie sich dorthin begeben hatte, um etwas herauszufinden? Aber warum ausgerechnet da? Wenn man einmal davon absah, dass Renés Finger in Geocachingverstecken hinterlegt worden waren, hatte der Schüler doch offenbar sonst nichts mit Geocaching zu tun. Dafür aber war er in die Verbreitung gewaltverherrlichender Filme und Bilder verwickelt – möglicherweise hatte er sogar mit anderen Gewaltvideos gedreht.

Worin nur bestand die Verbindung zwischen diesen Filmen und dem Geocaching? Sie drehten sich im Kreis; und selbst die vielen Untersuchungen und Befragungen hatten sie nicht weitergebracht. Und jetzt mussten sie nicht nur René, sondern auch Natascha suchen.

Ihre Mutter in Köln war völlig aufgebracht gewesen, als Winterberg mit ihr telefoniert hatte. Sie hatte seit Ende letzter Woche nichts von Natascha gehört, sich aber nichts dabei gedacht. Auch bei ihrem Bruder Sebastian hatte sie sich nicht gemeldet, und ihre beste Freundin Tine ging erst gar nicht ans Telefon. Bei ihr würden sie es später noch einmal versuchen müssen.

Winterbergs größte Hoffnung waren nun die Suchhunde. Das Rad von Natascha hatte oben im Dautenbacher Wald am Grill gelehnt, und die Hunde würden definitiv ihre Spur von dort aus verfolgen können.

Wenn sie doch nur schon da wären! Aber natürlich dauerte es immer eine geraume Zeit, bis die Teams vor Ort waren. Da die Rettungshundeführer regulären Berufen nachgingen, mussten sie sich zuerst dort loseisen, dann zu Hause ihre Hunde einsammeln und sich schließlich am Sammelplatz einfinden, bevor sie gemeinsam zum Einsatzort aufbrechen konnten.

Endlich kam der erwartete Anruf von Steinhaus – die Hundestaffeln würden gleich eintreffen.

Winterberg hielt noch das Handy in der Hand, als er seinem Kollegen zurief: »Lorenz, ich fahre ins Waldstück Dautenbach. Die Hunde kommen jeden Moment, und dann will ich dabei sein. Wenn du was Neues von den Kriminaltechnikern oder Hanke und Kim Schröder hörst, melde dich!« Ohne eine Antwort abzuwarten, lief er aus dem Besprechungsraum, nahm gleich zwei Treppenstufen auf einmal und rannte über den Parkplatz zu seinem Auto.

In weniger als zehn Minuten erreichte er den Schotterparkplatz des Grillplatzes, auf dem auch die Streifenwagen von Fischer und Steinhaus, die Wagen der Suchhelfer und die ersten Autos der Hundeführer standen.

Steinhaus stand die Erleichterung ins Gesicht geschrieben. »Endlich sind die Hunde da! Bei unserer Suche haben wir bisher nichts Besonderes gefunden. Wir haben uns auch diese Hütten da im Wald angeguckt, aber da war nichts. Keine Spur von Natascha. Wem gehören denn diese Häuschen – wisst ihr das mittlerweile?«

Winterberg atmete geräuschvoll aus. Wer hatte sich darum gekümmert? Lorenz? Dann war die Information nicht verloren gegangen.

»Keine Ahnung, wem die gehören«, erwiderte er. »Aber wenn da sowieso nichts drin ist, sind die auch nicht so wichtig. Wahrscheinlich sind die Besitzer schon als Zeugen befragt worden und haben uns nichts von Belang sagen können.«

Er sah sich auf dem Platz um. Inzwischen waren alle Rettungshundeteams eingetroffen; es waren insgesamt zwölf. Die Hunde trugen reflektierende Kenndecken mit Glöckchen und Lampe, die Hundeführer leuchtende Warnwesten. Sowohl die Menschen als auch die Tiere waren

ziemlich laut und aufgereggt. Aber diese Staffeln waren ihre größte Hoffnung, schnell eine Spur zu Natascha zu finden. Einer sensiblen Hundenase entging nichts.

Zu seinem Erstaunen sah Winterberg, dass Steinhaus einem Hundeführer eine Socke von Natascha gab, und fragte sich, woher er sie hatte. Kannten die beiden einander doch näher, so wie Schmitz sagte?

Ihm entging auch nicht, dass ein gutes Dutzend Schaulustige mittlerweile aufgetaucht war und das Treiben auf dem Schotterparkplatz neugierig beobachtete. Die vielen Autos, die in den Wald gefahren waren, hatten offenbar das Interesse der Spaziergänger geweckt. Zum Glück hatte einer der Polizisten so viel Geistesgegenwart besessen, den gesamten Platz rund um die Grillhütte abzusperren.

Ein kleines Mädchen mit blauer Reithose machte Anstalten, unter dem rot-weiß gestreiften Band hindurchzukriechen. Ihre Mutter zog sie zurück, aber das Kind versuchte es immer wieder. Endlich nahm die Frau ihre Tochter bei der Hand und zog sie mit sich weg. Für sie gab es wohl doch nicht so viel zu sehen wie erhofft, dachte Winterberg.

Steinhaus kam auf ihn zu und schürzte die Lippen. »Vorhin kam ein Cacher mit Hund vorbei, es war einer von dieser Cacherwacht«, berichtete er. »Der hat mir erzählt, dass der Bonuscache bis vor Kurzem an einer ganz anderen Stelle gelegen hatte, nämlich dahinten.« Er zeigte in ein Waldstück hinein, das sich rechts von ihm befand. »Da ist auch ein ausgehöhlter Baumstumpf. Das ursprünglich kleine Versteck ist von irgendjemandem beschädigt worden. Als hätte er es größer machen wollen. Wahrscheinlich hat der *Owner* den Cache deshalb an die Stelle verlegt, an der wir ihn ja dann auch gefunden haben.«

»Aha. Und seit wann liegt der Cache an der neuen Stelle?«, fragte Winterberg.

»Tja, genau das finde ich ein bisschen komisch.« Steinhaus sah ihn ein wenig hilflos an. »Man konnte die Finalkoordinaten nur durch eine mathematische Formel ermitteln. Den neuen Standort des Caches hätte man folglich nur herausfinden können, wenn auch die Formel verändert worden wäre. Aber als ich heute Morgen vorsichtshalber noch einmal nach der Cachebeschreibung geguckt habe, war da keine Änderung eingetragen. Das war genau dieselbe Formel wie noch Anfang des Jahres, als der Cache das erste Mal versteckt worden war.«

Winterberg sah ihn irritiert an. Er hatte das Gefühl, dass die Erklärungen seines Kollegen auf etwas Wichtiges hinwiesen; doch er vermochte nicht recht zu erkennen, um was es sich dabei handeln könnte.

Steinhaus blickte ihn nachdenklich an. »Winterberg, woher kanntet ihr eigentlich die Koordinaten des Bonuscaches?«

Kapitel 54

Er gähnte so lange, bis es im Kiefergelenk knackte. In der Nacht hatte er schlecht geschlafen und war mehrmals aufgewacht, weil er etwas Komisches geträumt hatte. Die Polizistin war in seinen Träumen vorgekommen, und das schien ihm ein schlechtes Zeichen zu sein. Durch Träume drückte sich das Unbewusste aus, und seines hatte sich offensichtlich intensiv mit diesem hilflosen Persönchen beschäftigt.

Wenn er über die Situation gestern Abend nachdachte, war er ein wenig enttäuscht. Die Polizistin war erstaunlich leicht zu überwältigen gewesen; er hätte sich das niemals so einfach vorgestellt. Gab es denn heutzutage bei der Polizei kein vernünftiges Kampf- oder Selbstverteidigungstraining mehr?

Nicht, dass die Überwältigung eines Polizisten Teil seines Planes gewesen wäre. Das hatte er ganz gewiss nicht beabsichtigt. Zwar hatte er der Polizei eine bestimmte Rolle zugewiesen, aber erst für das Finale.

Er ging zur Kaffeemaschine und bereitete sich einen Milchkaffee zu. Während die Maschine brummte und das heiße Getränk in seine Tasse plätscherte, dachte er noch einmal über das Geschehen gestern Abend nach.

Wie lange sie ihn wohl beobachtet hatte? Und hatte sie die Zeichen verstanden? Er war sich dessen nicht sicher, deshalb sollte er sie befragen.

Er nahm seine Tasse vom Gitter der Maschine und betrachtete den Milchschaum. Leider war er wieder einmal nicht perfekt; man erkannte noch, wo die Düsen den Kaffee in die aufgeschäumte Milch gegossen hatten.

Die Gefangennahme der Polizistin hatte seinen ohnehin schon abgeänderten Zeitplan völlig durcheinandergeworfen. Bereits gestern Abend hatte er damit begonnen, sich im Internet über sie zu informieren. Dabei hatte er erstaunlich viel herausgefunden. Sie war in einem Forum für Katzenliebhaber angemeldet und hatte dort gelegentlich von ihrem Kater geschrieben. Fritz hieß er. Seltsamer Name für ein Tier.

Das Problem mit dem Finale ließ sich noch lösen; wenn er heute Abend erneut zu seinem Baumstumpf fuhr, könnte er ihn weiter aushöhlen. Allerdings kamen ihm langsam Zweifel, ob das mit dem Finale überhaupt alles richtig war.

Zuerst war ihm die Stelle perfekt erschienen. Anfangs für den kleinen Cache, der allen als ganz gewöhnlicher Cache erschien war. Aber da wusste ja auch noch niemand, dass dies bereits Teil seines großen Planes war, den er sich schon vor geraumer Zeit sorgfältig ausgedacht hatte.

Das Aushöhlen des Baumstumpfes war bis zu einer gewissen Größe auch gar nicht so kompliziert gewesen. Um das Loch im Stumpf zu verbergen, hatte er ein Brett für diesen Zweck präpariert. Zuerst hatte er es an die Öffnung angepasst und mit Moos überklebt, sodass es den Hohlraum im Stumpf verdeckte wie eine hübsche, farblich gut abgestimmte Plombe das Loch in einem Zahn.

Doch die Verbreiterung des Loches für die größere Dose hatte sich als nicht so einfach erwiesen. Es war einfach zu riskant geworden, genau an dieser Stelle unbeobachtet zu arbeiten. Da waren zum einen die Streifenwagen, die dort immer wieder vorbeifuhren, und zum anderen lockte der abgesperrte Bereich immer wieder Neugierige an.

Aber er hatte keine andere Wahl. Wenn das Vorhaben gelingen sollte, dann musste er es genau so ausführen, wie er es geplant hatte.

Doch die Geschichte mit der Polizistin hatte alles durcheinandergebracht. Jetzt würde er für die Bearbeitung des Baumstumpfs noch mindestens einen Abend benötigen.

Die passende Dose lag schon seit Anfang des Jahres auf seinem Küchenschrank, als der Plan in ihm gereift war. Zuerst hatte er nur die vage Idee gehabt, dass er eigentlich etwas unternehmen sollte, um diese elenden Neu-Cacher endlich loszuwerden. Sie machten alles kaputt!

Dann hatte er im Internet gezielt in verschiedenen Foren gestöbert und schnell herausgefunden, wie er das am besten machen konnte – indem er Leichenteile in die Geocachingdosen legte. Das war nach einhelliger Meinung aller Cacher das Schlimmste, was sie finden könnten. Und wenn ihm das gelänge, dann würden sie so geschockt sein, dass sie ein für alle Mal mit dem Cachen aufhörten. Zumindest diese Neulinge. Es sollte wieder so schön sein wie früher, als alles noch wirklich geheim und im Kleinen stattgefunden hatte.

Eine Weile hatte er noch über Alternativen nachgedacht: Er hatte zum Beispiel überlegt, ob er den Server lahmlegen oder alle Cachedaten löschen sollte. Aber auf diese Weise hätte er all diese Dummköpfe noch lange nicht am Cachen gehindert. Und auch sich selbst würde er damit den Spaß nehmen. Denn es war klar, dass er später, wenn sich die Anzahl der Cacher erst einmal drastisch verringert hatte und sie wieder einen privaten Kreis bildeten, weitermachen wollte. Und es war ebenso klar, dass ihm viele der Alt-Cacher für seine Tat sehr dankbar sein würden, denn in ihren Augen wäre er der Retter des Geocachings. Es war ihm sogar egal, wenn niemand seinen Realnamen erfährt; es genügte ihm, dass er unter seinem Cachernamen berühmt würde.

Und so hatte er sich schlussendlich für die Leichenteile entschieden. Allerdings war ihm noch eine kleine Änderung dieser Lösung in den Sinn gekommen, die ihm wesentlich mehr Unterhaltung versprach. Und so hatte er nicht Leichenteile in die Dosen gelegt, sondern die Finger eines lebenden Menschen. Es war allerdings recht schwer gewesen, überhaupt ein geeignetes Opfer zu finden. Seine Fahrten nach Dortmund und Frankfurt zum Straßenstrich waren erfolglos geblieben, weil ihm die Nutten und Stricher zu misstrauisch erschienen, um sich von ihm überrumpeln zu lassen.

Er brauchte jemanden, der leichter zu überwältigen war. Und da hatte ihm der Zufall diesen rothaarigen Teenager zugespielt.

Doch jetzt musste er noch einmal über die Gestaltung des Finales nachdenken. Sein Blick fiel erneut auf die große Dose auf dem Schrank. Ein Fußball passte da locker rein, dachte er, und somit müsste er den fürs Finale vorgesehenen Körperteil eigentlich problemlos darin unterbringen können.

Er lächelte und nahm einen großen Schluck Milchkaffee. Als er den weichen Schaum auf der Oberlippe spürte, leckte er ihn langsam ab.

Und plötzlich wusste er, was er mit der Polizistin in seiner Höhle machen sollte.

Kapitel 55

Natascha fror. Zitternd war sie gerade wach geworden. Sie blinzelte, um wieder klar sehen zu können, und spürte, dass ihr Kopf schmerzte. Wahrscheinlich hatte sie eine Gehirnerschütterung von dem Schlag auf den Hinterkopf. Kein Wunder, dass sie sich so matt fühlte.

Sie konzentrierte ihren Blick, aber es war noch genauso dunkel wie zuvor. Kein bisschen Licht drang in die Höhle. Sie zitterte so stark, dass ihr Körper leicht gegen die Bretterwand schlug, neben der sie sich offenkundig immer noch befand. Stöhnend versuchte sie, sich auf die Seite zu drehen. Ihr Rücken schmerzte teuflisch, denn aufgrund ihrer Fesselung lag sie in einer unnatürlichen, extrem unbequemen Haltung auf dem steinigen Boden. Wie hatte sie nur so einschlafen können?

Sie biss die Zähne aufeinander. Statt zu schlafen, hätte sie sich mit ihrer Rettung beschäftigen sollen. Sie brauchte dringend einen Plan, um aus der Höhle herauszukommen – natürlich zusammen mit René.

»Hallo? René?«, flüsterte sie und wartete. Doch es kam keine Antwort. Ob er schlief?

Sie hörte ein Rascheln. »René!«, rief sie mit leiser Stimme, aber er antwortete nicht. Stattdessen hörte sie ein leises Wimmern, wie im Schlaf.

Wie es ihm wohl ging, auf der anderen Seite der Wand? Nach ihrem Gespräch hatte er eine ganze Zeit lang geschrien und nicht mehr auf ihre Worte reagiert. Dann hatte er gewimmert und schließlich nur noch gestöhnt und geächzt. Sie wollte nicht darüber nachdenken, was er alles erlebt haben musste, aber trotzdem gingen ihr die Fotos von den entsetzlichen Funden nicht aus dem Kopf. Vier Finger hatte er in den letzten Tagen verloren, und außer dem Täter wusste niemand, warum.

Natascha dachte an ihre eigene Hand: an die drei Leberflecke auf der Haut zwischen Daumen und Zeigefinger. Wie gemalt, hatte ihre Mutter immer gesagt. Sie sah ihre Mutter vor sich, lächelnd, eine gestärkte Haube auf dem Kopf. Als Kind war Natascha manchmal bei ihr gewesen, wenn sie Spätdienst im Krankenhaus hatte. Die Haare der Mutter waren stets zu einem Zopf gebunden. Der Kittel hatte oft rostbraune Flecken gehabt, aber Natascha hatte sich nie getraut zu fragen, woher sie kamen. Die Hände ihrer Mutter steckten bei der Arbeit in beigefarbenen Gummihandschuhen, quietschten auf den glatten Oberflächen der Krankenhausmöbel, hielten Pflaster oder ein Skalpell ...

Nataschas Erinnerungen endeten abrupt, als sie plötzlich bemerkte, dass ein Lichtstrahl an der Decke entlangwanderte. Er beleuchtete das grobe Gestein und enthüllte rostige Ausblutungen an den Wänden, bis er schließlich an einer Stelle verharrte. Natascha biss sich auf die Lippen. Reglos blieb sie liegen, atmete flach, als könnte sie sich damit unsichtbar machen.

Dann wanderte der Lichtstrahl weiter und kam auf sie zu. Ihr Herz schlug schmerhaft gegen den Rippenbogen. Auf einmal änderte das Licht die Richtung, zeigte wieder zur Decke und verharrte erneut. Es war hinter der Bretterwand, drüben auf Renés Seite. Jemand schien eine Lampe auf den Boden gestellt zu haben; zumindest hatte Natascha ein metallisches Klicken vernommen. Es raschelte erneut, und sie hörte eine Stimme murmeln, leise und dumpf. Renés Wimmern wurde lauter, schwoll zu einem Röcheln an. Natascha liefen eiskalte Schauer über den Rücken. Was passierte dort drüben? Wurde sie jetzt etwa Ohrenzeugin einer weiteren Amputation? O nein! Sie würde es nicht ertragen, hier zu liegen und Zeugin solcher Brutalität zu werden, ohne irgend etwas dagegen unternehmen zu können. Lieber würde sie noch einmal in Ohnmacht fallen, als völlig machtlos so etwas Schreckliches mitzuerleben, das nur wenige Meter von ihr entfernt hinter der Bretterwand passierte.

Doch statt ins Vergessen abzudriften, nahm sie plötzlich alles überdeutlich wahr, als habe jemand Mikrofon und Verstärker aufgestellt. Sie hörte ein Schaben, ein Ächzen – das Knistern von Folie. Ihre Synästhesie wurde dadurch verstärkt: Die Töne hatten so grelle Farben, dass sie fast blendeten. René schluchzte nur noch heiser. Ein leises, fast tröstendes Flüstern drang zu ihr herüber.

Es gab ein schnappendes Geräusch – einmal, zweimal. Erneut trat das Bild ihrer Mutter vor ihr inneres Auge, die in weißem Kittel und mit Gummihandschuhen ihrer Arbeit nachging. Zog da jemand Gummihandschuhe an? Sie biss die Zähne zusammen, bis das Kiefergelenk schmerzte.

Nicht schreien, Natascha, mach ihn nicht auf dich aufmerksam! Immer wieder sagte sie sich in Gedanken diese Worte: Es war wie ein stumpes Gebet.

Wenn sie nur wüsste, was dort drüben vor sich ging! Was passierte jetzt, nachdem der Entführer seine Gummihandschuhe übergestreift hatte? Sie hoffte inständig, dass er René kein weiteres Leid zufügte, sondern nur seine Wunden versorgte.

Natascha versuchte, die Geräusche rational zu deuten. Doch es war zwecklos. Jeder Deutungsversuch wurde sogleich durch die intensiven Vorstellungen von Blut, Fleisch und Knochen und durch dieses schreckliche, immer wiederkehrende gelbe Geruchsbild zunichtegemacht. Ihre Unterlippe zitterte, weil es ihr nur unter größter Anstrengung gelang, nicht laut zu heulen. Sie konnte das Geruchsbild noch immer nicht richtig identifizieren, doch sie hatte inzwischen einen Verdacht: Der Entführer benutzte ein Desinfektionsmittel, und irgendein Stoff darin roch so ähnlich wie ihr Teppichschaum. Vielleicht war er ja gestern am Versteck des Bonuscaches gewesen und hatte kurz zuvor hier unten René verarztet – oder ihm gar etwas angetan.

Mit einem Mal bewegte sich wieder der Schein der Lampe. Er wanderte an der Decke der Höhle entlang und durchbrach wie ein Lichtschwert die trübe Dunkelheit. In Natascha brandete Panik auf. Wie eine Robbe versuchte sie, sich bäuchlings vorwärtszubewegen; sie stieß sich mit den Schultern vom Boden ab, die Oberschenkel schabten auf dem Boden. Sie hörte ein Keuchen, wusste jedoch nicht, wer es ausstieß: sie selbst, René oder der Entführer.

Doch ihre Bewegungen waren zu langsam – wieder einmal. Der Strahl der Taschenlampe hatte sie erfasst und hielt sie gefangen wie ein magischer Käfig aus Licht.

»Aber, aber, Frau Kommissarin. Wohin denn so eilig?«

Kapitel 56

Simon blickte zu Winterberg, der nach ihrem kurzen Gespräch zu seinem Wagen gerannt war und nun sichtlich nervös mit seinem Handy telefonierte. Erstaunt stellte Simon fest, dass er sich müde und ausgelaugt fühlte, obwohl es noch nicht einmal Mittag war. Allerdings hatte er heute schon mehr Adrenalinanstöße erhalten als sonst in einer ganzen Woche. Doch das hatte er sich selbst zuzuschreiben. Er hätte gestern einfach nur verhindern müssen, dass Natascha allein hier hochfuhr.

Aber immerhin hatte er vorhin in ihrer Wohnung richtig gehandelt und die Socke mitgenommen. So wussten wenigstens die Hunde, wonach sie suchen sollten.

»Hallo! Kommen Sie, schnell!«, rief eine Hundeführerin über den Platz, die kurze Haare hatte und eine Rettungsjacke in Blau und Neongelb trug. Sie hatte sichtlich Schwierigkeiten, ihren Golden Retriever bei Fuß zu halten. Zwar versuchte sie, ihren Hund zu beruhigen, doch er drehte sich wie toll im Kreis und bellte aufgeregt.

Er hatte eine Spur! Simon rannte auf den Pulk der Hundeführer zu; Winterberg kam ebenfalls angelaufen.

»Kommen Sie, Jasper hat eine Spur!« Die Hundeführerin ließ die Leine des Hundes ausfahren, und schon lief er zielstrebig los. Er überquerte ein schmales Stück Wiese und blieb dann vor einer Eiche am Rande des Parkplatzes stehen. Dort bellte er kurz und sah sein Frauchen erwartungsvoll an. Sie tätschelte und lobte ihn auf übertriebene Weise und hockte sich neben ihn. Der Hund blickte aufmerksam über den Platz.

»Als Ihre Kollegin mit dem Fahrrad hierherkam, hat sie wahrscheinlich stark geschwitzt; und das macht es den Hunden natürlich leichter«, erklärte die Hundeführerin. »An dieser Stelle ist ihre Spur offenbar besonders deutlich. Das kann verschiedene Gründe haben. Schweiß oder Blut zum Beispiel.« Trotz der angespannten Situation klang ihre Stimme angenehm und verströmte Zuversicht. »Aber sie selbst ist offensichtlich nicht hier in der Nähe.«

Simon drehte sich enttäuscht um. Ja, hier gab es keinerlei Versteckmöglichkeiten.

Winterberg ging zu der Eiche und drehte sich nachdenklich im Kreis. »Von dieser Stelle aus kann man den gesamten Platz überblicken. Vielleicht hat sie hier gesessen, eventuell eine Pause gemacht. Wenn ihr Rad zu dieser Zeit schon am Grill gelehnt hatte, so wäre es auch von hier aus noch zu sehen gewesen.«

Winterbergs Erklärung klang plausibel. Aber Simon wollte nicht wissen, wo Natascha irgendwann mal gesessen hatte. Er wollte wissen, wo sie jetzt war, und so schnell wie möglich dorthin gelangen. »Können wir bitte schneller machen?«, bat er.

Die Hundeführerin nickte und stand auf. »Weiter, Jasper!«, befahl sie, und der Golden Retriever lief daraufhin sofort weiter.

Simon und Winterberg folgten den beiden. Sie verließen den Schotterparkplatz in östliche Richtung und hielten auf den Wald zu. Doch schon nach weniger als dreißig Metern blieb der Hund erneut stehen und bellte.

»Das gibt es doch gar nicht! Winterberg, schau dir das an!«, rief Simon. Er merkte kaum, dass er nach vorn sprang. Hätte Winterberg ihn nicht am Hemdsärmel gepackt, wäre er vornüber in das Himbeergestrüpp gefallen.

»Steinhaus, langsam!«, warnte sein Kollege.

»Dahinten!« Simons Stimme überschlug sich fast. »Das ist die Stelle mit dem ausgekratzten Baum. Da, wo der Bonuscache zuerst drin war!«

Winterberg sah ihn mit großen Augen an. »Und Natascha war hier? Was hat das zu bedeuten?«

»Keine Ahnung!«, rief Simon. »Aber das gefällt mir nicht. Lasst uns jetzt bitte weitersuchen! Natascha ist möglicherweise verletzt oder in Gefahr; wir müssen sie unbedingt finden!«

»Ja, Steinhaus, du hast recht.« Winterberg gab der Hundeführerin ein Zeichen, und die Suche ging weiter.

Diesmal nahm die Frau ihren Golden Retriever von der Leine. Jasper hatte offensichtlich große Freude an der Suche und rannte augenblicklich weiter. Er schlug einen größeren Bogen und lief dann rasch auf ein anderes Waldstück zu. Simon hatte das Gefühl, kaum hinterherzukommen. Der Hund sauste zwischen den Bäumen hindurch und war nach wenigen Sekunden nicht mehr sichtbar. Nur das Glöckchen klingelte ganz leise irgendwo vor ihnen.

Sie liefen in nordwestliche Richtung und ließen den Schotterplatz und auch die Grillhütte schnell hinter sich. Der Pfad, auf den Jasper sie wenig später führte, war deutlich schmäler als der Weg zur Grillhütte. Auch war er weniger ausgetreten und wurde offensichtlich seltener benutzt. Je tiefer sie in den Wald eindrangen, umso dichter wurde das Gebüsch.

Doch Simon spürte kaum das Buschwerk, das ihm das Laufen erschwerte. Dornenbüschke kratzten an seiner Kleidung, Äste schnellten ihm ins Gesicht. Aber er ließ sich davon nicht aufhalten. Mit erhobenen Armen versuchte er, sein Gesicht vor Kratzern zu schützen. Schweiß rann ihm den Rücken hinab und durchnässte sein Hemd. Seine Lunge brannte. Doch das spürte er kaum, weil ihn die Sorge um Natascha vorwärtstrieb.

Wohin führte sie der Hund?

Hinter sich hörte er jemanden rufen, aber er achtete darauf nicht. Er tauchte weiter in den Wald ein und behielt dabei Winterberg im Blick, der inzwischen vor ihm lief. Mehrmals schrammten tiefhängende Äste durch Simons Gesicht, aber er merkte es kaum. Alles um ihn herum erschien ihm seltsam lang gestreckt und verzerrt, als hätte es eine Verschiebung in Raum und Zeit gegeben. Außerdem nahm Simon nur noch Details wahr, nicht mehr die vollständigen Konturen von Körpern.

Und plötzlich sah er, dass Winterberg nicht mehr weiterrannte. Er hörte, wie Jasper einige Meter vor ihnen bellte, und sah die blau-gelbe Rettungsjacke der Hundeführerin zwischen den Bäumen aufleuchten. Winterberg vor ihm keuchte und fasste sich an die Brust.

Simon blieb ebenfalls stehen und nahm nun erstmals die Gegend um sich herum richtig wahr. Er betrachtete erst einzelne Baumgruppen und dann die ganze Umgebung. »Oh, nein!«, entfuhr es ihm.

Winterberg drehte sich um. »Was ist?« Sein Gesicht glänzte vom Schweiß; Stirn und Wangen waren rot von der Anstrengung.

»Ich weiß, wo wir sind.« Simon schüttelte den Kopf und konnte es kaum glauben. Er streckte den Arm aus und sagte: »Schau nach links, dann siehst du es.«

Etwa zwanzig Meter von ihnen entfernt stand eine kleine Hütte aus dunklem Holz, die etwa fünfzehn Quadratmeter groß sein mochte. Das ausladende Geäst hoher Kiefern hing über der rechten Dachhälfte und schien die Hütte dort zusammenzudrücken. Die Birkenäste über der linken Dachseite lagen hingegen wie bleiche Finger auf den Holzschindeln. Fast hatte es den Anschein, als wäre die Hütte mit ihrer Umgebung irgendwie verwachsen – wie ein Hexenhäuschen aus Grimms Märchen.

Jasper rannte um die Hütte herum, seine Schnauze fuhr dabei suchend durch das Gebüsch. Schließlich blieb er vor der geschlossenen Tür stehen und setzte sich. Offenkundig endete für ihn Nataschas Spur in der Hütte. Er bellte und sah sein Frauchen erwartungsvoll an.

»Fein gemacht, mein Guter«, lobte ihn die Hundeführerin und holte aus ihrer Jackentasche einen Leckerbissen für Jasper. Sie blickte stolz die beiden Polizisten an. »Ja, hier endet dann wohl unser Auftrag.«

»Vielen Dank!«, sagte Winterberg und holte sein Handy aus der Tasche.

Aber bevor er telefonieren konnte, erklärte Simon: »In der Hütte ist nichts. Wir waren da vorhin schon drin, als wir nach Natascha gesucht haben. Das hier ist eine der drei Hütten, von denen wir erzählt haben.«

Winterberg starnte ihn an.

Auch die Hundeführerin blickte ihn ein wenig überrascht an und behauptete: »Aber der Hund irrt sich nicht.«

Winterberg winkte ab. »Natascha war auf jeden Fall hier. Und wir müssen noch einmal in die Hütte. Ich rufe André Fischer an. Wir gehen da nicht allein rein.«

Winterberg gab der Hundeführerin ein Zeichen, dass sie sich zurückziehen sollte. Er holte seine Waffe hervor und ging langsam rückwärts in Deckung. Simon zog sich ebenfalls zurück, die Waffe im Anschlag.

Sie würden auf Verstärkung warten.

Kapitel 57

»Wollen Sie mir nicht ein wenig Gesellschaft leisten? Ich finde es etwas unhöflich, wie Sie sich mir gegenüber verhalten. Immerhin bin ich Ihr Gastgeber, Frau Kommissarin.«

Seine Stimme klang freundlich, aber Natascha ließ sich davon nicht täuschen. Ein leichtes Zittern, kaum wahrnehmbar, schwang in seiner Stimme mit. Offenbar strengte ihn die gekünstelte Freundlichkeit ein wenig an. Außerdem waren sie in einer Situation, die wahrlich keinen Anlass zu Höflichkeiten gab.

»Was wollen Sie von mir?«, fragte sie mit fester Stimme.

Er kam auf sie zu und leuchtete mit der Taschenlampe über ihren festgezurrten Körper.

»Ich würde mich gern mit Ihnen unterhalten. Sie scheinen die nötige Intelligenz dafür zu besitzen.«

Natascha sah ihn von unten herauf an und ärgerte sich darüber, dass sie auf dem Boden lag. Er sollte bloß nicht glauben, dass sie sich ihm unterwerfen würde.

»Letzteres kann man von Ihrem derzeitigen Nachbarn nicht behaupten«, fuhr er fort und setzte sich ihr gegenüber. »Ich hatte mehr von ihm erwartet.«

Von der anderen Seite der Wand war kein Laut mehr zu hören. Nicht einmal ein leises Seufzen oder Ächzen, wie sie es in den letzten Stunden immer wieder vernommen hatte. Er lächelte sie mit perfekten Zähnen an. Natascha wünschte sich einen langen und harten Gegenstand, um sie ihm auszuschlagen.

»Was wollen Sie von mir?«, verlangte sie erneut zu wissen.

Sein Lächeln verwandelte sich in einen theatralischen Schmollmund. »Aber Frau Kommissarin. Sie können doch gut verschiedene Informationen miteinander verknüpfen. Versuchen Sie es doch noch einmal.«

Statt zu antworten, sah Natascha ihn nur schweigend an. Im Schneidersitz hatte er sich auf dem steinigen Boden niedergelassen; die Taschenlampe lag auf der Erde. Er drückte nun die Fingerspitzen seiner Hände gegeneinander und starrte sie an. Sein Blick war abschätzend, als musterte er ein Pferd, das zum Verkauf angeboten wurde. Nur, dass sie kein Pferd war, sondern eine Gefangene. Außerdem schien er ein Ziel zu haben, und das machte ihr gewaltig Angst.

»Ich glaube, Ihre Kollegen tappen noch immer im Dunkeln.« Er umfasste mit einer Geste die Höhle und freute sich wie ein kleines Kind über sein Wortspiel.

»Was wollen Sie, verdammt!« Natascha hoffte, dass es selbstbewusster klang, als sie sich fühlte.

»Mit den bisherigen Hinweisen scheinen Ihre Kollegen überfordert zu sein; sie sehen nur das, was man ihnen hinlegt. Sie hinterfragen zu wenig. Finden Sie nicht auch, dass wir ihnen helfen sollten?«

Natascha schüttelte heftig mit dem Kopf. »Nein, die brauchen sicherlich keine Hilfe; meine Kollegen schaffen das auch so. Aber warum möchten Sie so gern entdeckt werden?« Sie musste versuchen, mehr Informationen aus ihm herauszubekommen. Nur dann könnte sie einen geeigneten Fluchtplan entwickeln.

Er schaute kurz zur Decke, als müsste er über eine Antwort nachdenken. Dann erwiderte er: »Ach, wissen Sie, es geht mir weniger darum, dass uns jemand hier unten finden wird. Denn dann ist unweigerlich auch das Spiel beendet. Es ist vielmehr die Freude daran, dass man sich mit meinem Rätsel beschäftigt. Und wie kann ich am besten feststellen, dass Ihre Kollegen die Lösung entdeckt haben? Indem ich sehe, dass sie plötzlich hier unten auftauchen.« Er lachte. »Ehrlich gesagt, glaube ich, dass das noch eine Weile dauern wird. Sie stellen sich viel zu ungeschickt an.«

Natascha sah in Gedanken Winterberg vor sich. Wie er im Besprechungsraum gestanden hatte, mit braunen Mappen in der Hand, und immer wieder auf und ab gegangen war. Vor ihrem inneren Auge erschienen auch die Staatsanwältin, in einem mintfarbenen Kostüm, und Schmitz, der wie immer Kaugummi kaute. Sie hatte auf einmal den absurd Wunsch, die Zeit zurückdrehen zu können, um den Kollegen zu helfen.

»Aber was sollen die Kollegen denn herausfinden?«, fragte sie schließlich. »Was ist so rätselhaft an dem, was Sie treiben?«

»Sie haben es also auch nicht gemerkt.« Er lächelte und nickte wie zur Selbstbegrüßung. »Dann habe ich Ihre Intelligenz tatsächlich überschätzt. Sie waren aus einem ganz anderen Grund an der Stelle und haben mich nur zufällig entdeckt. War es so?«

Natascha überlegte fieberhaft. Wie viel sollte sie verraten? Sie war nicht zufällig an dem Bonuscacheversteck gewesen, sondern weil sie da etwas gespürt hatte, das sie nicht erkennen konnte. Aber dass sie ihn dann letztendlich entdeckt hatte, war tatsächlich ein Zufall gewesen. Dennoch erwiederte sie: »Das war kein Zufall! Ich wusste, dass Sie noch nicht fertig sind. Es war klar, dass noch etwas kommen musste.«

Er nickte wohlwollend. »Woran haben Sie es bemerkt? Daran, dass der Bonuscache leer war?«

Sie nickte; doch diese Form der Antwort erschien ihr selbst zu dürfzig. In Wahrheit musste es etwas mit seinem Ego zu tun haben. Er hielt sich für unglaublich intelligent und glaubte nun, in ihr eine würdige Gegnerin gefunden zu haben. Aber sie kam sich im Moment kein bisschen klug vor. Sie musste sich anstrengen und noch einmal genau nachdenken.

Der Bonuscache war das zentrale Thema in dieser Cacheserie. Die anderen vier Geocaches dienten nur dazu, die Koordinaten des Bonus zu ermitteln. Das kam beim Geocaching recht oft vor. Manchmal rundete der Bonus eine Reihe ab, manchmal dienten aber auch die Caches einer Serie nur als Rahmen für den Bonuscache.

Nataschas Atem ging heftig, während sie überlegte. Auch er schien das zu bemerken, denn er grinste sie an und nickte auffordernd. Als wollte er sie dazu anhalten, weiter nachzudenken.

Was hatte er gemacht, als sie auf ihn gestoßen war? Und warum hatte er sie verfolgt und niedergeschlagen? Weil sie ihn bei etwas Wichtigem ertappt hatte. Dabei, wie er einen Baumstumpf aushöhlte.

»Oh, nein«, entfuhr es ihr, und er grinste über das ganze Gesicht. Plötzlich erkannte sie die ganze Wahrheit, begriff sie das Entsetzliche, das hinter dem Rätsel mit den Fingern steckte.

»Ich habe Sie gestört, als Sie den echten Bonus vorbereitet haben. Weil Sie etwas Größeres vorhaben. Die Finger in den Caches waren nur der Anfang, dem etwas viel Bedeutsameres folgen soll. Richtig?« Sie starrte ihn an, obwohl sie sich am liebsten vor ihm verkrochen hätte. Aber er sollte ihre Furcht nicht bemerken. Angst würde sie verletzlich machen, und sie wollte stark bleiben. Für sich selbst und für René.

Er nickte anerkennend. »Gut gemacht, Frau Kommissarin. Ich hatte gehofft, dass Sie das Rätsel lösen können. Allerdings nützt es Ihnen im Moment nichts, wenn ich die Situation richtig überblicke.« Er betrachtete langsam die Höhlenwände und dann die Decke. »Sie kommen hier alleine nicht heraus. Und es kommt auch niemand hier herein, um Ihnen zu helfen.« Er lachte kurz auf. »Es hat nämlich immer noch niemand herausgefunden, wo Sie sind. Es ist ein Jammer, finden Sie nicht auch?«

Natascha schluckte. Ja, er hatte recht. Sie kam hier nicht ohne Hilfe anderer raus – schon gar nicht, wenn sie auch René retten wollte. Aber sie konnte auch nicht darauf vertrauen, dass Winterberg und Lorenz rechtzeitig auf die Lösung kamen. Und selbst wenn sie die Sache mit dem echten und dem falschen Bonus lösten: Woher sollte Winterberg wissen, wo sie sich

befanden? Sie wusste ja selbst nicht, wo die Höhle lag, in der sie und René gefangen waren!

Sie musste Zeit gewinnen.

»Warum machen Sie das alles?«, fragte sie und versuchte, sich ein wenig aufzurichten.

Wie erwartet grinste er erneut. »Was glauben Sie, Frau Kommissarin?«

Weil Sie verrückt sind!, hätte sie am liebsten geschrien. Aber sie beherrschte sich. »Sie haben Spaß an Rätseln«, antwortete sie so gelassen wie möglich. »Es gefällt Ihnen, Ihre Mitmenschen vor schwierige Aufgaben zu stellen. Und Sie genießen es, wenn sich die Menschen mit Ihren Rätseln beschäftigen. Denn dann beschäftigen sie sich auch mit Ihnen. Richtig?«

»Ja, da mögen Sie teilweise sogar recht haben. Aber es ist mehr. Es ist nicht allein die Beschäftigung mit dem Rätsel. Dann hätte ich auch Rätselautor werden können oder würde auf Betriebsfesten meine Kollegen mit lustigen Ratespielen unterhalten.«

»Was ist es dann?« Sie überlegte kurz. »Nein, Sie haben recht. Die Menschen mit Rätseln zu unterhalten wäre selbstlos. Aber Sie sind nicht selbstlos. Sie verfolgen ein bestimmtes Ziel. Ist es der Ruhm, den Ihnen ein besonders raffiniertes Ratespiel einbringen könnte?«

Er nickte anerkennend, sagte aber nichts, sondern sah sie noch immer auffordernd an. Er hatte offensichtlich noch nicht die richtige Antwort gehört.

»Das Verstecken der Finger sicherte Ihnen schon einmal Aufmerksamkeit. Da konnten Sie sicher sein, dass Sie ein recht großes Publikum haben werden. Damit es dann am Ende, wenn Sie das Finale veranstalten, auch wirklich genug Menschen mitbekommen.«

Er lachte auf. »Schade, dass Sie hier unten keine Zeitungen lesen können und keinen Fernseher haben! Sie hätten Ihre wahre Freude daran. Jeden Tag gibt es neue Meldungen über die Unfähigkeit der Polizei, die den bösen Fingerschneider nicht fassen kann. Andere Stimmen spekulieren darüber, was das wohl für Menschen sind, die Geocaching machen. Sind diese Geocacher denn nicht selbst schuld, dass ihnen jetzt so etwas passiert? Warum verteilen sie auch Frischhaltesäusen im Wald, das lädt doch zu Schweinereien ein. Und wenn man in diese Mixtur auch noch die Verrohung der Gesellschaft und den Ruf nach konservativen Werten packt, hat man schnell eine schöne Melange aus Weltuntergangsstimmung und dem Zerfall der abendländischen Kultur.« Er gab ein hämisches Lachen von sich. »Die ganze Geschichte zeigt langsam Wirkung: Die meisten Menschen wenden sich vom Geocaching ab, finden es gefährlich oder hirnrissig. Es wird nicht mehr lange dauern, dann wird es wieder so wie früher sein. Dann gibt es nur noch wenige Eingeweihte, die an dieser schönen Sportart teilnehmen und eine kleine, verschworene Gemeinschaft bilden werden. Und ich werde ein Teil dieser Gemeinschaft sein. Nein, man wird mich als ihr Retter ansehen – vielleicht werde ich sogar der Gründer einer neuen Form des Geocachings. Sie werden mir dankbar sein, dass ich sie vom Joch der einfallslosen Masse befreit habe.«

Was er da sagte, klang absolut irre. Sah er denn nicht, dass sein Vorhaben zum Scheitern verurteilt war? »Aber Ihr Plan kann doch gar nicht funktionieren!«, entgegnete Natascha.

»Entweder bleiben Sie unentdeckt, dann kann Sie niemand rühmen. Oder Sie werden erwischt und landen im Knast. Aber dann huldigt Sie niemand als Retter des Geocachings, sondern sieht in Ihnen genau das, was Sie auch sind: ein Verbrecher. Und vielleicht sogar ein Mörder!«

Ihre Stimme war bei den letzten Worten lauter geworden, doch das beeindruckte ihn offensichtlich nicht. Doch sie musste vorsichtiger sein; wenn sie ihn reizte, würde er möglicherweise unkontrolliert handeln. Und dann war ihm alles zuzutrauen. Schließlich hatte er im Moment alle Vorteile auf seiner Seite. Also schaute sie ihn wieder brav und ängstlich an.

»Eine schöne Rede, Frau Kommissarin. Aber in Ihren Überlegungen verbirgt sich ein Fehler. Ich werde mich selbstverständlich nicht erwischen lassen. Ein bisschen mehr Vertrauen in meine Fähigkeiten wünsche ich mir von Ihnen schon. Natürlich habe ich einen Plan, wie ich mich den juristischen Folgen entziehen und trotzdem Nutznießer meines Erfolges sein kann.«

Er musterte sie von oben bis unten. Natascha fühlte sich, als zöge er sie mit seinen Blicken aus.

»Aber Sie müssen auch verstehen, dass ich Ihnen meinen Plan nicht verraten werde. Nur so viel: Die deutschen Behörden, allen voran Ihre popeligen Kollegen, werden sich nicht damit befassen müssen.«

Wieder starrte er sie mit diesem merkwürdigen Blick an. Natascha schluckte schwer. Was würde sie machen, wenn er sie jetzt anfasste? Dass sie mit ihren Kampftechniken gegen ihn nichts ausrichten konnte, hatte sie schon bei ihrer Entführung feststellen müssen. Außerdem war sie noch immer auf diese seltsame Weise gefesselt. Sie hatte überhaupt keine Chance gegen ihn – eine Erkenntnis, die sie wie ein Hammerschlag traf.

Sie musste ihn dazu bringen, dass er weiter mit ihr redete. Solange er über seine vermeintliche Genialität schwafelte, würde er sie hoffentlich nicht anrühren. Und sie musste sich dringend irgendeinen Plan zurechtlegen, wie sie ihn überwältigen und anschließend fliehen konnte.

Natascha schloss die Augen und schluckte. Welch absurde Gedanken. Ihre Chancen standen denkbar schlecht, und das wusste sie nur zu gut.

Kapitel 58

Winterberg saß auf einem Holzstoß am Rande des Waldweges und blickte auf die leere Hütte. Sie stand offen; die Strahlen der Mittagssonne drangen durch das Fichtengeäst und beleuchteten das dunkle Dach. Steinhaus hatte am anderen Ende des Holzstoßes Platz genommen, als wollte er einen Sicherheitsabstand zu ihm einhalten.

Winterberg hatte das Gefühl, das Handy in seiner Hand wöge mehrere Kilogramm, und ihm schien, als könnte er es nicht mehr tragen. Er war am Rande der Erschöpfung: Der fehlende Schlaf in der Nacht, die Aufregung um Niklas und dann das unerklärliche Verschwinden von Natascha waren einfach zu viel für ihn. Die Augen brannten, sein Kopf schmerzte, und er wünschte sich nichts sehnlicher, als sich einfach auf einen breiten Stamm des Holzstoßes zu legen und zu schlafen.

Doch dafür war keine Zeit. Er hatte eben Lorenz angerufen, um von ihm zu erfahren, wem diese Hütten gehörten. Doch Lorenz wusste es nicht. Niemand hatte sich nach den Besitzern erkundigt; während ihrer aufreibenden Ermittlungsarbeit war es keinem von ihnen wichtig erschienen, sich diese Information zu besorgen. Vielleicht war das ja ein verhängnisvoller Fehler gewesen. Winterberg steckte das Handy wieder weg und rieb sich mit beiden Händen über das Gesicht.

Noch vor einer Viertelstunde hatten sie gehofft, sie könnten gleich Natascha befreien. Nachdem der Golden Retriever sie hierher geführt hatte, waren Steinhaus und er in Deckung gegangen. Dann hatten sie auf Fischer als Verstärkung gewartet und waren dann zu dritt in die Hütte gestürmt. Doch sie war leer gewesen!

Winterberg stand auf, um erneut in die Hütte zu schauen.

Sie hatten alles durchsucht, aber nichts gefunden. Jetzt warteten sie auf die Kollegen von der Kriminaltechnik, die sich um die Spuren kümmern würden, die sie mit bloßem Auge nicht sehen konnten.

Natascha war offensichtlich hier gewesen, sonst hätte der Hund nicht angeschlagen. Aber wann war das gewesen? Hatte sie möglicherweise in dieser Hütte geschlafen und das Fahrrad am Grill zurückgelassen? Winterberg schüttelte den Kopf. Das ergab keinen Sinn. Sie hätte das Rad sicherlich hierher mitgenommen, denn die Entfernung zwischen dem Grillplatz und der Hütte betrug mindestens dreihundert Meter.

Winterberg stand im Türrahmen und ließ die Atmosphäre des Waldhäuschens noch einmal auf sich wirken. Innen war es sehr düster. Zudem strömte die Hütte den typischen Geruch unbewohnter Wochenendhäuser aus: Sie war muffig und feucht.

Auf der rechten Seite gab es ein Fenster; es war geschlossen, sodass keine Luft in den Raum hineinkam. Der bunt gemusterte Vorhang wetteiferte mit dem schrillen Muster des Flickenteppichs auf dem Boden; beide wirkten lieblos zusammengestückelt. Unter dem Fenster stand ein kleiner Tisch mit zwei Stühlen, die wohl ebenso alt waren wie die ganze Hütte. Reste der Zivilisation, mitten im Wald irgendwie völlig deplatziert.

Auf der anderen Seite befand sich ein Sofa, das ausgeklappt war; es sah aus, als hätte jemand darauf geschlafen. Aber wer? Sie hatten alles genau untersucht, aber weder einen doppelten Boden noch geheime Nischen in der Wand gefunden.

»Ich verstehe das alles nicht«, sagte Steinhaus. Er war neben Winterberg getreten und blickte nun ebenfalls ratlos in die Hütte. »Doch offenbar spielt hier jemand mit uns. Zuerst der falsche Bonuscache und jetzt die falsche Geruchsspur. Immer wenn wir glauben, wir hätten etwas, entpuppt es sich als falsch. Und beim Verfolgen all der falschen Spuren verlieren wir entsetzlich viel Zeit.«

»Da hast du leider recht.« Winterberg lehnte die Stirn an den moosigen Türpfosten und schlug mit der Faust dagegen. »Steinhaus, wir übersehen etwas. Irgendwo ist ein Detail, das wir noch nicht entdeckt haben oder das uns immer wieder auf eine falsche Fährte lockt. Wenn ich nur wüsste, was!«

Er schlug gegen den Rahmen – wieder und wieder. Als wäre der Eingang ein Zeuge, der ihm trotzig die Antwort verweigerte.

Als Winterberg wenig später vor der Hütte auf und ab marschierte, klingelte endlich sein Handy. Eilig zog er es aus der Tasche. Hoffentlich war das Lorenz, der den Besitzer der Hütte ausfindig gemacht hatte. Oder Schmitz, weil endlich der Bus der Kriminaltechniker angekommen war.

Doch als er den Anruf entgegennahm, meldete sich seine Frau.

»Ute! Was gibt's?«

»Ich bin jetzt zu Hause und habe die Jungs von der Schule abgeholt.«

Winterberg seufzte. Ja, da gab es noch ein Problem. Fast hätte er Niklas und dessen Computer verdrängt.

»Ah, das ist gut«, erwiderte er und versuchte, so etwas wie Dankbarkeit in seine Stimme zu legen. Doch es misslang ihm, weil er viel zu müde dafür war.

»Damit ist die Sache aber nicht erledigt, Hannes. Niklas ist noch immer stinkwütend auf dich, weil du ihm den Computer abgenommen hast. Er ist der Meinung, dass dich das nichts angeht und dass du kein Recht hast, ihm den Rechner wegzunehmen. Er fordert ihn zurück.«

»Pah!« Winterberg lachte verächtlich.

Steinhaus, der in seiner Nähe stand, blickte ihn erstaunt an. Um nicht noch einen weiteren Mitwisser im Kollegenkreis zu haben, ging Winterberg ein paar Meter in den Wald hinein.

»Du kannst ihm ausrichten, dass er sich strafbar gemacht hat. Wenn ich wollte, könnte ich ihm den halben Polizeiapparat auf den Hals hetzen.« Winterberg übertrieb zwar maßlos, aber das war ihm in dem Moment egal. Nicht nur Niklas hatte ein Anrecht darauf, wütend zu sein.

»Würdest du das wirklich tun?«, fragte Ute ängstlich.

»Weiß noch nicht«, brummte Winterberg verdrießlich ins Telefon. Er hatte seit der Besprechung am frühen Morgen nicht mehr richtig über Niklas nachgedacht: All seine Gedanken kreisten um den Fall René und Nataschas Verschwinden.

»Und was soll ich Niklas nun sagen? Dass er sich schon mal überlegen kann, welche Ausbildung er im Jugendgefängnis absolvieren möchte?«

Utes Sarkasmus ärgerte ihn wieder einmal. Doch im nächsten Moment kam Winterberg der Gedanke, dass sie diesmal ausnahmsweise recht haben könnte. Es wäre vielleicht ein heilsamer Schock für Niklas, wenn man dem Jungen mit solchen Worten drohen würde.

Er beobachtete Steinhaus, der verzweifelt auf die Kriminaltechniker wartete und auf dem Waldweg auf und ab lief. Plötzlich kam Winterberg eine andere Idee. Vielleicht gäbe es eine Möglichkeit, zumindest zwei Probleme mit einem Schlag zu lösen.

»Ute, hör zu. Sag Niklas, dass er um Viertel vor eins zu mir ins Büro kommen soll. Sein Rechner steht da, und ich möchte ihm ein Angebot machen. Wenn er nicht kommt, erlischt mein Angebot, und ich werde den Weg einschlagen, den ich eigentlich gehen muss. Und der wird sehr unangenehm für ihn sein.«

»Du gibst ihm also noch eine Chance?«, fragte Ute.

Winterberg zögerte, denn er schämte sich ein wenig. Das, was ihm vorschwebte, war eigentlich keine Chance, sondern eine Erpressung. Außerdem waren seine Motive alles andere als uneigennützig.

»Ja«, antwortete er schließlich und verabschiedete sich von Ute. Dann sah er auf die Uhr; bis zu dem von ihm gerade festgesetzten Termin in seinem Büro dauerte es noch eine gute halbe

Stunde. Hier oben würde er also nicht mehr lange bleiben können.

Zum Glück sah er nur wenige Momente später Schmitz mit zwei Kollegen herbeikommen, alle drei bepackt mit mehreren Alukoffern. Endlich! Steinhaus war so erleichtert, dass er den Jungs von der Spurensicherung entgegenlief. Winterberg ging zur Hütte und wartete dort, um sofort die Situation erklären zu können.

Schmitz knatschte wie immer ein Kaugummi, das diesmal jedoch eine ungewohnte Geschmacksrichtung besaß. Es roch nach Zimt, was Winterberg bei der Hitze eklig fand.

»Schmitz, endlich! Wir warten schon eine halbe Ewigkeit!« Winterberg wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen – wenn da nur nicht dieser widerliche Zimtgeruch wäre.

Schmitz schaute demonstrativ auf die Uhr. »Zwanzig Minuten«, sagte er und stellte seine beiden Koffer ab. Er klopfte Winterberg aufmunternd auf die Schulter. »Mach dir keine Sorgen, wir werden schon was finden. Wenn der Hund hier angeschlagen hat, dann wird es hier auch ordentlich was zu entdecken geben. Wart's nur ab!«

Winterberg lächelte gequält.

Schmitz begann sich umzuziehen. Seine beiden Kollegen hatten bereits ihre weißen Papieranzüge übergestreift und zogen nun Mundschutz, Überschuhe und Handschuhe an. Schmitz öffnete einen der Koffer, in dem sich mehrere Tütchen unterschiedlicher Größe, verschiedene Pinsel und Quaste und seine obligatorischen Pülverchen befanden. Die Suche nach mikroskopisch kleinen Spuren konnte also beginnen.

Kapitel 59

Er war näher gerückt. Mittlerweile saß er so dicht vor ihr, dass er nur den Arm auszustrecken brauchte, um sie zu berühren. Natascha zitterte; gleichwohl versuchte sie, ihn das nicht merken zu lassen. Doch seine körperliche Präsenz war einschüchternd. Ihre Situation hatte sich verändert; nun hatte er die Oberhand.

»Ein nettes Gespräch, Frau Kommissarin. Aber es hilft Ihnen nicht weiter. Oder glauben Sie etwa, ich hätte in den letzten Minuten vergessen, wer Sie sind und warum Sie sich in meiner Gefangenschaft befinden?«

Natürlich nicht, ging es ihr durch den Kopf.

»Ihnen ist aber hoffentlich auch klar, dass ich Sie nicht einfach so gehen lassen kann«, fuhr er fort. »Nicht, nachdem Sie mich gesehen haben.«

Sie schüttelte langsam den Kopf. Als ob sie das vergessen könnte. Aber sie gab noch nicht auf. Sie brauchte nur mehr Zeit. René und sie mussten nur so lange hier unten überleben, bis Winterberg und Lorenz sie beide hier finden würden. Und das würde sicherlich bald geschehen! Ihr Fahrrad musste noch an diesem Grillplatz stehen, das würde doch wohl jemand gefunden haben! Und außerdem lief die Suche nach René auf Hochtouren.

»Aber keine Angst, Frau Kommissarin. Bevor wir zum Finale kommen, möchte ich die einmalige Gelegenheit nutzen und mit Ihnen über das große Ganze reden. Eines haben Sie nämlich richtig erkannt: Wenn ich den Plan beendet habe und mir die Flucht gelungen ist, dann kann ich mich nicht mehr direkt jemandem offenbaren. Ich kann also nur Zuschauer meiner Bewunderung sein – und niemals mich selbst meinen Bewunderern präsentieren und mich von ihnen verehren lassen. Aber auf diesen einen Triumph möchte ich nicht verzichten: Ich möchte jemandem ins Angesicht sehen können, der mit dem großen Plan konfrontiert wird. Ich möchte seine Reaktionen sehen, die Emotionen in seinem Gesicht ablesen können, seine Körpersprache erleben.« Er rückte noch näher an Natascha heran. »René ist dafür unbrauchbar. Sie müssen also verstehen, dass Sie eine einmalige, kostbare Chance für mich sind. Und die möchte ich nutzen.«

Natascha versuchte, weiter nach hinten auszuweichen. Aber da war die Bretterwand.

»Haben Sie einmal darüber nachgedacht, dass es einen tieferen Zusammenhang zwischen den Fingern in den Cacheverstecken und dem Bonuscache geben könnte?«, fragte er.

Statt zu antworten, biss sie sich auf die Unterlippe.

»Nein? Dann möchte ich Ihnen gern ein paar Denkanstöße geben. Und während Sie mir zuhören, können Sie sich ja schon einmal überlegen, wie wir beide unsere Begegnung hier unten beenden sollen.«

Natascha wurde bewusst, dass sich seine Stimme ganz langsam zu einem bedrohlichen Flüstern gesenkt hatte.

»Ich mache Ihnen ein paar Vorschläge, die Ihre Kreativität anregen sollen.« Er entblößte beim Grinsen die Zähne. »Der erste Hinweis, den ich versteckt habe, war ein Daumen. Wissen Sie, wie man die Koordinaten bei den meisten GPS-Geräten eingibt? Sie ahnen es sicher. Wer nicht über eines der neumodischen und mit technischem Schnickschnack völlig überladenen Geräte verfügt, der benutzt zum Eingeben die Knöpfe an den Seiten oder den Cursor auf der Vorderseite des Empfängers. Und dafür braucht man einen gesunden Daumen.«

Natascha erstarrte. Sie war so entsetzt, dass es ihr einige Momente lang die Sprache verschlug.

»Dass mir dafür ausgerechnet ein Tramper in die Hände fiel, war ein Wink des Schicksals. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie sehr ich mich über diese vielschichtigen Zusammenhänge gefreut habe! Den Daumen eines Menschen zu nehmen, der mit dem Daumen

sein GPS-Gerät bedient und sich per Daumen eine Reisemöglichkeit verschaffen möchte. So konnte ich nicht nur den Cachern eine Warnung geben, sondern gleichzeitig dem Jungen weismachen, er selbst trage durch das Trampen die Schuld an seinem Schicksal. Eine wohldurchdachte Aktion, wie ich finde.«

»Warum haben Sie nicht einfach Hundehaufen oder schimmelige Tomaten in die Dosen gelegt?«, fragte Natascha mit krächzender Stimme. »Das wäre doch auch abschreckend gewesen!«

Er lachte lauthals. »Frau Kommissarin, Sie haben wirklich Humor! Nein, solche Taten hätten niemanden vom Cachen abgehalten. Ein paar Tage lang wären sicherlich etliche Leute darüber empört gewesen, aber bald hätte niemand mehr über die Hundehaufen geredet. Es musste etwas Abschreckendes sein; deshalb habe ich mich für die Finger entschieden. Und das ist mir auch gelungen – denken Sie nur an die ganze Aufregung, die meine Verstecke ausgelöst haben. Wenn ich mein Hobby zu seinen Ursprüngen zurückführen möchte, dann mache ich es richtig. Für ein bisschen Empörung bei naiven Neulingen lohnt sich der ganze Aufwand doch gar nicht.« Er lachte erneut. »Kommen wir zum nächsten Objekt. Mein zweiter Hinweis war ein Zeigefinger. Sie können sich bestimmt denken, was der Zeigefinger ausdrückt.«

Anstatt etwas zu erwidern, starre Natascha entsetzt vor sich hin.

»Nein?«, fuhr er nach ein paar Augenblicken fort und sah sie dann an, als habe er eine begriffsstutzige Schülerin vor sich. »Der Zeigefinger weist auf den Finder selbst. Er sagt so viel wie: Du bist gemeint!«

Wieder erklang sein Lachen, und Natascha hätte sich am liebsten ihre Ohren zugehalten, um weder seine Worte noch sein Lachen hören zu müssen. Doch sie war gefesselt. Sie erkannte den Wahnsinn in seinen Worten. Die Erkenntnis kam mit erschreckender Deutlichkeit: Das Denken dieses Mannes folgte einer ganz eigenen Logik. Einer, zu der andere Menschen keinen Zugang hatten. Und sie war diesem Wahnsinn völlig schutzlos ausgeliefert – war dazu verdammt, seinen verrückten Ausführungen hilflos zuzuhören.

Sein Lachen hallte in der Höhle, schien sich zu vervielfachen. »Ich hatte zuerst versucht, den Finger aufrecht in die Dose zu stellen, weil das die beabsichtigte Wirkung verstärkt hätte. Leider ist mir das nicht gelungen. Der Finger fiel immer wieder um, weil er keinen Halt fand. Ich konnte ihn nur hineinlegen. Aber ich denke, dass er trotzdem seine erhoffte Aufmerksamkeit fand. Sehe ich das richtig, Frau Kommissarin?«

Natascha hatte das Gefühl, die Höhlenwände rückten näher, drückten ihren Brustkorb zusammen und pressten die wenige Luft aus ihren Lungen. Da war es wieder: dieses silbergraue, allumfassende Gefühl der Atemnot. So wie damals in dem Turm der italienischen Kirche und in der engen Telefonzelle. Sie atmerte stoßweise, wollte so viel Sauerstoff wie möglich aufnehmen – und fürchtete gleichzeitig, deswegen zu hyperventilieren. Er sollte aufhören, sollte endlich seinen Mund halten und sie hier unten in Ruhe lassen. Ihre Atemluft reichte nicht, um irgendetwas zu sagen. Sie röchelte.

»Das war eine Zustimmung, nicht wahr? Ich wusste, dass Sie mich verstehen. Aber können Sie auch die Symbolik hinter dem Mittelfinger erkennen?« Er lachte. »Der Stinkefinger! Ihm wird nachgesagt, dass er ein Phallussymbol darstellt. Um den Gegner einzuschüchtern. Haben Sie das gewusst?«

Natascha schüttelte den Kopf.

Erbarmungslos redete er weiter. »Ringe sind ein Symbol für die Ewigkeit. Und wo trägt man sie für gewöhnlich? Genau, Frau Kommissarin! Sie brauchen gar nicht so verängstigt zu schauen; sicher wollten Sie mir die gleiche Antwort geben. Und meine Rätsel und mit ihnen mein Ruhm sind für die Ewigkeit gedacht. Es ist alles so einfach, nicht?«

Natascha schloss die Augen. Was kam jetzt? Wenn sie nur nicht gefesselt wäre! Wenn sie

sich nur irgendwie hätte wehren können. Ihn anspucken oder beißen – das war das Einzige, was ihr einfiel. Aber was hätte sie davon? Sie würde ihn nur wütend machen und unkalkulierbare Reaktionen provozieren.

Er beugte sich vor und blickte sie bedrohlich an. »Sind Sie nun bereit für Ihren eigenen Hinweis – für Ihre individuelle Hilfestellung an Ihre Kollegen?«

Sie versuchte, sich von ihm wegzurollen. Doch gleichzeitig hatte sie Angst, dass er sie dann berühren würde. Und wenn er sie berührte, würde er seine Drohung wahrscheinlich wahrnehmen. Also ließ sie ihn weiterreden und hoffte inständig, dass ein Wunder geschah. Dass ihre Kollegen gar keinen weiteren Hinweis brauchten, um sie hier zu finden.

Jetzt war er noch näher an sie herangerückt – so nah, dass sie seinen Atem riechen konnte. Der Geruch von Pfefferminzkaugummi wehte zu ihr. Plötzlich war sie sich sicher, sich niemals wieder ein Kaugummi in den Mund stecken zu können, ohne an diese Situation denken zu müssen. Falls sie dazu überhaupt noch einmal die Gelegenheit bekam ...

»Wie Sie sehen, folgt alles einem bestimmten System. *Meinem* System. Und bald ist meine Sammlung vollständig; dann ist mein Projekt beendet. In wenigen Stunden haben all die simplen Geschöpfe mit den GPS-Geräten verstanden, dass sie ihre schmutzigen kleinen Finger vom Geocaching lassen sollen. Es fehlt mir nur noch ein kleiner – verzeihen Sie mir bitte diesen Wortwitz – Fingerzeig.«

Er sah sie lange und nachdenklich an.

Natascha fühlte sich wie hypnotisiert. Es war ein Gefühl, als wäre alles Leben aus ihrem Körper gewichen und nur ihr Geist noch wach. Sie wünschte sich sehnlich, dass auch er sich einfach abschaltete.

»Und wissen Sie, was mich die ganze Zeit so beeindruckt hat, Frau Kommissarin?« Seine Stimme hatte einen fast liebevollen Klang bekommen. »Ihr kluger Kopf.«

Kapitel 60

Winterberg öffnete die Tür seines Büros. Während der Rückfahrt von der alten Hütte im Wald hatte er versucht, sich auf das Gespräch mit Niklas vorzubereiten. Doch jetzt erschien ihm plötzlich alles surreal: die Bilder auf Niklas' Rechner, die Nacht hier im Büro mit seiner Wut und dem ohnmächtigen Zorn – und dann auch noch die Sorge um Natascha. An Niklas und dessen Sicht auf die Ereignisse hatte er noch keinen Gedanken verschwendet.

Als er nun eintrat, saß sein ältester Sohn auf dem Besucherstuhl und kehrte ihm den Rücken zu. Sein schwarzer Hahnenkamm lag platt auf der rechten Seite.

»Hallo, Niklas.«

Winterberg ging um den Stuhl herum und setzte sich auf den Schreibtisch, ein offenes Lächeln auf den Lippen. Doch Niklas drehte den Kopf zur Seite und starnte gegen die Wand.

»Du hast es dir also überlegt und möchtest mit mir zusammenarbeiten. Das freut mich.«

»Ich will meinen Rechner wiederhaben.« Niklas sah ihn noch immer nicht an.

»Und ich will, dass du mir hilfst.«

In Niklas' Gesicht war keine Regung zu lesen.

»Ich weiß jetzt, dass deine Probleme in der Schule nichts mit Drogen zu tun haben. Also werde ich dem Drogentest zustimmen, damit du deine Unschuld beweisen kannst.«

Niklas verschränkte die Arme vor der Brust und schmollte. »Gib mir meinen Rechner zurück.«

»Du kannst den Computer zurückhaben, wenn du mir hilfst. Wenn du weiterhin bockig bleibst und dich weigerst, mir zu helfen, gebe ich den Computer einem meiner Kollegen. Dann bin ich aus der Sache draußen, und du hast ein verdammt großes Problem an der Backe.«

Niklas drehte den Kopf und sah nun seinen Vater an.

»Du weißt, dass du dich strafbar machst,« fuhr Winterberg fort. »Du verbreitest gewaltverherrlichende und jugendgefährdende Medien.«

Niklas kniff die Augen zusammen. »Ich verbreite nix.«

»Ach, und wie kommt das Zeug auf deinen Computer?« Winterberg beugte sich über den Tisch und funkelte seinen Sohn an.

Niklas wirkte äußerlich unbeeindruckt, aber sein Blick war unstet. »Du durftest überhaupt nicht ohne meine Erlaubnis an meinen Computer. Damit verletzt du meine Persönlichkeitsrechte.«

Winterberg glaubte, sich verhört zu haben. »Aha! Ich verletzte also deine Persönlichkeitsrechte, weil ich mit einem begründeten Verdacht an deinen Computer gehe. Und was ist mit den Bildern und Filmen, die du auf dem Rechner hast? Hast du da vielleicht mal über Persönlichkeitsrechte nachgedacht?«

Niklas sah ihn nur irritiert an.

Winterberg musste sich zusammenreißen, um nicht loszubrüllen. »Auch die Opfer haben Persönlichkeitsrechte! Und die werden sprichwörtlich mit Füßen getreten!«

Niklas zog die Mundwinkel nach unten. Offensichtlich war ihm dieser Gedanke noch gar nicht gekommen. »Aber wir machen doch gar nichts! Das sind halt Filme aus dem Internet, die kann man da einfach runterladen.«

»Ihr? Wer ist noch daran beteiligt?«

Niklas zuckte kurz zusammen, als er merkte, dass er sich aufs Glatteis gewagt hatte. Er gab jedoch keine Antwort.

»René?«, fragte Winterberg. Als sein Sohn nur mit den Schultern zuckte, hakte er nach. »Ich weiß, dass René irgendwie mit diesem Netzwerk zusammenhängt. Ist er ein Opfer? Hat ihn

jemand gefangen genommen, um ihn zu verletzen – vielleicht, um besonders coole Bilder zu haben? Hast du Bilder von René auf deinem Rechner? Hast du Filme, auf denen man die Amputationen sehen kann?«

Winterberg wusste, dass er seinen Sohn mit diesen Verdächtigungen stark unter Druck setzte. Doch wenn der Junge schon nicht auf die Androhung von Strafverfolgung reagierte, dann musste er es eben auf diese Weise versuchen. Und die Drohung zur Not auch wiederholen.

Es wirkte. Niklas sah ihn erschrocken an. »Nein! Wie kommst du darauf?«

»Weil es naheliegend ist.«

Niklas schüttelte den Kopf. »Das ist doch totaler Quatsch! Ich habe mir nur Bilder aus dem Internet angeguckt; mehr habe ich nicht getan! Und ich will jetzt meinen Rechner zurückhaben!«

Winterberg schüttelte energisch den Kopf. »Das ist mir zu wenig. Du sollst mir, verdammt noch mal, dabei helfen, René zu finden! Und ich weiß, dass eine Spur direkt zu diesen Videos führt. Jetzt sag mir, was du weißt, Herrgott noch mal!«

Er sprang auf die Füße, beugte sich vor und stützte sich mit den Fäusten auf dem Tisch ab: eine Drohgebärde, die seinen Sohn einschüchtern sollte. Aber Winterberg merkte im nächsten Moment, dass er damit über das Ziel hinausgeschossen war. Denn Niklas sackte nicht zusammen, sondern setzte sich aufrecht und ging auf Konfrontationskurs.

»Du bildest dir da irgendwas ein«, hielt er dem Vater entgegen. »Mama hat mir gesagt, dass du mit mir reden willst und mir eine Chance gibst, den Computer ohne Ärger zurückzubekommen. Aber du schreist mich an und willst mich erpressen.«

Winterberg nahm eine weniger drohende Haltung ein.

Doch Niklas stand einfach auf und erklärte: »Dann geh ich eben wieder. Das ist mir hier eh zu doof.« Er schob den Stuhl nach hinten und schickte sich an, den Raum zu verlassen.

Da sah Winterberg rot. Er war sich so sicher gewesen, dass Niklas auf den Deal eingehen würde. Und er war davon ausgegangen, dass er kurz vor der Lösung des Vermisstenfalls stand. Er hatte geglaubt, dass Niklas ihm den entscheidenden Hinweis geben könnte, wer seinem Mitschüler diese Gräuel antat. Und dass der Junge nach einigen Überlegungen möglicherweise herausfinden würde, wo man René gefangen hielt.

Aber Niklas schien kaltblütig die Zusammenarbeit zu verweigern und eigene Nachteile in Kauf zu nehmen, nur um nicht die Wahrheit sagen zu müssen. Winterberg war darüber entsetzt. Er eilte zur Tür, um Niklas am Gehen zu hindern. Doch der schob ihn einfach beiseite.

»Lass mich durch! Wenn ich meinen Rechner eh nicht bekomme, kann ich auch direkt wieder gehen.« Wie ein Rekrut, der seinen Feldwebel grüßt, legte er die Hand an die Stirn. »Und Tschüs!«

Winterberg sah, dass sich die vielleicht einfachste Möglichkeit, im Fall René weiterzukommen, gerade verflüchtigte. Er hielt Niklas am Ärmel seines T-Shirts fest, damit er nicht fortging.

»Niklas, bitte bleib. Lass uns reden. Du wirst deinen Computer schon wiederbekommen. Aber erst musst du mir weiterhelfen. Es geht um René aus deiner Schule; du kennst ihn doch! Und du kannst ihm helfen, damit ihm nicht noch mehr passiert. Du kannst sein Leben retten.«

Das schien etwas in Niklas auszulösen, denn er drehte sich wieder um. »Versteh ich dich richtig? Wenn ich auf deinen Erpressungsversuch eingehe, dann bekomme ich meinen Rechner wieder. Und du wirst ihn nicht einem deiner Kollegen geben. Ich habe also eine echte Chance, keinen Ärger zu bekommen?«

Winterberg nickte lahm. Er fragte sich, wer hier gerade wen erpresste. Eigentlich sollte er am längeren Hebel sitzen, nicht Niklas. Irgendetwas war bei diesem Gespräch völlig schiefgelaufen. Aber auf der anderen Seite konnte er sich nicht vorstellen, dass Niklas wirklich so

kaltblütig war, wie er tat. Trotz aller Vorliebe für diese widerlichen Bilder war er sein Sohn – und der von Ute. Winterberg konnte sich einfach nicht vorstellen, dass ein Mensch, der von seiner Frau erzogen worden war, überhaupt kein Gewissen hatte.

»Okay.« Niklas ging zum Besucherstuhl zurück und setzte sich wieder. »Ich werde dir alles erzählen.« Er drückte seinen Hahnenkamm dichter an den Kopf. »Für René. Damit diese Schweinerei aufhört.«

Winterberg fiel ein Stein vom Herzen. In dem Moment rief Lorenz an.

Kapitel 61

Simon marschierte auf dem Schotterparkplatz neben der Grillhütte auf und ab. Mittlerweile hatten noch mehr Polizeiwagen auf dem Platz geparkt. Dienstwagen und Privatautos standen kreuz und quer, weil alle Kollegen in Eile gewesen waren und einfach da angehalten hatten, wo es ihnen passend erschien. Einzig der Bus der Kriminaltechniker war am Rand des Platzes abgestellt worden, um niemanden zu behindern.

Simon fragte sich, was die Techniker zu finden hofften. Natascha war offensichtlich in der Hütte gewesen, sonst hätte der Hund dort nicht angeschlagen. Das konnte er ihnen auch ohne Püllerchen verraten. Und er konnte ihnen auch sagen, dass sie jetzt nicht mehr da war. Das hatte er bereits vor ein paar Stunden festgestellt. Und dann hatten es Winterberg und Fischer auch bemerkt, nachdem sie zu dritt mit gezogenen Waffen die Tür aufgetreten hatten. Wie im Film, dachte Simon. Nur, dass man im Film durch eine solche Aktion das Entführungsopfer in der Regel retten konnte, während Natascha nach wie vor verschwunden blieb.

Er ging noch einmal zu der Stelle mit dem ausgehöhlten Baumstumpf, die mittlerweile ebenfalls abgesperrt war. Auch hier krabbelten die Kriminaltechniker in ihren weißen Anzügen umher und sammelten Spuren. An mehreren Stellen standen Zifferntafeln und markierten die Fundorte besonders augenfälliger Stücke, wie etwa die vielen Holzspäne rings um den Baumstumpf. Natascha musste ihren Entführer bei etwas erwischt oder gestört haben. Vielleicht beim Aushöhlen dieses Cacheverstecks.

Und wer käme dafür in Betracht? Letztlich jeder, der einmal diesen Bonuscache gefunden hatte und die Stelle kannte.

Aber warum hier? Simon drehte sich um. Sicher, die Stelle war etwas abseits vom Grillplatz und konnte nicht sofort eingesehen werden. Wenn der Cache gut getarnt war, hätte ihn sowieso niemand zufällig entdeckt. Das machte ja das Cachen so interessant.

Aber warum wurden ausgerechnet die Caches der Haubergsreihe als Fingerverstecke benutzt? Es hätte doch jede andere Reihe auch getan, sofern sie aus mindestens fünf Verstecken bestand.

Lag es an der Gegend? War etwas Besonderes an dieser Grillhütte oder diesem Waldstück? Simons Herzschlag beschleunigte sich. Die alte Hütte im Wald! Sie machte diese Stelle zu etwas Besonderem. Und dass Natascha dort gewesen war, schrie geradezu nach einem Zusammenhang.

Simon überlegte noch kurz, ob es möglicherweise auch etwas mit dem *Owner* zu tun haben könnte; doch diesen Gedanken schob er rasch als nebensächlich beiseite. Die Lösung lag definitiv in der Hütte!

Er lief so schnell über den Kies, dass bei jedem Schritt etliche Steinchen hochflogen. Manche von ihnen prallten gegen die Karosserien der Autos, aber das war Simon in dem Moment egal. Was mussten die Kollegen auch ihre Kisten hier im Weg abstellen! Er rannte auf den schmalen Pfad zu, der zur Hütte führte. Mittlerweile wirkte er breiter, viele der Pflanzen am Rand waren platt gedrückt von den vielen Personen, die seit heute Morgen zur Hütte gegangen waren. Doch kaum war er dem Pfad ein paar Meter gefolgt, klingelte sein Handy.

»Mist!«, fluchte er und nestelte beim Laufen an seinem Gürtel, um den Anruf entgegenzunehmen. »Ja?« Er ging langsamer, um besser hören zu können.

»Hier Lorenz.«

»Was gibt 's?«

»Hör zu, Steinhaus. Ich hab jetzt herausgefunden, wem diese Hütte im Wald gehört.«

Simon blieb stehen und schaute sich um, als ob der Besitzer gleich winkend zwischen den

Büschen hervortreten würde.

»Sie gehört einem Heinrich Münker, aber der ist tot. Starb im letzten Jahr an Darmkrebs. Sein Sohn hat ihn gepflegt. Und jetzt halt dich fest: Der Sohn ist Robert Münker. Das ist der Besitzer dieser Cachereihe mit dem Bonuscache da oben.«

Simon stutzte. »Hat der euch nicht auch die Koordinaten für den falschen Bonuscache gegeben?« In seinem Kopf begann ein Rauschen, das er erst ein einziges Mal zuvor erlebt hatte: an dem Tag, als sein Vater starb und er beschloss, Polizist zu werden.

»Ja.« Lorenz' Stimme klang leise; sie wurde durch das Rauschen in Simons Kopf gedämpft. »Winterberg weiß schon Bescheid. Er hat grad eine unaufschiebbare Vernehmung, danach kommt er umgehend zu euch.«

Simon nickte langsam. So schnell konnte es manchmal gehen. Da tappte man tagelang im Dunkeln, und ein einziger Hinweis konnte ausreichen, um einem Fall die alles entscheidende Wendung zu geben.

Sie wussten jetzt, wem die Hütte gehörte. Und sie wussten auch, dass Münker eine falsche Fährte gelegt hatte.

Aber sie wussten immer noch nicht, wo Natascha und René waren.

Kapitel 62

Winterberg hielt den Telefonhörer in der Hand und starre von Niklas zum Telefon und wieder zurück. Das fehlende Puzzleteil, das eben noch zum Greifen nah gewesen war, hatte sich in Luft aufgelöst.

Lorenz hatte endlich herausgefunden, wer die Besitzer dieser Hütten im Waldstück Dautenbach waren. Und eine dieser Hütten gehörte Robert Münker, der gleichzeitig auch die Cacherei angelegt hatte, in der die Finger versteckt waren. Sie mussten jetzt nur noch ein Empfangskomitee zu Münker schicken, damit er ihnen schnellstmöglich den Aufenthaltsort von René und Natascha verriet. Egal, wie.

Um die Beamten, die zu Münker fuhren, würde Lorenz sich kümmern, und an der Hütte waren ohnehin genügend Leute, nicht zuletzt Steinhaus und Fischer samt Kollegen.

Und er?

Er saß hier in seinem Büro und hatte seinen Sohn gerade dazu gebracht, dass er ihm von diesem »Brutalo-Film-Netzwerk« erzählte. Noch vor wenigen Minuten hatte er das für den Schlüssel zum Ganzen gehalten – für den besten Weg, um endlich René zu finden.

Und mit einem Mal war alles anders.

Ein Anruf hatte genügt, um die alles entscheidende Vernehmung im Fall René in ein Erziehungsgespräch zwischen Vater und Sohn zu verwandeln. Er musste Niklas ziemlich angestarrt haben, denn der winkte mit der geöffneten Hand vor Winterbergs Gesicht.

»Alles klar? Was ist denn los? Ist was mit René?«

Winterberg schüttelte den Kopf, um wieder klar zu denken. »Nein. Schon gut. Erzähl mir jetzt einfach, woher du die Bilder hast. Und behaupte nicht, du hättest sie einfach aus dem Netz geladen, denn ganz so einfach ist es nicht. Das weiß sogar ich.«

»Doch, die Bilder gibt es im Internet. Man muss nur wissen, wo.«

Winterberg rieb sich erneut die schmerzenden Schläfen. Er musste dringend etwas dagegen unternehmen. Zum Glück gab es in der oberen Schublade seines Schreibtisches eine Schachtel mit Kopfschmerztabletten. Doch als er sie herausholte und öffnete, war sie leer. Um sicherzugehen, schüttelte er sie, doch es fiel nur der Beipackzettel heraus.

»Ach, verdammt!«, fluchte er und wollte die Packung in den Müllimer werfen; doch sie fiel daneben. Er wandte sich wieder seinem Sohn zu. »So kommen wir nicht weiter, Niklas. Ich weiß zum Beispiel, dass es hier in Siegen ein regelrechtes Netzwerk gibt, in dem sich Jungs gegenseitig mit Filmen und Bildern versorgen. Und wer da mitmacht, verbreitet das Zeug. Aber das musst du noch nicht einmal tun, um dich strafbar zu machen. Du darfst das Zeug nämlich überhaupt nicht besitzen. So sieht die Geschichte aus.«

Er sah seinen Sohn erwartungsvoll an. Niklas fuhr sich mit den Fingern durch die Haare und betrachtete danach seine Hände. Als ob das Schwarz abfärben würde.

Keiner von beiden sagte ein Wort. Das Schweigen zwischen ihnen war unangenehm, doch Winterberg würde es aushalten. Jetzt kam es nur noch darauf an, ob das auch Niklas schaffte.

Nach weniger als zwei Minuten setzte sich Niklas aufrecht und sah seinen Vater an.

»Okay«, seufzte er vernehmlich. »Marco hat damit angefangen. Und der hat es von seinem Cousin. Wo der es herhat, weiß ich nicht. Na ja, und dann hab ich mir halt von Marco ein paar Bilder geben lassen und hab mir noch andere aus dem Netz gezogen.«

»Hast du Marco auch welche gegeben?«

Niklas schüttelte den Kopf.

Aber Winterberg wusste nicht, ob er ihm glauben sollte. Er entschied sich für das Misstrauen. »Als ich an deinem Computer saß, habe ich keine Ordner mit Bildern gesehen. Es

erschien sofort eine Plattform, die schon blutrünstig aussah. Online. Erklär mir das bitte.«

Niklas sah zu Boden und war ein Stück im Stuhl zusammengesunken. Er wirkte lange nicht mehr so selbstsicher wie noch Sekunden zuvor.

»Das ist geheim«, erklärte er leise.

Winterberg lachte verächtlich. »Das kann ich mir denken. Ist ja schließlich auch nicht legal. Und wenn man für weitere Auskünfte riskiert, zwölf Monate im Knast zu sitzen, sollte man es schon aus purem Eigeninteresse geheim halten. Wer betreibt die Seite?«

Niklas zog die Schultern nach oben. »Weiß nicht.«

Winterberg verlor nun wirklich die Geduld. Niklas' Ausweichmanöver zerrten an seinen Nerven, und in Kombination mit seinen Kopfschmerzen würde das kein gutes Ende nehmen. Außerdem konnte er doch nicht den ganzen Mittag hier einen kleinen Plausch mit seinem Sohn halten, während es da draußen um das Schicksal von René und Natascha ging!

Also entschied er sich für einen verbalen Großangriff. »Das gibt es doch gar nicht! Wir vermuten, dass René wegen dieser beschissenen Bilder irgendwo gefangen gehalten wird und dass ihm da sonst was passiert. Und du kannst mir, verdammt noch mal, helfen, deinen Mitschüler zu finden! Jetzt zeig also mal, wie viel Arsch du in der Hose hast, und sag uns, was du weißt!«

Niklas sah ihn erschrocken an. »Ich weiß wirklich nicht mehr! Ehrlich!«

»Was noch?«

Niklas blickte nach unten und zeichnete mit dem Zeigefinger Kreise auf seinem Oberschenkel, bevor er zu reden begann. »Manchmal haben wir versucht, einen Film zu drehen ... Also, Marco und ich. Dazu haben wir die Kamera von Marcos Vater ausgeliehen und sind in den Wald gegangen. Mit einem Stativ haben wir uns dann aufgenommen, während wir uns prügeln. Wir haben natürlich nur so getan, aber es sollte echt aussehen. Und da haben wir halt auch gestöhnt und gejammert und uns fallen lassen und so. Aber wir haben uns nicht wirklich geprügelt.«

Winterberg dachte an das blutverschmierte T-Shirt in Renés Bett. Plötzlich ahnte er, wie die Flecken entstanden waren. »Haben noch mehr Jungs Filme nachgestellt? Sich vielleicht selbst verletzt?«

Niklas blickte verlegen nach unten. »Bestimmt. Coole Bilder werden öfter angeguckt; man sieht ja an der angegebenen Zahl von Klicks, ob sich viele Leute ein Bild oder ein Video angucken.«

»Okay. Wer ist noch involviert?«, fragte Winterberg, obwohl er die Antwort eigentlich gar nicht hören wollte. »Und was ist mit René?«

Niklas' Finger drehte erneut Kreise auf seinem Hosenbein. »Ich weiß nur, dass er auch dabei war. Aber wir haben uns nie unterhalten oder so. Nie richtig jedenfalls.« Sein Zeigefinger hatte aufgehört, Kreise zu ziehen, und drückte jetzt ständig gegen den Oberschenkel.

Winterberg hatte das Gefühl, als würde sein Sohn ihm mit dem Finger gegen den Kehlkopf pressen. Immer wieder. Es hinderte ihn am Sprechen, nahm ihm die Luft zum Atmen.

»Warum?«, ächzte er schließlich. Winterberg erschien seine Stimme seltsam fern.

»Weil alles geheim ist. Jeder kennt im Prinzip höchstens zwei andere Teilnehmer. Nur den, der einen angeworben hat, und denjenigen, den man selbst dazu eingeladen hat. Außerdem darf jeder nur einen einzigen anderen zum Mitmachen einladen. So bleibt der Kreis klein und wird nicht so schnell entdeckt.«

»Und wen hast du eingeladen?«

»Niemanden. Ich wollte auch gar nicht so weit da einsteigen. Eigentlich wollte ich mir nur ein paar Actionbilder und -filme angucken. Also welche, die besser sind als das, was man in den normalen Filmen immer so sieht.« Niklas kniff die Lippen zusammen. »Brutaler, meine ich.«

»Und woher weißt du, dass René da mitmacht?«

Niklas hob wieder die Schultern, als ob er von nichts wüsste. »Das hab ich irgendwie mitbekommen. Weil er plötzlich mit den coolen Jungs abhing und nicht mehr so allein rumstand. Ich hab mir das einfach irgendwie gedacht.«

»Spielt Geocaching bei euch eine Rolle?«, erkundigte sich Winterberg, obwohl er selbst nicht mehr an eine Verbindung zwischen dem Cachen und den Gewaltvideos glaubte.

»Nein. Keine Ahnung, warum Renés Finger da in den Dosen waren. Aber ich glaub nicht, dass das zusammengehört. Das Geocaching und unser Netzwerk, meine ich. Jedenfalls hab ich davon noch nie gehört.«

»Kennst du einen Robert Münker aus Kreuztal? Sind auch ältere Erwachsene in dem Netzwerk?«

Niklas schien kurz zu überlegen, verneinte dann aber Winterbergs Frage. »Den Namen kenne ich nicht. Und ich glaube auch nicht, dass Ältere dabei sind.« Er sah seinen Vater stirnrunzelnd an. »Das ist doch eh nicht euer Ding, oder? Ihr seid immer so korrekt, versteckt euch hinter irgendwelcher scheinheiligen Moral und wollt uns erzählen, wo es im Leben langgeht. Dabei wisst ihr das doch selber oft gar nicht.«

Winterberg schüttelte den Kopf. Das Gespräch glitt in falsche Bahnen ab, er wollte jetzt keinen Disput mit einem Heranwachsenden haben. Er hatte wahrhaft Wichtigeres zu tun!

Mit einem Ruck stand Winterberg auf. »Lassen wir das. Ich hab noch einen wichtigen Termin draußen. Du kannst jetzt gehen.«

»Und was ist mit meinem Rechner?« Niklas blieb mit verschränkten Armen sitzen.

Winterberg ging zur Tür und hielt sie seinem Sohn auf. »Das besprechen wir später. Wenn wir René gefunden haben.«

»Das ist gemein! Du hast mir versprochen, dass ich den Rechner wiederbekomme, wenn ich dir helfe. Ich hab dir alles gesagt, was ich weiß!« Seine Stirnfalten vertieften sich voller Zorn, und er sprang auf. Als er an seinem Vater vorbeiging, stieß er ihm mit dem Arm gegen den Brustkorb.

Winterberg wich ein Stück zurück. »Erst finde ich René, dann kümmere ich mich um deinen Rechner«, sagte er leise und nahm seinen Autoschlüssel aus der Hosentasche. Er hörte, wie Niklas durch den Flur davonstampfte.

Winterberg verließ das Zimmer und schloss die Bürotür hinter sich ab. Er war froh, dass Niklas seinen Tower unter dem Schreibtisch nicht gesehen hatte.

Kapitel 63

Das Lachen prallte gegen die Wände der Höhle und kam in hundertfacher Verstärkung zurück. Natascha zerrte an den Fesseln, aber sie schnitt sich dabei nur schmerhaft in die Handgelenke. Die Schnüre bewegten sich keinen Millimeter.

Er unterbrach sein Lachen. »Raffiniert, oder? Diese Art der Fesselung ist viel wirkungsvoller als das übliche Verschnüren von Händen und Füßen. Es ist keine gewöhnliche Fesselmethode, sondern dem Bondage entliehen. Ich habe nur ein paar winzige Abwandlungen durchgeführt. Beim Bondage werden normalerweise kleine ›Notanker‹ eingefügt – Knoten, die sich leicht lösen lassen. Das ist für meine Zwecke natürlich ungeeignet. Also habe ich Knoten verwendet, die sich umso fester zusammenziehen, je stärker man daran zerrt.« Er musterte sie triumphierend. »Diese Information sollte ich Ihnen fairerweise schon im Vorfeld mitteilen. Nicht, dass Sie hinterher behaupten, Sie hätten nichts davon gewusst. Ich bin nämlich ein sehr höflicher Mensch.«

Natascha spürte die Tränen, die ihr die Wangen herunterliefen. Sie hätte am liebsten geschrien, doch inzwischen konnte sie nur dumpfe Laute von sich geben, da sie geknebelt war. Er hatte ihr das Ende eines Seidenschals in den Mund gesteckt, das Tuch dann mehrmals um den Kopf gewickelt und einen Knoten geschlungen. »Es ist ein weicher Seidenschal«, hatte er dazu bemerkt. »Nicht ganz billig. Damit Sie sehen, wie wertvoll Sie für mich sind.«

Sie hatte versucht, den Schal wieder loszuwerden, und ihre Zunge von unten dagegengedrückt, aber der Knebel saß fest. Er machte seine Sache gründlich. Dabei müsste ihm doch auch klar sein, dass sie hier unten niemand hörte. Aber vielleicht wollte er durch die Knebelung das Gefühl der Bedrohung verstärken. Eines seiner Psychospiele ...

Plötzlich legte er einen Zeigefinger auf die Lippen und bedeutete ihr, ganz ruhig liegen zu bleiben. Natascha hatte geglaubt, ihre Angst könnte sich nicht mehr steigern, wäre an ihrem Zenit angekommen – doch sie hatte sich geirrt. Es gab noch eine Steigerung. Ein rotes Stechen zog sich durch ihren Körper: Es begann an der Stirn, fuhr durch die Luftröhre und endete in einem spitzen Schmerz in der Blase. Sie hatte das Gefühl, sich jeden Moment einzunässen.

Im Hintergrund vernahm sie Geräusche. Leise nur, aber deutlich zu hören. Was war das? Der Schmerz zog sich aus ihrer Blase zurück, verwandelte sich in Energie und ließ ihren Puls hochschnellen. Sie versuchte, sich ihre Irritation nicht anmerken zu lassen, während sie zu ihm aufblickte. Er hatte sich aufgerichtet und stand nun bedrohlich über ihr, als könnte er sie mit einem einzigen Fußtritt zerquetschen.

Doch er beachtete sie gar nicht. Seine Aufmerksamkeit galt den Geräuschen hinter ihnen.

Kapitel 64

Simon rannte so schnell wie möglich zur Hütte. Wieder schnellten ihm Zweige ins Gesicht, aber er ließ sich nicht davon bremsen. Die Gedanken in seinem Kopf rasten. Er musste dringend Schmitz und seinen Kollegen Bescheid sagen. Auf einmal war alles, was die Kriminaltechniker in der Hütte herausfinden konnten, extrem wichtig geworden. Und es mussten Streifen zu Münker fahren – aber darum hatte sich ja Lorenz längst gekümmert. Auch Winterberg wusste Bescheid und würde in kürzester Zeit an der Hütte sein.

Der Boden war uneben, und Simon wäre beinahe über einen großen Stein gestolpert, der mitten auf dem Weg lag. Er hielt einen Moment inne. Warum hatte er den vorher nicht bemerkt? Egal – er musste weiterrennen und durfte keine Zeit verlieren.

Als er die Hütte erreichte, blieb er wenige Schritte davor stehen. Die Tür stand offen und gab den Blick frei auf den Innenraum, der von Baustrahln grell ausgeleuchtet wurde, damit man auch den kleinsten Fussel finden konnte. Durch die Tür fiel ein Rechteck aus gelbem Licht auf den dunklen Waldboden, und auch die Fenster an den Seiten der Hütte ließen helles Licht nach außen scheinen. Der Anblick wirkte surreal und bedrohlich. Simon überkam ein Gefühl der Unwirklichkeit – als wäre all dies nur die Kulisse eines Gruselfilms.

Er befreite sich von dem lärmenden Eindruck und trat näher heran. Ein Kollege von Schmitz hockte in seinem weißen Papieranzug neben der Tür und leuchtete regelrecht, weil er sich im Lichtstrahl eines der Baustrahler befand. Er sah kurz auf, als er Simon kommen hörte.

»Hi. Guck dir mal die Überraschung da drinnen an.« Er zeigte mit dem Daumen über seine Schulter.

Simon stellte sich vor den Eingang und hatte zunächst Schwierigkeiten zu verstehen, was er da sah. Das Innere der Hütte hatte sich extrem verändert. Das Schlafsofa stand nicht mehr an seinem alten Platz an der Wand, sondern war hochkant aufgestellt worden. Auch der kleine Tisch stand nicht mehr an seinem alten Platz unter dem Fenster mit den bunten Vorhängen, sondern war an die Seite gerückt worden. Der Flickenteppich, der vorher auf dem Dielenboden gelegen hatte, war nirgendwo mehr zu sehen – genauso wenig wie ein Teil der Dielenbretter. An ihrer Stelle klaffte ein riesiges Loch, gut zwei mal zwei Meter groß.

»Eine Bodenklappe!«, entfuhr es Simon.

»Jepp.« Schmitz trat zu ihm und schlug ihm auf die Schulter. »Darauf sind wir gestoßen, als wir die Möbel verschoben haben. Kann man sich kaum vorstellen, oder?« Schmitz reichte ihm Überziehschuhe aus Plastik.

»Nein.« Simon streifte die Überzieher über seine Schuhe und ging in die Hütte. »Was hat das zu bedeuten?«

Er ging zum Rand der Öffnung und sah nach unten. Im Licht der Baustrahler konnte er eine schmale Holzleiter erkennen, die hinunterführte. Nach etwa zwei Metern endete sie auf steinigem Untergrund. Gleich daneben war ein Tunnel zu erkennen.

»Das ist ja der Einstieg zu einem unterirdischen Gang!«, rief Simon. »Was hat das zu bedeuten? Wir müssen diesen Tunnel so schnell wie möglich untersuchen.«

Schmitz zuckte mit den Schultern; bei dieser Bewegung gab sein Overall raschelnde Geräusche von sich. »Ich hab grad bei Winterberg und Lorenz angerufen. Die sind in wenigen Minuten hier. Du solltest vielleicht warten, bis sie eingetroffen sind.«

Simon drehte sich zu ihm um. »Aber was ist, wenn Natascha da unten ist? Oder auch René? Ich muss rasch da runter!«

Doch Schmitz hielt ihn am Oberarm fest und zog ihn von der Öffnung weg. »Das muss alles nichts heißen«, versuchte er ihn zu beruhigen.

Simon riss sich von ihm los. »Der Besitzer dieser Hütte ist Münder, dem auch die Dosen gehören, in denen die Finger gelegen haben. Und auch den Bonuscache da oben am Grillplatz hat er versteckt.« Verzweifelt rief er aus: »Was willst du denn noch für Beweise?«

Schmitz hielt ihn weiterhin fest. »Warte wenigstens, bis Winterberg und Lorenz hier sind. Und die Sanitäter, die hab ich ebenfalls angerufen. Mit unüberlegten Handlungen gefährdest du möglicherweise die Befreiung von Natascha oder René, also warte auf Winterberg!«

Ja, natürlich hat Schmitz recht, dachte Simon. Unüberlegte Schnellschüsse konnten die beiden unnötig in Gefahr bringen. Vorausgesetzt, sie waren überhaupt hier. Simon lief nach draußen, um einmal tief durchzuatmen. Er musste erst wieder zur Besinnung kommen.

»Wir haben doch alles abgesucht. Wieso haben wir die Bodenklappe nicht vorher schon gefunden?«, fragte er den weiß gekleideten Kriminaltechniker, der noch immer den Eingangsbereich untersuchte.

Der Mann gesellte sich zu ihm. »Wir wussten ja, dass Natascha Krüger hier war. Wegen dem Hund. Also haben wir angefangen, jeden Quadratzentimeter in der Hütte abzusuchen. Na ja, und als wir dann das Sofa weggerückt haben, sind wir auf Scharniere gestoßen. Normalerweise steht da das Sofa drauf.«

Simon fiel auf, dass sich der Kollege um eine klare, dialektfreie Aussprache bemühte, doch der Tonfall war unverkennbar. Das kehlig gerollte R verriet, dass der Mann ein Einheimischer war.

»Wenn das Sofa ausgeklappt ist, nimmt es so viel Platz ein, dass man die Klappe darunter nicht sehen kann«, erklärte der Kriminaltechniker weiter. »Erst wenn es zum Sitzen hochgeklappt wird, sieht man die Scharniere. Sie sind zwar geschwärzt worden, damit sie auf dem Boden nicht auffallen, aber wir haben sie natürlich trotzdem entdeckt. Und die Vorrichtung, mit der die Klappe geöffnet wird, ist unter dem Fenster, und zwar genau da, wo der Tisch stand.«

Simon war fassungslos. »Wir haben doch die Hütte abgesucht, haben den Teppich hochgehoben und unter das Sofa geschaut. Und dabei haben wir die Klappe nicht bemerkt – vielleicht, weil sie zu groß war?«

Er betrat die Hütte erneut, ging in die Hocke und befühlte den Rand der Öffnung, wo die Dielen abgesägt waren. Unter den Holzdielen war dunkles Erdreich zu sehen.

»Das hätte uns nicht passieren dürfen«, klagte Simon. Als er sich umdrehte, erblickte er endlich Lorenz.

Der Kollege stand in der Tür, er trug ebenfalls weiße Überschuhe an den Füßen. »Winterberg muss jeden Augenblick hier sein. Sobald er da ist, gehen wir da runter.« Lorenz betrat die Hütte und zeigte auf einen der Baustrahler in der Ecke. »Schmitz, ihr habt doch Taschenlampen für uns, oder?«

Der Kriminaltechniker nickte. »Ja, eine ist hier im Koffer. Und eine Stirnlampe.« Er blickte zur Tür. »Da kommt Winterberg.«

»Endlich!«, rief Simon erleichtert. Er eilte nach draußen und begrüßte Winterberg mit Handschlag.

Ihr Abstieg in den dunklen Untergrund der Hütte konnte beginnen.

Kapitel 65

Er war weg. Und die Geräusche von oben waren verebbt, davongeweht wie ein Papierflieger. Auch Renés Wimmern hatte aufgehört. War er etwa schon tot? Einzig das Tropfen im Hintergrund konnte sie hören. *Tock ... Pause ... Tock ... Pause ... Die Geräusche waren vorhersehbar. Ein Anker in der Tiefe der Dunkelheit. Tock.* Ihre Hand zitterte; sie spürte einen drohenden Krampf im Oberarmmuskel. Wie beim Bogenschießen fühlte sie in ihren Bizeps hinein – sah vor ihrem inneren Auge das Muskelgewebe und die Sehnen – und schickte warme Konzentration an die gefährdete Stelle. Der Schal im Mund drückte nicht mehr so stark. Vielleicht hatte sie sich ja inzwischen an den Knebel gewöhnt.

Wohin war er verschwunden? Er würde wiederkommen und das beenden, womit er angefangen hatte. Da war sie sich sicher. Sie schluckte, dachte an Lorenz und Winterberg. Würden die beiden sie jemals finden?

Natascha versuchte, sich abzulenken, und dachte an Primzahlen. So wie beim Schießen, wenn sie sich auf ihr Ziel konzentrierte. Sie sah die Zahlen vor sich: das Lindgrün der Drei, das plüschnige Rot der Fünf. Die strenge Elf als willkommene Freundin, genau wie die grinsende Dreizehn. Natascha merkte, wie ihr Atemrhythmus langsamer wurde und eine angenehme Wärme sie zu durchfluten begann. Kam das nun von der Entspannung, oder wurde hier unten die Atemluft dünn? Es war bestimmt die Luft, dachte sie. Irgendwann würde der Sauerstoffgehalt so gering sein, dass das Kohlendioxid sie langsam vergiftete. Erst wurde man müde, dann bewusstlos, und am Ende starb man. Irgendwo hatte sie gelesen, dass sich das Kohlendioxid am Boden sammelte. Dann lag sie wohl schon im tödlichen Gas.

Aber es war ihr egal. So würde sie wenigstens nicht merken, wenn er sie verletzte. Vielleicht bekäme sie auch ein Betäubungsmittel und könnte langsam in den Tod hinübergleiten.

Bilder kamen auf. Tine mit einem Glas Tequila in der einen Hand, einer Zitronenscheibe in der anderen. Ihre Mutter in der Küche, mit der großen gelben Rührschüssel vor dem Bauch; ihr Bruder Sebastian daneben, seine Zunge am verklebten Teigschaber.

Nataschas Augen brannten. Sie hatte keine Tränen mehr.

Kapitel 66

Winterberg schnallte sich eine Stirnlampe um den Kopf. Sie drückte, doch er achtete nicht darauf. Er wollte so schnell wie möglich nach unten in den Gang hinein – ebenso wie Steinhaus und Lorenz, der die Taschenlampe nahm.

Im nächsten Moment bemerkte Winterberg, wie er und die beiden Kollegen fast gleichzeitig ihre Waffen überprüften. Einmal Polizist, immer Polizist, dachte er.

»Ich hab vorhin erfahren, dass die Hütte schon vor Urzeiten gebaut wurde«, berichtete Winterberg, während er sich ein Paar Handschuhe anzog. »Und zwar genau über einem Stolleneingang. Niemand hat mehr gewusst, dass diese Bretterbude eigentlich der Zugang zu einem Tunnel ist.« Er sah zu Lorenz und Steinhaus. »Seid ihr so weit?«

Beide nickten. Ihnen stand die Anspannung ins Gesicht geschrieben.

»Ich schicke euch die Sanis hinterher, wenn die kommen«, versprach Schmitz. »Und wenn einem von euch da unten was passiert, dann gebt mir ein Lichtzeichen. Der Altbergbau ist tückisch, vergesst das nicht! Drei Mal blinken, und ich schicke euch jemanden hinterher. Da unten ist ja leider kein Handyempfang. Und bringt euer Leben nicht in Gefahr!«

»Danke, Schmitz«, sagte Winterberg und gab das Kommando zum Abstieg.

Steinhaus kletterte voran, dann folgte ihm Lorenz. Winterberg stieg als Letzter hinab. Kalte, feuchte Luft strömte von unten herauf und umfing erst seine Beine und anschließend seinen Unterkörper.

»Vorsicht, das Holz ist feucht und glatt«, warnte Lorenz, der unten auf ihn wartete.

Steinhaus stand drei Meter weiter in einer höhlenartigen Kammer und hatte die Hände zu Fäusten geballt. Seine Anspannung war förmlich zu spüren.

Winterberg ergriff die Taschenlampe und leuchtete die beiden Kollegen an. Ihre Gesichter waren gespenstisch weiß, die Augen saßen in dunklen Höhlen.

»Leuchte mal mit der Lampe in den Gang dort hinein; ich will wissen, wie tief das in den Stollen reingeht«, sagte Steinhaus. Als Winterberg nicht schnell genug der Aufforderung nachkam, streckte Steinhaus den Arm aus, um die Taschenlampe an sich zu nehmen.

Winterberg zog die Hand zurück. »Nix da! Ich übernehme die Führung, und ihr bleibt hinter mir. Wir können uns keine Ausfälle erlauben.«

Nach diesen Worten marschierte Steinhaus los; die beiden anderen folgten ihm.

Der Lichtstrahl der Taschenlampe wanderte an den Wänden umher und beleuchtete grobes Felsgestein, das an manchen Stellen rötlich glänzte. Die unterschiedlichen Gesteinsschichten waren deutlich an den Querstreifen zu erkennen. An manchen Stellen verliefen die Lagen waagerecht, an vielen anderen Stellen schräg, so als wären einzelne Schichten abgebrochen und hätten sich an anderen vorbei nach unten gesenkt. Winterberg bekam eine Ahnung davon, wie beweglich die einzelnen Erdschichten waren, obwohl der Fels eine so große Festigkeit besaß. Im Inneren der Erde, unter ihren Füßen, herrschte offenbar mehr Instabilität, als ihm lieb war.

»Hier lag wahrscheinlich kein Erz«, meinte Lorenz. »Das hier ist ein alter Zugangsstollen.« Lorenz stieß fast mit dem Kopf an die steinerne Höhlendecke und zog unwillkürlich die Schultern ein.

Winterberg befühlte die Höhlenwand. Sie war kalt und feucht, ebenso wie die Luft. Er leuchtete an Steinhaus vorbei in den schmalen Gang hinein. Der Lichtkegel durchstach das Dunkel, wurde immer diffuser und verschwand irgendwo in der Ferne.

»Der Stollen geht ganz schön weit rein. Hinten wird er bestimmt enger und niedriger; das ist nämlich typisch für einen Gang, der mit der Hand ausgeschlagen wurde«, erklärte Lorenz

seinen Kollegen.

Mit raschen Schritten drang Steinhaus tiefer in den Stollen hinein und enteilte den beiden anderen. Er stützte sich dabei mit den Händen an den Wänden ab.

Winterberg richtete die Taschenlampe auf den Boden und nahm Steinhaus so das Licht.
»Steinhaus, bleib stehen! Wir gehen zusammen, und ich marschiere von nun an als Erster. Keiner geht alleine! Aber zuerst sprechen wir über die Gefahren dieser alten Tunnel. Ist das klar?«

Er hörte Steinhaus' Schritte auf dem Geröll am Boden. Im nächsten Moment war der Kollege wieder bei ihnen.

»Du meinst die Einsturzgefahr?«, fragte Steinhaus.

»Ja, die auch.« Winterberg ließ den Lichtstrahl der Lampe über die Wand gleiten.

Morsche Holzstücke waren in Abständen von etwa ein bis zwei Metern an Decke und Wand zu sehen. Stützbalken. Das Holz war dunkel, fast schwarz, und an manchen Stellen beängstigend dünn. Helle Flechten und Moose hatten sich an den Streben ausgebreitet. Ab und zu konnte man einen helleren Balken erkennen, der nicht zu den anderen passte.

»Hier hat jemand neue Balken eingefügt, vermutlich, um die Höhlendecke besser abzustützen«, meinte Winterberg.

Der Atem der drei bildete feine Dunstwölkchen im Lichtkegel, die nach oben flohen. Sie spürten jedoch nicht nur die feuchte Kälte, sondern auch einen Luftzug, der ihnen aus dem Stollengang entgegenwehte.

»Na ja, hier unten ist zumindest genug Luft«, sagte Steinhaus. »Vielleicht fallen uns tonnenweise Steine auf die Schädel, aber wir ersticken wenigstens nicht. Können wir jetzt endlich weiter?« Er klang ungeduldig.

Doch Winterberg schüttelte den Kopf. Am liebsten hätte er den forschenden Kollegen wieder nach oben geschickt, sie konnten hier keinen Heißsporn gebrauchen. Nicht bei dieser Mission. Aber er verstand auch seine Ungeduld. Es ging hier schließlich um das Leben seiner Kollegin und Freundin.

Winterberg schob sich an Steinhaus vorbei weiter in den Gang hinein und leuchtete mit der Taschenlampe geradeaus in die Dunkelheit. So weit sie schauen konnten, sahen sie nur den alten Stollen mit den morschen Stützbalken und maroden Holzkonstruktionen.

»Die Einsturzgefahr ist nicht das Schlimmste im Altbergbau«, erklärte Lorenz. »Viel gefährlicher sind die Luftverhältnisse hier unten: die Wetter. Oftmals ist der Sauerstoffgehalt der Luft so niedrig, dass man irgendwann einfach zusammenklappt und erstickt. Das Fatale daran ist, dass man es nicht rechtzeitig bemerkt, sondern erst, wenn es zu spät ist.«

»Aber dann besteht doch auch Explosionsgefahr, oder?« Steinhaus' Stimme klang hier unten im Tunnel seltsam gedämpft.

»Hier nicht so, eher im Kohlebergbau, wie zum Beispiel im Ruhrgebiet. Aber man weiß schließlich nie, wie die Wetter in den einzelnen Stollen sind und welche Gase sich gebildet haben. Und das Fatale an den Gasen ist deren Zusammensetzung. Im Bergbau sind ganz besonders die sogenannten Kriechgase gefürchtet, denn sie vermischen sich mit der übrigen Luft im Stollen oder einer Höhle und können überall lauern, nicht nur am Boden. Man bemerkt sie nicht rechtzeitig, und irgendwann ist dann der Sauerstoffgehalt der Luft zu niedrig, und man erstickt qualvoll. Wenn man merkt, dass die Atemluft zu dünn wird, ist es meistens schon zu spät.«

Lorenz trug mit seinen Ausführungen nicht unbedingt zur Beruhigung bei. Aber seine Ausführungen lenkten auch ein wenig von der Situation ab, die Winterberg zunehmend bedrohlicher fand. Die Kollegen hinter ihm blieben eine Zeit lang still, und man hörte nur den gedämpften Widerhall der Schritte. Ab und zu platschte es, wenn jemand in eine Pfütze trat.

Plötzlich begann Lorenz erneut zu erzählen. »Früher setzte man Kanarienvögel als

Frühwarnsystem für die Bergleute ein. Schon bei den kleinsten Mengen an Kohlenmonoxid in der Luft plusterten sich die Tiere erst auf und kippten dann von der Stange. Das war das Zeichen für die Bergleute, schleunigst die Gänge und Gruben zu verlassen, bevor die Atemluft ganz dünn wurde. Aber auch das hat man im Kohlebergbau eher als hier.«

Winterberg ging langsamer und leuchtete den Boden ab, als könne er auf diese Weise gefährliche Gase sichtbar machen. Unwillkürlich atmete er tief ein und wieder aus, als ließ sich so seine Lungenkapazität erweitern. Es fühlte sich alles normal an; er brauchte keinen Kanarienvogel, der ihm das Leben rettete. Dagegen dachte er voller Sorge an Natascha, die möglicherweise von Kriechgasen umgeben war. Vielleicht erstickte sie genau in diesem Moment, in dem sie hier durch den Gang gingen. Sie mussten sich beeilen!

»Bückt euch, hier ragen überall scharfkantige Felsstücke heraus!«, rief er nach hinten. Der Tunnel wurde immer niedriger und enger, und Winterberg hatte den Eindruck, dass sie kaum merklich abwärtsgingen. Es wurde immer kühler, und seine Kleidung fühlte sich klamm an. Er fröstelte. Mehr als zehn Grad konnten sie hier kaum haben, dachte er.

»Ich finde es ganz schön unheimlich hier unten«, gestand Steinhaus, der dicht hinter Winterberg ging und ihn kurz antippte. »Und Lorenz' Erklärung darüber, wie gefährlich das hier alles ist, hat mich auch nicht gerade beruhigt. Was ist das bloß für ein Gang?«

Winterberg lief weiter, ohne zu antworten.

Winterbergs Beklemmung wuchs. Mit jedem Schritt drangen sie tiefer in die Erde ein, weitab von Licht und Sauerstoff. Schon lange hatten sie nicht mehr die Möglichkeit, bei Gefahr durch Lichtzeichen um Hilfe zu bitten. Wenn ihnen jetzt etwas zustieß, konnten sie nur hoffen, dass die von Schmitz alarmierten Rettungssanitäter recht bald kommen würden. Und weitere Verstärkung am besten gleich hinterher.

»Da vorne ist noch immer kein Ende zu sehen, der Tunnel scheint ewig lang zu sein!«, rief Steinhaus verzweifelt. »Glaubt ihr wirklich, dass Natascha hier irgendwo versteckt ist? Wir hätten sie doch schon längst finden müssen! Sicher ist sie irgendwo in einer anderen Hütte gefangen, und das hier ist nur ein Täuschungsmanöver. Wär ja nicht das erste. Vielleicht tut er ihr gerade etwas an, während wir hier wie Kellerasseln durch die Erde kriechen.«

Winterberg drehte sich um. Steinhaus' Schatten ragte hinter ihm auf und ließ ihn bedrohlich groß und mächtig erscheinen.

»Und dann stürzt die Erde über uns ein, oder wir ersticken elendig langsam durch die Gase!«, fügte Steinhaus hinzu.

»Jetzt halt mal den Mund!«, herrschte Winterberg seinen Kollegen an, der angesichts der Finsternis und der Enge des Tunnels offenbar panisch reagierte. Entschlossen ging er weiter und leuchtete in die Dunkelheit vor ihm hinein.

»Hey, beruhigt euch!«, rief Lorenz von hinten. »Das bringt jetzt gar nichts. Wir stehen zwar alle total unter Strom, doch wir müssen gerade jetzt zusammenhalten.«

Winterberg seufzte und folgte weiter dem Lichtkegel seiner Taschenlampe. Plötzlich sah er, dass sich der Weg vor ihnen gabelte.

»Verdammmt!« Er blieb stehen. »Was nun?«

»Scheiße!«, hörte er Lorenz ausrufen.

Steinhaus stöhnte auf. »Also doch eine falsche Fährte.«

Sie gingen näher an die Gabelung heran.

Winterberg leuchtete in beide Tunnels hinein. »Mist! Der eine Gang ist so dunkel wie der andere! Und welchen sollen wir jetzt nehmen?«

Er beleuchtete den Boden, suchte ihn nach Fußspuren oder anderen Zeichen ab. Aber hier unten gab es so gut wie keine Erde, keinen Staub – nichts, worin sich ein sichtbarer Abdruck zeigen würde. Nur das feuchte Geröll und kleine Pfützen.

»Wir nehmen den rechten«, antwortete Steinhaus.

Winterberg sah ihn fragend an.

»Irgendwo müssen wir schließlich anfangen«, erklärte Steinhaus und hob die Schultern.

Winterberg versuchte so etwas wie ein Lächeln und ging als Erster in den rechten Gang hinein.

Tief gebückt wanderten sie durch das unterirdische Tunnelsystem, ohne zu wissen, wo sie sich befanden. Winterberg hatte die Orientierung verloren. Wahrscheinlich bewegten sie sich in Richtung Norden, aber das ahnte er mehr, als dass er es wusste. Der Gang wurde mit jedem Schritt niedriger und schmäler und damit auch immer bedrohlicher. Winterberg leuchtete nach vorn, aber auch vor ihnen war nur zu erkennen, dass sich der Gang verengte. Noch ein paar Meter, und sie würden kriechen müssen.

»Ich mag gar nicht über die unglaublich vielen Grubenkarten und -blätter nachdenken, die es vom Siegerland gibt – in diesen Stollengängen kann man sich gefährlich verirren.« Lorenz flüsterte in der Finsternis; sie verstärkte die beängstigende Wirkung seiner Worte. »Die ältesten Karten stammen aus dem achtzehnten Jahrhundert. Vorher wurde gar nichts kartografiert; da ist man einfach den Erzgängen gefolgt, hat gebohrt und gegraben und sich nicht um irgendwelche Rechte geschert.«

»Es weiß also kein Mensch, wie die uralten Stollen verlaufen?«, fragte Steinhaus mit scharfer Stimme. »Wenn uns hier unten etwas passiert und die Nachhut den falschen Abzweig nimmt, sind wir also tot.«

Winterberg musste ihm recht geben. »Das ist wahr. Außerdem kommen wir hier gleich nicht mehr weiter. Lasst uns zurückgehen und den anderen Gang nehmen. Lorenz, jetzt gehst du voran, ich bleibe hinten.«

Sie wechselten die Marschrichtung und schritten in gebückter Haltung wieder auf die Stelle zu, wo sich die Gänge trennten.

Plötzlich fühlte sich Winterberg unendlich einsam.

Sie erreichten erneut die Abzweigung. Lorenz nahm die Taschenlampe wieder an sich und ging zielstrebig in den anderen Gang, selbstbewusst wie ein erfahrener Höhlenführer. Winterberg war ihm dankbar dafür, weil es ihm selbst ein Stück Verunsicherung nahm. Das galt wohl auch für Steinhaus, der schweigend vor ihm marschierte, die Hände zu Fäusten geballt. Falls er noch immer von Furcht einflößenden Gedanken bedrängt wurde, behielt er sie zumindest für sich.

Auch Winterberg konnte sich nicht ganz von der Angst freimachen, die von der unheimlichen Düsternis ausgelöst wurde. Hinter sich hörte er ein Rascheln – vielleicht von Fledermäusen, Lurchen oder Eidechsen, die hier in der Dunkelheit lebten. Im Strahl der Taschenlampe huschten vor ihnen kleine Tiere über den rostroten Stein, doch Lorenz an der Spitze beachtete sie gar nicht und marschierte vorwärts. Auch wenn sie jetzt schon dreißig Meter oder mehr in dem Gang gelaufen waren, wurde er nicht so schnell enger wie der erste Tunnel. Winterberg schöpfe Hoffnung.

Gleichzeitig hatte er das drängende Gefühl, dass ihnen die Zeit davonlief. Was, wenn sie nicht rechtzeitig eintreffen würden! Er dachte an das Entsetzen, das ihn überkommen hatte, als ihm Renés amputierte Finger zu Gesicht gekommen waren. Es gab Anblicke und Gerüche, gegen die er sich einfach nicht abhärteten konnte. Und auch ein weiteres Bild quälte ihn: Natascha. Hoffentlich war es für sie noch nicht zu spät!

Die Lichtstrahlen aus den beiden Lampen wanderten immer weiter, durchstachen das Dunkel und glitten über den feuchten Stein. Sie gingen Meter um Meter, doch seit einer gefühlten Ewigkeit änderte sich nichts an dem Stollen: keine Abzweigung, keine Höhle – und kein Ende. Der Weg war zermürbend, und wohin sie auch blickten, überall gab es Gestein. Immer öfter mussten sie die Köpfe einziehen, weil Felsstücke in den Gang hineinragten. Lorenz ging jetzt

langsamer. Abwechselnd beleuchtete er Decke und Boden, damit er sich nicht den Kopf stieß und nicht ins Stolpern geriet und womöglich hart auf den Fels stürzte. Es wurde immer gefährlicher, je weiter sie in die Erde vordrangen. Steinhaus war ungewöhnlich still, nur sein Atem kräuselte sich in feinen Nebelwölkchen vor seinem Gesicht.

Plötzlich blieb Lorenz stehen.

»Da!« Er wies mit dem Lichtstrahl nach vorn. In etwa zehn Metern Entfernung wurde der Gang an den Seiten breiter und höher.

»Eine Höhle!« Steinhaus rannte nach vorn in den Lichtkegel.

Jetzt sah Winterberg es auch. Vor ihnen war eine höhlenartige Kammer, etwas größer als die zu Beginn ihrer Stollenwanderung. Und vor der Höhle saß jemand.

Kapitel 67

»Natascha!«, rief Steinhaus und rannte auf die Gestalt vor der Höhle zu.

Winterberg leuchtete mit seiner Stirnlampe dem vorwärtselenden Kollegen hinterher. Plötzlich blieb Steinhaus stehen.

»Verdammte Scheiße!«, rief er und drehte sich mit weit aufgerissenen Augen zu den beiden Kollegen um.

Unvermittelt richtete sich die Person hinter Steinhaus auf und lachte. Es klang nicht besonders schön – und vor allem überhaupt nicht nach Natascha. Der Lichtstrahl von Lorenz' Taschenlampe traf abwechselnd Steinhaus und die Person hinter ihm. Sie stand breitbeinig am Eingang der Höhle, hatte die Arme verschränkt und grinste dermaßen frech, dass Winterberg am liebsten in das Gesicht reingeschlagen hätte.

»Ach, schau an«, sagte der Mann. »Ich habe schon gar nicht mehr daran geglaubt, dass Sie es noch schaffen werden. Sie haben erstaunlich lange gebraucht, um zu uns zu finden.«

»Wo sind René Staudt und Natascha Krüger?«, hörte Winterberg sich fragen. Es klang viel weniger aggressiv, als er sich fühlte.

Sein Gegenüber lachte. »Sie meinen die beiden jungen Menschen? Die sind gut verschnürt und sicher verwahrt. Fast wie Geschenkpäckchen. Nur, dass es gar keinen Anlass gibt, die beiden zu verschenken. Es ist ja schließlich weder Weihnachten noch hat jemand Geburtstag. Oder?«

Winterberg holte tief Luft und versuchte, sich nicht provozieren zu lassen. »Geben Sie einfach auf, machen Sie Platz und lassen Sie uns zu den Gefangenen. Ich weiß, dass sie in der Höhle sind.«

Doch sein Gegenüber lachte erneut und hielt demonstrativ eine Spritze in die Höhe. Der Schein der Taschenlampe warf einen Schatten der Spritze an die Höhlenwand, die Konturen des behauenen Gesteins verbogen und verzerrten ihn.

Winterberg wich zurück, und auch Steinhaus und Lorenz gingen ein Stück nach hinten.

»Was haben Sie mit ihr gemacht?«, rief Steinhaus voller Zorn, seine Stimme überschlug sich fast. »Was haben Sie ihr gegeben?«

Doch der Entführer warf nur den Kopf zurück und stieß ein lautes Lachen aus; es brach sich an den Wänden, blieb als verstärktes Echo im Tunnel und hallte dann nach. Schließlich sah er Steinhaus direkt ins Gesicht. »Als ob ich Ihnen das verraten würde. Aber seien Sie beruhigt: Sie hat einen guten Schlaf und leidet nicht.«

»Münker!« Lorenz versuchte, die Aufmerksamkeit des Mannes auf sich zu ziehen und ihn von Steinhaus abzulenken.

Winterberg begriff sofort seinen Plan und hoffte, dass auch Steinhaus ihn verstand. Wenn Münker sich nur auf Lorenz konzentrierte, würde es den beiden anderen vielleicht gelingen, blitzartig nach vorne zu springen und ihn zu überwältigen. Doch der Entführer reagierte schnell; er drehte sich nur ein kleines Stück zu Lorenz und behielt dabei Steinhaus und Winterberg weiterhin im Auge. Plötzlich lächelte Münker. Aus den Augenwinkeln sah Winterberg, dass Steinhaus seine Waffe gezogen und sie auf den Entführer gerichtet hatte.

Münker lachte erneut laut auf. »Ich hoffe doch sehr, dass Sie ein guter Schütze sind! Wenn Sie nämlich nicht mich treffen, sondern die Wand, dann haben wir alle ziemlichen Spaß mit Querschlägern, nicht wahr?«

»Auf die kurze Distanz treffe ich Sie genau ins Auge«, entgegnete Steinhaus wütend.
»Also lassen Sie die Spritze fallen und drehen Sie sich um. Hände an die Wand!«

Doch Münker blieb einfach stehen. Er senkte zwar die Hand mit der Spritze, hielt sie aber

nach wie vor in der Faust.

Lorenz zog ebenfalls seine Waffe. Winterberg griff gerade zum Holster, als Münker blitzartig auf sie zusprang. Er nahm die Haltung eines Fechters ein – nur, dass er ihnen statt eines Degens die Spritze entgegenhielt. Winterberg ging rasch einen großen Schritt nach hinten, weg aus der Gefahrenzone. Dabei stieß er schmerhaft mit dem Kopf gegen die Höhlendecke. Er biss die Zähne zusammen und unterdrückte den Reflex, die Wunde abzutasten.

Im gleichen Augenblick sah er, wie Steinhaus nach vorn schnellte. Er sah noch die Waffe des Kollegen aufblitzen, und ehe er richtig begriff, was geschah, hörte er erst ein Klatschen und dann ein Stöhnen.

Winterberg leuchtete zu Steinhaus. Der junge Kollege lag am Boden in einer unnatürlichen Haltung, der Kopf war nach hinten gestreckt, und er biss die Zähne zusammen. In seiner linken Hand hielt er die Waffe fest umklammert. Das Stöhnen kam aus seinem Mund, und neben seinem Oberarm lag die Spritze. Winterberg brauchte nur Sekundenbruchteile, um zu begreifen, was passiert war.

»Münker!«, rief Lorenz erneut.

Winterberg drehte den Kopf. Der Lichtstrahl seiner Stirnlampe erfasste Münker, der auf den Knien lag und mit dem Oberkörper an der Höhlenwand lehnte. Der Entführer grinste erneut, obwohl über seine rechte Schläfe Blut floss und von dort auf die Schulter herabtropfte.

Winterberg erblickte eine längliche Platzwunde an Münkers Stirn – dort musste ihn Steinhaus getroffen haben, der offenbar mit dem Pistolengriff zugeschlagen hatte.

Lorenz stellte sich mit gezogener Waffe über Münker. Dann beugte er sich langsam zur Seite und setzte die Taschenlampe auf dem Boden ab, ohne dabei den Entführer aus den Augen zu lassen.

Winterbergs Gedanken rasten. Steinhaus lag am Boden und wälzte sich herum, er hatte irgendein Mittel von Münker gespritzt bekommen. Seine Zuckungen wurden langsamer und traten in immer größeren Abständen auf. Winterberg wollte ihm irgendwie helfen. Doch was konnte er für ihn tun?

Außerdem war endlich der Weg zur Höhle frei. Das bedeutete, er konnte endlich René und Natascha befreien, falls sie wirklich da drinnen waren. Womöglich hatte Münker auch ihnen das Mittel gespritzt, das nun gerade Steinhaus lähmte.

Winterberg überlegte nicht lange. Lorenz war hier, hielt Münker mit der Waffe in Schach und würde auch ein Auge auf Steinhaus haben. Winterberg eilte an Steinhaus vorbei in die Höhle.

Doch was er da sah, gefiel ihm überhaupt nicht.

An der gegenüberliegenden Seite des niedrigen Höhleneingangs befand sich eine Bretterwand. Sie war etwa brusthoch und aus einfachen Holzbrettern zusammengebaut. Auf dem Boden vor der Wand befand sich eine zusammengekrümmte Gestalt. Winterberg leuchtete mit der Stirnlampe gegen die Wand, um die Person nicht zu blenden, während er auf sie zurann. Sie lag auf der Seite, sodass er sie nur von hinten sah. Ein Geflecht von Seilen umschürte die Arme am Rücken, die ebenfalls gefesselten Beine waren in einem spitzen Winkel nach hinten geknickt. Winterberg fühlte sich an eine Fliege erinnert, die einer überdimensionalen Spinne ins Netz gegangen war.

Endlich hatte er das gefangene Opfer erreicht. Es war Natascha.

Kapitel 68

Winterberg beugte sich besorgt zu ihr hinab. »Natascha!«, flüsterte er.

Keine Reaktion. Er fühlte ihren Puls in der Halsbeuge – ein regelmäßiges und festes Schlagen. Winterberg war erleichtert. Natascha lebte! Nun musste er dringend René suchen.

Er schaute über die Bretterwand und entdeckte den Jungen vor sich auf dem Boden. René war ebenso verschnürt wie Natascha. Neben ihm stand eine Kiste, die jedoch für eine Geocachingbox zu groß war.

Winterberg drückte sich mit den Händen oben auf der Kante der Wand ab und zog erst ein Bein darüber, dann das andere. Mit einem uneleganten Plumpsen landete er neben René.

Der Junge war blass und lag schlaff auf einer Isomatte. Dem Körper fehlte jegliche Spannung. Winterberg griff in die Halsbeuge und erschrak über die Kälte der Haut. Doch er konnte den Puls fühlen, auch wenn er sehr viel schwächer als bei Natascha war. Erleichtert schloss Winterberg einen kurzen Moment die Augen.

Er beschloss, sowohl René als auch Natascha in ihrem betäubten Zustand zu lassen und schnell Hilfe zu holen. Auch Steinhaus musste dringend versorgt werden. Doch bevor er wieder zurück über die Bretterwand kletterte, sah er sich kurz um und leuchtete mit der Lampe den Raum aus. Im Hintergrund schien es noch einen weiteren Gang zu geben; die Höhle war also von zwei Seiten aus zugängig.

Er beugte sich über die Kiste neben René, um sie zu öffnen. Sie war nicht fest verschlossen, und als er den Deckel aufklappte, entfuhr ihm ein Laut der Verblüffung. Die Kiste war voll mit Verbandsmaterial; Pflaster, Binden und sterile Auflagen lagen neben Einwegspritzen und Medikamentenpäckchen. Zudem gab es Opiate und Diazepam, wie er beim Überblicken der Verpackungen erkennen konnte. Münker hatte also einen reichhaltigen Fundus an

verschreibungspflichtigen Medikamenten. Winterberg dachte an den Vater, der an Krebs gestorben und von Münker gepflegt worden war.

Langsam lichtete sich das Dunkel.

Winterberg kletterte erneut über die Wand und beugte sich noch einmal über Natascha. Glücklicherweise hatte sich ihr Zustand nicht verändert. Er eilte zurück zu Lorenz, der noch immer Münker mit der Waffe bewachte und gelegentlich zu Steinhaus blickte. Der junge Kollege lag betäubt auf dem Boden.

An der Stirn des Entführers hatte sich ein dicker Bluterguss gebildet, aber die Blutung hatte aufgehört.

Münker bemerkte Winterbergs Blick. »Eigentlich dachte ich immer, Pistolen seien Schusswaffen. Ihr Kollege hat sie jedoch als Schlagwaffe missbraucht. Ein netter Trick, wie ich anerkennen muss. Vielleicht merke ich mir den.« Er sah belustigt zu Lorenz empor. »Zum Beispiel, wenn ich Ihren Kollegen hier überrumpelt und ihm die Waffe abgenommen habe. Ich bin gespannt, wie viel Schlagkraft man mit solch einem Pistolengriff hat!«

»Vorsicht!«, brüllte Lorenz und zielte auf Münkers Kopf. »Ich schieße schneller, als Sie sich überhaupt bewegen können. Ein kleiner Druck auf den Abzug, und das war's!«

Münker hob beschwichtigend die Hände und sah dann interessiert zu Steinhaus. Offensichtlich gefiel ihm, was er mit der Spritze angerichtet hatte.

Doch Winterberg hatte nichts übrig für Münkers Provokationen. »Ich hole Hilfe!«, rief er Lorenz zu und lief in den Stollengang zurück, aus dem sie vor wenigen Minuten gekommen waren. Er bückte sich, hielt den Kopf nach unten und rannte, so schnell es in dieser Haltung möglich war.

Diesmal kam er deutlich schneller voran als auf dem Hinweg; denn nun kannte er den

Weg und wusste, was ihn im Gang erwartete: Finsternis und hartes Felsgestein.

Als er endlich am Ende des Tunnels Licht sah, nahm er seine Stirnlampe ab und blinlte drei Mal damit: das verabredete Lichtzeichen. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis das Licht am Tunnelende zwei Mal kurz erlosch und wieder anging.

Schmitz hatte ihn verstanden. Ohne auf die Verstärkung und die Sanitäter zu warten, drehte Winterberg sich wieder um und rannte zurück, um Lorenz zu unterstützen.

Kapitel 69

Irgendwo im Hintergrund war ein Rauschen. Nein, ein Klopfen. Das Geräusch wurde lauter, kam immer näher. Es wurde zu einem Poltern, zu Stimmengemurmel und Getöse.

Plötzlich war es hell. Natascha kniff die Augen zusammen, um sich vor dem Schmerz zu schützen. Münker war wieder da, und er griff mit einer eiskalten Hand nach ihr. Sie zuckte zurück.

»Es ist alles in Ordnung.« Die männliche Stimme war leise, und sie spürte die leichte Resonanz ihres Brummens.

Der Mann löste ihre Fesseln, anschließend drückte er seine kalten Finger auf ihre Halsschlagader. Langsam öffnete er ihr linkes Augenlid und blendete sie mit einer kleinen Taschenlampe. Hoffentlich würde er sie narkotisieren. Sicher würde er das. Schließlich hatte er auch René betäubt und seine Wunden versorgt. Sonst wäre er schon vor einiger Zeit gestorben.

»Natascha, kannst du mich hören?«

Er griff unter ihren Rücken und hob gleichzeitig Oberkörper und Beine waagerecht an. Ein unglaublicher Schmerz zog durch Arme und Beine. Sie schrie. Die Fesselung hatte ihren Körper zu lange in eine unnatürliche Haltung gezwängt, und jetzt wehrten sich die Gelenke gegen jede Form der Bewegung. Zwei Männerstimmen sprachen miteinander, und Natascha kniff die Augen noch fester zusammen. Sie wollte nicht wissen, wie der andere aussah. Wer mochte sein Helfer sein? Schuster mit seinen rostigen Hirschfängern? Oder vielleicht sogar Reitmann, der Probleme auf mathematische Weise löste?

Trotzdem öffnete sie langsam, wie gegen ihren Willen, die Augen. Zwei schemenhafte Gesichter beugten sich über sie, klopften gegen ihre Wangen.

»Sie kommt zu sich!«

Die Stimme kam ihr seltsam bekannt vor.

»Natascha, ich bin 's, Winterberg!«

Wurde sie jetzt verrückt? Die Angst zauberte ein Trugbild in die Höhle: einen letzten schönen Moment vor dem unweigerlichen Ende. Der Mann vor ihr konnte nur Münker sein.

Sie wollte den Kopf schütteln, um das Traumbild loszuwerden. Doch irgendjemand hielt ihren Kopf fest.

»Natascha, hörst du mich?«

Wieder sprach Winterbergs Stimme zu ihr und entwickelte einen Sog, dem sie sich nicht entziehen konnte. Ihr Blick klarte langsam auf. Sie erkannte die Höhle, sah schemenhafte Gestalten darin und diffuses Licht, das gegen die Höhlendecke schien.

Und sie erblickte Winterbergs Gesicht, das sich über sie beugte. Es war schmutzig: voller dunkler Flecken auf Stirn, Nase und Wangen. Die Locken standen wirr vom Kopf ab; das Gesicht erinnerte sie an das eines Clowns.

Schlagartig riss sie die Augen ganz weit auf.

»Winterberg?« Ihre Stimme war ein heiseres Krächzen und schmerzte im Hals.

Ihr Kollege schloss kurz erleichtert die Augen.

Im Hintergrund hörte sie weitere Stimmen. Eine von ihnen kam ihr sehr vertraut vor. Lorenz! Sie richtete sich ein wenig auf, aber ein stechender Schmerz zog durch ihren gesamten Körper und drückte sie wieder zurück auf die Matratze.

»Wir haben René gefunden«, flüsterte Winterberg. Es klang sanft und väterlich. »Hinter der Bretterwand.«

Sie nickte vorsichtig. Ja, sicher lag er noch dort.

»Es geht ihm nicht besonders gut, aber er wird bestimmt durchkommen«, versicherte

Winterberg.

Ich weiß, wollte sie ihm sagen. Doch stattdessen bildete sich eine Frage auf ihrer Zunge: eine, die sie gar nicht stellen wollte. »Wie habt ihr uns gefunden?«

Aber sie musste ihn fragen, auch wenn ihr die Antwort Angst bereitete.

»Wir haben dein Fahrrad gefunden. Und den Höhleneingang unter einer Hütte, ganz in der Nähe des Bonuscaches.«

Natascha ahnte, dass da noch mehr war, aber das wollte sie nicht wissen. Noch nicht.

Winterberg strich ihr über die Haare und murmelte beruhigende Worte, die sie nicht verstand. Doch sie wirkten. Sie fühlte sich geborgen, soweit das in dieser Situation überhaupt möglich war. Natascha hörte ein Rumpeln, dann vernahm sie verschiedene Stimmen. Sie stammten von unbekannten Männern, die sich nicht die Mühe machten, gedämpft zu sprechen.

Ein Sanitäter mit grellorangegefärberer Weste beugte sich über sie, leuchtete in ihre Augen und fühlte ihren Puls. Ihre Reflexe schienen ihn zu beruhigen, denn er erhob sich lächelnd. Dann kam ein zweiter Sanitäter, und die beiden hoben sie auf eine Tragbahre. Die Muskeln schmerzten, aber sie versuchte, dies nicht zu zeigen. Niemand sollte merken, wie sie sich fühlte, dass sie sich schon aufgegeben hatte. Wie hatte sie sich nur so leichtfertig vom Leben verabschieden können!

Die Trage schwankte sanft, als sie durch die Höhle transportiert wurde. Der Stollengang erschien ihr unendlich lang und düster; das Tropfen jedoch, das sie seit Beginn ihrer Gefangenschaft gequält hatte, war plötzlich nicht mehr so aufdringlich. Zu guter Letzt veränderte sich das Licht; von oben schien eine natürliche Helligkeit in die Höhle, und sie erkannte das Gebälk einer Hütte.

»Mensch, Mädchen, was machst du denn für Sachen?« Schmitz stand am Zugang zum Stollen und schüttelte den Kopf.

Dann wurde sie nach oben gezogen und auf dem Dielenboden abgesetzt. Zwei weitere Sanitäter nahmen ihre Trage und brachten sie nach draußen.

Hinter sich hörte sie Schmitz fragen: »Was ist mit Steinhaus?«

Natascha fuhr ein Stich in die Magengrube. Sie versuchte, sich aufzurichten, doch einer der Sanitäter drückte sie wieder sanft zurück. »Bleiben Sie bitte liegen.«

»Was ist mit Simon?« Ihre Stimme klang schrill und hysterisch.

»Er ist okay«, antwortete der Sanitäter mit beruhigender Stimme. »Wir holen ihn grad aus dem Stollen. Der Täter hat ihn mit einem Betäubungsmittel gelähmt. Aber keine Sorge: der wird schon wieder. Und Sie auch.«

Natascha seufzte und schloss die Augen.

Der Albtraum war zu Ende.

Epilog

René öffnete langsam die Augen und blickte an die Zimmerdecke. Die gleiche, die er schon seit zehn Tagen ansah. Seit er das erste Mal hier aufgewacht war, hatte er sie angestarrt: so lange, bis er wieder in den Schlaf gesunken war. Einen Schlaf, der ihm keine Träume bescherte. Keine Nazgûl, nur Nebel und diffuse Bewegungen. Betäubung für ein paar Stunden.

Wahrscheinlich machten das die Tabletten. Das hatte jedenfalls die Psychologin gesagt. Es war einer der wenigen Sätze gewesen, die sie gesprochen hatte. Ansonsten saßen sie oft schweigend in ihrem kleinen Büro. Aber es war kein peinliches, drängendes Schweigen – keines, das einen zum Reden aufforderte. Es wäre in Ordnung, wenn sie gemeinsam schwiegen, hatte sie beim ersten Mal erklärt. René hielt sich daran. Wenn Schweigen in Ordnung war, dann würde er auch nicht reden. Es gab ohnehin keine Worte: nichts, was dem Grauen in der Höhle gerecht werden konnte. Vielleicht würden die Erinnerungsfetzen von allein verschwinden, wenn er sie nicht in Worte packte, sondern sie tief in seinem Innern versteckte. Wenn sie seinen Körper nicht verließen.

Es klopfte an der Tür. Leise und zaghaft. Dann noch ein weiteres Mal. Anschließend öffnete sich die Tür ein wenig, und ein Kopf spähte vorsichtig ins Zimmer. Als der Besucher sah, dass René wach war, betrat er das Krankenzimmer und schloss die Tür hinter sich.

Auf Renés Lippen lag ein leichtes Lächeln. »Manu.«

»Ja, alter Kumpel. Wie geht's dir heute?« Manuel Siebert kam an Renés Bett. »Ich hab dir wieder was mitgebracht, ein Hörbuch diesmal. Ich mein, wenn das mit dem Lesen noch zu anstrengend ist, dann kannst du die Geschichte ja auch hören.« Er blickte kurz auf Renés verbundene Hand. »Ist ganz spannend, ich hab das Buch gelesen. Es geht um ein Computerspiel, das an einer Schule rumgeht – ganz geheim. Es fängt an, die Leute zu beeinflussen; da vermischt sich dann die Realität mit dem Spiel. Mein Vater meinte zwar, ich sollte dir das besser nicht geben, aber ich denke, dass es dir gefällt.«

»Danke.« Renés Lächeln wurde breiter. Genau das mochte er an Manuel. Er war der Einzige, der irgendwie normal mit ihm umging und der nicht so tat, als müsste man ihn in Watte packen. Sicher, Manuel war der Sohn eines Lehrers, und deshalb steckte hinter dieser Computerspielgeschichte bestimmt noch mehr, wahrscheinlich irgendeine Moral oder so. Aber René machte das nichts aus. Ihm gefielen die Sachen, die Manuel mitbrachte, er hatte einen guten Geschmack. Und er hatte ihm seinen MP3-Player mit einer Menge Musik drauf ausgeliehen, und das mindestens so lange, bis ihm seine Eltern einen eigenen besorgt hatten.

»Kriegst du heute noch mehr Besuch?«, fragte Manuel und setzte sich auf die Bettkante.

René hob die Schultern an. »Auf jeden Fall meine Eltern. Und so wie ich die kenne, bringen sie mir bestimmt wieder einen Haufen Süßigkeiten mit. Wenn die so weitermachen, werde ich hier noch ganz fett.« Er klopfte sich mit der unverletzten Hand auf den Bauch. »Willst du wieder was mitnehmen? Ich krieg das alles nicht mehr in die Schublade.«

Manuel wackelte mit dem Kopf, als schien er zu überlegen. »Na ja, warum nicht. Aber nicht, dass du denkst, ich käme nur deswegen hierher!«

»Quatsch!« René öffnete mit der linken Hand die Schublade des Nachtschränkchens. »Bedien dich.«

»Steht das immer noch fest, dass du am Dienstag rauskommst?«, erkundigte sich Manuel und steckte sich ein Kaubonbon in den Mund.

René nickte. »Die Psychologin hat noch ein paar Bedenken, und zwar wegen meiner Mutter. Aber die hat jetzt eine Kur beantragt und wartet noch auf die Genehmigung. Sie hat sich selbst trockengelegt, sagt sie. An dem Tag, als die Polizei mich gefunden hat. Sie behauptet, das

wäre ein heilsamer Schock für sie gewesen. Mein Vater findet, dass wir diesen Tag immer im Gedächtnis behalten sollten, weil er da gleich zwei Menschen zurückbekommen hat.« René verzog das Gesicht. »Aber ich bin froh, wenn ich diesen Tag irgendwann auch wieder vergessen kann.«

»Find ich auch«, stimmte Manuel ihm schmatzend zu. Er wies mit dem Finger zur Fensterbank. »Von wem sind denn die Blumen da?«

»Heute Morgen war die Polizei hier. Die Kommissarin, die auch mit mir gefangen war, und dieser junge Polizist – Steinhaus heißt er –, der geholfen hat, uns zu befreien. Die sind ziemlich lustig, die beiden. Die zwei wollten mir einfach mal Hallo sagen und wissen, wie es mir geht. Die Kommissarin hat übrigens erzählt, dass Münker vielleicht gar nicht in den Knast geht, sondern in die Klappe.«

Manuel lachte verächtlich. »Da gehört er ja wohl auch hin!«

»Ja – und zwar für immer«, erklärte René und steckte sich ebenfalls ein Kaubonbon in den Mund.

Danke!

Einen Großteil des Romans habe ich während meines Residenzstipendiums im Künstlerdorf Schöppingen schreiben können. Das wäre ohne die Unterstützung von Petra Kauschke und Derya Aslan nicht möglich gewesen, die in dieser Zeit immer für meine Familie da waren.

Die Krimiautorin Sabina Atermatt war mir eine wichtige Begleiterin während meiner ersten schriftstellerischen Gehversuche. Ohne ihre Hilfe hätte ich mich im Gewirr viel zu vieler Nebenhandlungen verlaufen und hätte wohl nicht den Mut gehabt, mein Manuskript an eine Agentur zu schicken.

Meine Agentin Julia Krischak von der Agentur für Literatur und Illustration Thomas Schlück GmbH hat sich von Anfang an intensiv für die *Knochenfinder* engagiert und ist mir auch in stürmischen Zeiten eine wertvolle Ansprechpartnerin gewesen. Ohne ihren Einsatz wären die *Knochenfinder* nicht das, was sie jetzt sind: ein Buch.

Karin Schmidt vom Bastei Lübbe Verlag hat sich nach kürzester Zeit für die *Knochenfinder* entschieden und mir damit eine wunderbare Chance geboten. Ich hoffe, dass ich sie gut genutzt habe!

Dr. Arno Hoven hat mit feinem Gespür hoffentlich auch die letzten Ungereimtheiten entdeckt und dem Text den letzten Schliff verpasst. Dank seiner wertvollen Anmerkungen fühle ich mich für zukünftige Projekte gewappnet.

Die Hauptkommissare Uwe Weinhold und Georg Baum von der Siegener Polizei haben mir einige spannende und erstaunliche Stunden beschert, in denen ich sehr viel über die Arbeit der Polizisten gelernt habe. Wenn die Romanfiguren Fehler in der Ermittlungsarbeit machen, geht das allein zu meinen Lasten.

Das Team der Hundestaffel vom Arbeiter-Samariter-Bund in Siegen hat mir nicht nur Rede und Antwort gestanden, sondern mein spärliches Wissen über Hunde um einige Details erweitert. Der Jasper im Roman steht dabei stellvertretend für viele Spürnasen. Auch hier gilt: Fehler in der Geschichte habe ich allein zu verantworten.

Christoph Pallaske und Silja Surborg-Pallaske sind wunderbar kritische Testleser und haben mir damit ziemliches Kopfzerbrechen bereitet. Aber dafür haben sie mich auch mit Pizza auf ihrer Gartenterrasse entschädigt und ein paar gute Ideen beigesteuert.

Im Spätstadium der Arbeit an einem Roman kann die Kritik am Text gar nicht streng genug sein. Am Anfang jedoch sind Kommentare wie »Das lässt sich gut lesen« sehr hilfreich und beflügeln beim Schreiben. Für diesen wichtigen Motivationsschub danke ich meinen Probelesern aus der Anfangszeit.

Meine wunderbaren Töchter akzeptieren, dass ich andere Dinge am Computer mache als sie. Sie dürfen spielen – ich muss arbeiten. Und ich kann die Tür hinter mir schließen, ohne dass ein Chaos ausbricht. Dafür kann ich ihnen nicht genug danken!

Mein allergrößter Dank gilt jedoch meinem Mann, der mit unerschütterlicher Stärke hinter mir steht und geduldig all meine verrückten Ideen erträgt. Ohne ihn würde ich nicht schreiben.

Nachbemerkung

Die Geschichte dieses Romans ist frei erfunden. Auch die Personen sind meiner Fantasie entsprungen und haben keine realen Vorbilder. Die Handlungsorte hingegen existieren wirklich, aber die in *Knochenfinder* erwähnten Caches wird man dort nicht finden. An manchen Stellen habe ich mir jedoch sowohl bei den Orten als auch bei der Ermittlungsarbeit gewisse künstlerische Freiheiten genommen und die Wirklichkeit an die Bedürfnisse der Geschichte und ihrer Protagonisten angepasst.

Melanie Lahmer, geboren 1974 in Rotenburg/Fulda, lebt mit ihrer Familie in Siegen. Nach dem Studium der Erziehungswissenschaften arbeitete sie als Redakteurin und veröffentlichte Kolumnen und Kurzkrimis. KNOCHENFINDER ist ihr erster Roman und wurde von der Kunststiftung Nordrhein-Westfalen mit einem Stipendium ausgezeichnet. Wenn Melanie Lahmer nicht schreibt, sucht sie deutschlandweit Geocaches.

